DER SPIEGEL

Nr. 30/25.7.11
Deutschland: 4,– €

4 190700 704004 30

PRINTED IN GERMANY

NEUSTART

Wege aus der **Burnout**-Falle

Österreich € 4,30
Schweiz sfr 7,30
BeNeLux € 4,50
Dänemark dkr 43,–
Finnland € 6,70
Frankreich € 5,20
Griechenland € 5,70
Großbritannien £ 4,99
Hongkong HK$ 79,–
Italien € 5,20
Japan (inkl. tax) Yen 1.680,–
Malta € 5,60
Norwegen NOK 60,–
Polen (ISSN 00387452) Zł 29,–
Portugal (cont.) € 5,20
Schweden skr 61,–
Slowenien € 5,20
Spanien € 5,20
Spanien / Kanaren € 5,40
Thailand Baht 430,–
Türkei TL 13,50
Ungarn Ft 1.550,–

www.spiegel.de

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

Hausmitteilung

25. Juli 2011 **Betr.: Titel, Medizin, SPIEGEL GESCHICHTE**

Für die aktuelle SPIEGEL-Ausgabe stiegen sie in eine Kiste, doch immerhin wussten sie, worauf sie sich einließen. Schon im Januar dieses Jahres hatten sich zwei Fotomodelle – eine junge Dame, ein junger Mann – für ein SPIEGEL-Titelfoto in einen Kasten gezwängt. Das Bild illustrierte ein bedrückendes Lebensgefühl, eine Krankheit, der viele Deutsche zum Opfer fallen, Männer wie Frauen: Burnout, das Gefühl, ausgebrannt zu sein. Jetzt, ein halbes Jahr später, lassen die Redakteure Markus Dettmer, 50, und Janko Tietz, 38, eine zweite Titelstory folgen – die zeigt, wie Firmen bereits reagieren oder künftig reagieren sollten, wie der Einzelne sich befreien kann vom Psycho-Druck. „Wichtig ist, überhaupt erst mal zu akzeptieren, dass man gefährdet ist“, sagt Tietz. Mit dieser Wahrheit tun sich allerdings auch Konzerne schwer. Als Dettmer den MAN-Personalvorstand Jörg Schwitalla in der Zentrale in München nach dessen Strategien befragte, durfte er zunächst ein Kompliment einstecken: Die SPIEGEL-Titelgeschichte vom Januar wurde in der Vorstandsetage diskutiert, die Brisanz des Themas wurde so nochmals bewusst gemacht. Derzeit arbeite man an einer Strategie gegen Burnout. Vielleicht lassen sich die MAN-Chefs von der aktuellen Geschichte inspirieren (Seite 58)?

SPIEGEL-Titel 4/2011

Wie lebt man mit einem fremden Gesicht? Wie spricht man mit jemandem, der ein zweites Antlitz bekommen hat? Draußen stach die texanische Sonne, der New Yorker SPIEGEL-Korrespondent Ullrich Fichtner, 46, betrat ein Haus, ein abgedunkeltes Zimmer; auf dem Sofa saß Dallas Wiens, der Mann, der ein zweites Gesicht bekam. Durch einen schrecklichen Unfall hatte Wiens Haut, Muskeln, Augenlicht, Geruchssinn verloren. In einer der spektakulärsten Transplantationen der Medizingeschichte, mit zwei Dutzend Operateuren, war ihm ein Spender-Gesicht aufgepflanzt worden. Blickt man einem solchen Menschen in die Augen, wenn man ihn interviewt? Wiens’ fröhliche Art beruhigte Fichtner: „Es gibt bei ihm keine Scham, er will seine Geschichte erzählen“ (Seite 50).

BUD FORCE
Wiens, Fichtner

Schweden und Dänen, Polen und Böhmen, Habsburger, Papisten und Protestanten – aus allen Ländern, unter allen Fahnen fielen Söldnerheere in Deutschland ein, verwüsteten das Land: Der Dreißigjährige Krieg, 1648 beendet, gilt als deutsche Ur-Katastrophe. Aber trotz aller Not kamen Kunst und Wissenschaft nicht zum Erliegen, wurde das Erbe der Renaissance bewahrt. Das Heft SPIEGEL GESCHICHTE „Der Dreißigjährige Krieg“ ist von Dienstag an im Handel.

In diesem Heft

Titel

Wie Unternehmen ihre Beschäftigten vorm Burnout bewahren wollen 58

Deutschland

Panorama: Anklage wegen Untreue gegen ehemalige Vorstände der HSH Nordbank / Beschuldigter Hacker gesteht Angriff auf Computer von Polizei und Zoll / CDU will Autobahnen verkaufen 14
Europa: Deutschland macht den Weg frei für eine Fiskalunion 18
Edmund Stoiber fordert mehr Macht für die EU-Kommission 22
Geheimdienste: Das Verhältnis zwischen BND und Kanzleramt ist zerrüttet 24
Kommentar: Wie deutsche Wirtschaftsbosse Putin bei Laune halten 26
Baden-Württemberg: Der Kampf des grünen Ministerpräsidenten Kretschmann gegen die Rituale der Politik 28
Love Parade: Neue Aussagen dokumentieren das Versagen der Polizei 34
FDP: In den Großstädten findet die Partei kaum noch Zuspruch 36
Verbrechen: Die Hetzjagd gegen den Heidenheimer Sparkassendirektor Thomas Bögerl 38
Kirche: SPIEGEL-Gespräch mit dem Jesuitenpater Klaus Mertes über die Widerstände gegen die Aufarbeitung des Missbrauchsskandals 42
Bundeswehr: Die Kampfverpflegung für Soldaten wird leckerer 45

Gesellschaft

Szene: Warum überfällt ein Bienenschwarm ein Schokoladengeschäft? / Die Autorin Bettina Wündrich über das Glück berufstätiger Frauen ... 46
Eine Meldung und ihre Geschichte – warum ein Verkäufer von Küchenmöbeln, der einen Roman schrieb, fristlos gefeuert wurde 47
Medizin: Wie dem Amerikaner Dallas Wiens ein neues Gesicht transplantiert wurde 50
Ortstermin: Die CDU im norddeutschen Hasloh fürchtet eine Invasion der Facebook-Gemeinde ... 55

Wirtschaft

Trends: Strafanzeige gegen die Telekom / Metro will gegen Media-Saturn-Gründer in die nächste Instanz / Subventionen gehen zurück 56
Energiepreise: Wie sich die Bundesregierung ihre Energiewende schönrechnet 68
Finanzpolitik: Interview mit dem US-Ökonomen Lawrence Summers über die Zukunft des Euro und die Schulden der Vereinigten Staaten 70
Schuldenkrise: Weshalb Portugal zum europäischen Sorgenkind werden konnte 72
Handel: Schweizer erobern shoppend das deutsche Grenzland 76

Ausland

Panorama: Die Anschläge von Oslo / Radioaktiv verseuchtes Rindfleisch in Japan 78
Großbritannien: Murdochs Macht ist erloschen ... 80
Bestsellerautor Robert Harris über die bizarre Liebe der Briten zu ihren Boulevardblättern 82
Libyen: Der Vormarsch der Rebellen erlahmt 84
Der russische Nahost-Experte Jewgenij Primakow über die Suche nach einer politischen Lösung im Libyen-Konflikt 87
Peru: Familienblamage für den Präsidenten 89
Iran: Tagebücher aus Teheran 90
Global Village: Warum drei junge Litauer ihr kleines Land dufte finden 94

STEFFEN KÜGLER / DPA

Die Risiko-Union

Seite 18

Europa wächst in der Krise weiter zusammen. Beim Gipfel in Brüssel haben sich die Staats- und Regierungschefs der Euro-Zone auf Schritte geeinigt, die zu einem gemeinsamen Währungsfonds führen werden. Damit steigen die finanziellen Risiken für Deutschland.

Schwabe im Stresstest

Seite 28

Dicke Autos, Stuttgart 21 und ein Koalitionspartner mit Minderwertigkeitskomplexen: Winfried Kretschmann, der erste grüne Ministerpräsident, versucht sich an sein neues Amt zu gewöhnen, ohne gewöhnlich zu werden.

Üble Nachrede

Seite 38

Vor einem Jahr erschütterten die Entführung und der Mord an der Bankiersfrau Maria Bögerl die Republik. Als sich kein Täter fand, wurde ihr Mann von bösen Gerüchten verfolgt. Nun nahm er sich das Leben.

Fliegende Schiffe

Seite 96

GUILAIN GRENIER / ORACLE RACING

Oracle-Katamaran

Mit Katamaranen, die keine Großsegel haben, sondern Flügel, soll der America's Cup 2013 zum Fernsehereignis werden. „Es war offensichtlich, dass wir Veränderungen brauchen, ein junges Publikum, die Facebook-Generation“, sagt Russell Coutts, bester Skipper unserer Zeit und Chef des Titelverteidigers Oracle Racing, im SPIEGEL-Gespräch: „Wir werden Wasserblitzschach erleben.“

KHEIRKHAH / PICTURE-ALLIANCE / DPA

„Iran kann so schön sein“ Seite 90

Sie arbeiten, leben, träumen von Veränderung – und rechnen schon mit ihrer nächsten Verhaftung. Zwei Jahre nach der Niederschlagung der „Grünen Bewegung“ erzählen vier Iraner in Tagebüchern aus ihrem Alltag, einem Leben zwischen Hoffnung und Resignation.

Das zweite Gesicht Seite 50

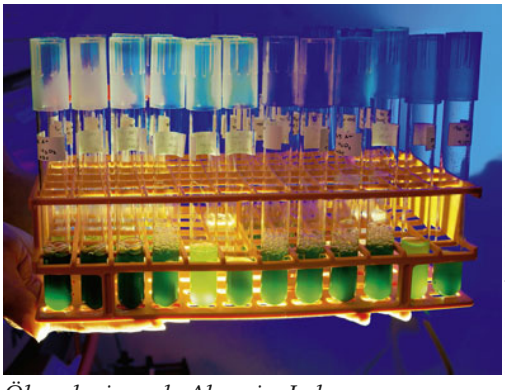
Bei einem Arbeitsunfall brennt ein Starkstromkabel dem Amerikaner Dallas Wiens das Gesicht weg. Zwei Jahre lang lebt er mit einer Gespensterfratze. Dann pflanzen ihm Ärzte das Antlitz eines toten Spenders auf.

Die Kinder der Hippies Seite 114

Die Regisseurin Doris Dörrie erzählt in ihrem neuen Roman davon, wie die Hippies der Siebziger ihre Kinder vernachlässigten. Oft habe sie eine „Verlorenheit“ beobachtet, sagt sie im SPIEGEL-Gespräch, die „mich sehr berührte“.

Benzin aus Algen Seite 104

Biotechniker haben Algen gentechnisch so verändert, dass sie Ethanol oder Rohöl ausscheiden. Für die Produktion der Öko-Treibstoffe benötigen die Einzeller nur Salzwasser, Kohlendioxid, Dünger und Sonnenlicht. Die Ausbeute ist bis zu 40-mal höher als bei Biospritpflanzen wie Raps oder Mais. Vor allem in den USA träumen neugegründete Firmen bereits von einer grünen Revolution.



RICK FRIEDMAN / DER SPIEGEL

Ölproduzierende Algen im Labor

Sport

Szene: NBA will 50 Millionen Dollar einsparen / Finanzier aus Abu Dhabi beteiligt sich an Vermarktung von 1860 München 95
Segeln: SPIEGEL-Gespräch mit Russell Coutts, Chef von Oracle Racing, über Tabubrüche beim nächsten America’s Cup 96
Fußball: Fenerbahçe Istanbul und sein Präsident versinken in einem Bestechungsskandal 100

Wissenschaft · Technik

Prisma: Kühlhaube gegen Schlafstörungen / Auch Bäume haben ein Gedächtnis 102
Energie: Algen aus dem Gen-Labor erzeugen Öko-Kraftstoffe 104
Gesellschaft: Der Glaube der Ungläubigen – worin sich Atheisten von Christen unterscheiden 106
Computer: Was steckt hinter dem ersten kommerziellen Quantenrechner der Welt? 108
Tiere: Deutsche Forscher enträtseln die Sprache der Schweine 109
Archäologie: Die Terrorwaffen des Piraten Blackbeard 111

Kultur

Szene: Der Schriftsteller Ali al-Dschalawi über die Flucht aus seiner Heimat Bahrain / Die Bonner Kunsthalle präsentiert bunte Trickfilm-Ästhetik aus Japan 112
Regisseurinnen: SPIEGEL-Gespräch mit Doris Dörrie über Fluch und Segen der Hippie-Bewegung und ihren neuen Roman 114
Bestseller 117
Kunstmarkt: Ein bayerisches Ehepaar glaubt, einen Leonardo da Vinci zu besitzen, und opfert dem Gemälde ein Vermögen 118
Literatur: Junge US-Autoren wie Gary Shteyngart verabschieden sich von der großen Idee, die einmal Amerika hieß 120
Lebensart: Alain de Botton, ein Philosoph aus London, baut den Briten Ferienhäuser 126
Musikkritik: Der Berliner DJ Ricardo Villalobos verjüngt das Jazz-Label ECM 129

Medien

Trends: Interview mit TV-Komiker Oliver Pocher über seinen Wechsel zu RTL / Japanische Regierung will kritische Atomberichte schärfer überwachen 131
Verlage: Deutsche Presseriesen finden keine gemeinsame Digital-Strategie 132

Briefe 6
Impressum, Leserservice 136
Register 138
Personalien 140
Hohlspiegel / Rückspiegel 142

Titelbild: Foto Axel Martens für den SPIEGEL

Großer Auftritt

Ein Gipfeltreffen der Schauspieler Lars Eidinger und Jens Harzer zum Beginn der Salzburger Festspiele. Außerdem im KulturSPIEGEL: wie Danny Boon das französische Kino rettet.

SPIEGEL-Titel 29/2011

„Berlusconi ist ein außergewöhnlicher Verkäufer mit großem Medienmegafon. Aber jetzt in der Wirtschaftskrise haben wir Italiener endlich verstanden, was für eine faule Ware Berlusconi uns verkauft."

Roberto Barsotti aus Florenz zum Titel „Ciao bella! – Vom Niedergang des schönsten Landes der Welt"

Nr. 29/2011, Ciao bella! – Vom Niedergang des schönsten Landes der Welt

Avanti Italia!

Bravo! Bei aller berechtigten Kritik am chaotischen System Italiens intoniert der Titel unser aller unverbrüchliche Liebe zu diesem Belpaese, dessen Charme und Buonavita überleben werden. Immerhin: Wer hätte für möglich gehalten, dass Rom, unter dem Damokles-Schwert lauernder Rating-Agenturen, es zustande bringt, innerhalb nur einer Woche mit Einbindung der rebellischen Opposition ein Sparpaket von fast 80 Milliarden Euro zu verabschieden? Da können doch die beschlusslosen Bundestagsparlamentarier mal etwas von der Italianità lernen. Also dann, avanti Italia!

Pura (Schweiz) Walter O. Vollmer

Eine bella Italia ohne Berlusconi wird es erst geben, wenn auch die Mehrheit der Italiener sich mit dem bösen Schatten Mussolinis auseinandersetzt. Hätten wir uns nicht seit den 68ern mit den Nazi-Verbrechen offensiv auseinandergesetzt, stünden wir nicht da, wo wir heute stehen.

Aachen Dr. Ralph Theile

Wie glaubwürdig ist ein Politiker, der mit einem diamantbestückten Edelgurt seinen Wählern von der Bühne aus erklärt, dass sie alle infolge von Sparmaßnahmen den Gürtel nun enger schnallen müssen?

Sursee (Schweiz) Pascal Merz

Können wir Deutsche es uns tatsächlich erlauben, derart arrogant und selbstgefällig den Stab über unsere südlichen Nachbarn und die Person des Herrn Berlusconi zu brechen? Erleben wir nicht gerade den gleichen peinlichen Niedergang der Politikerkaste, nur eben homöopathisch verdünnt, graumäusig und langweilig verpackt à la Merkel?

Holzkirchen (Bayern) Dr. Jürgen Lieske

Mag Berlusconi wohl unsympathisch sein, seine eigenen Interessen verfolgen wollen und diplomatisch ungeschickt sein, dennoch hat er es geschafft, als erster Ministerpräsident Italiens zweimal eine stabile Regierung zu bilden. Italiens Schuldenberg ist sicherlich besorgniserregend. Was Sie aber verschweigen: Das Haushaltsdefizit ist niedriger als in anderen großen Ländern Europas. Die meisten Schulden sind solche gegenüber dem eigenen Volk und Italiener tendieren mehr als andere Europäer zu Privatersparnissen – wenn auch inzwischen in geringerem Umfang.

Berlin Christian Barbieri

CLAUDIO LEONE / LAPRESSE / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Galagast Berlusconi in Rom 2007
Gesetze, um Privilegien durchzusetzen

Wie kann ein aufgeblasener Macho wie Berlusconi über ein Jahrzehnt lang ein EU-Land regieren? Wenn einem deutschen Politiker eine Affäre nachgesagt wird, kann er seine politische Laufbahn beenden. Berlusconi schafft lieber Gesetze, um seine Privilegien durchzusetzen.

Freiburg i. Br. Paul Schuler

Mamma mia, Klischee an Klischee! Was haben Sie sich bei dem Cover nur gedacht?

Hausach (Bad.-Württ.) Matthias Kaiser

Eindrucksvoller kann ein teuflisches Lachen nicht dargestellt werden!

Lörrach (Bad.-Württ.) Dr. Bernd Warkentin

Lasst mal den Silvio in Ruhe. Auch wir Deutschen haben in der Politik unsere großen und kleinen Berlusconis. Da ist mir das Original schon lieber.

Feilbingert (Rhld.-Pf.) Werner Linn

Der Gegensatz zwischen Italiens Vergangenheit und Gegenwart könnte tatsächlich größer nicht sein. Sonnenbrillen, Machos, leicht bekleidete Damen, viele Touristen – alles zutreffend. Aber auch eine Herzlichkeit, gepaart mit Leichtigkeit und Eleganz, die ihresgleichen sucht. Den Niedergang würde ich daher noch lange nicht prognostizieren. Bella Italia.

Venedig Christian Kirchesch

Nr. 28/2011, Gespräch mit Historiker Timothy Snyder über sein Buch „Bloodlands"

Betriebsunfall Hungertod?

Als Nachkomme deutscher Siedler, die fast 200 Jahre lang in der Ukraine als Bauern lebten, mit einem verhungerten Großvater und einem weiteren halben Dutzend elendig krepierter Familienangehöriger, die in ihren letzten Lebenstagen 1932/33 noch zu Kannibalen wurden, bin ich gespannt auf die Lektüre von Snyders Buch. Waren Millionen Hungertote ein Betriebsunfall des stalinistischen Systems, oder war es ein brutal geplanter Hunger-Holocaust? Effizient war der rote Terror allemal: Man raubte den Bauern das Saatgut und das Vieh und wartete ab. Das sparte die Munition für den sonst fälligen Genickschuss.

Adenau (Rhld.-Pf.) Wilhelm Kalteis

Die Opfer der Todeslager der Nazis und die Opfer des Gulags sind einen gleichermaßen grausamen und sinnlosen Tod gestorben. Man sollte ihnen nicht auch noch die Würde nehmen, indem man zwischen einem unverzeihlichen und einem etwas weniger unverzeihlichen Massenmord unterscheidet. Empathie und Menschenwürde sind unteilbar.

Laufach (Bayern) Wolfgang Roderus

Diskutieren Sie im Internet

www.spiegel.de/forum und *www.facebook.com/DerSpiegel*

- **Titel** Kümmern sich die Unternehmen genug um die Gesundheit ihrer Mitarbeiter?
- **Love Parade** Wie viel Schuld trägt die Polizei an der Katastrophe von Duisburg?
- **Wissenschaft** Warum glauben Gläubige – und woran glauben Atheisten?

Nr. 28/2011, Der politische Flurschaden des Panzerdeals mit Saudi-Arabien

Diktatur des Kapitals

Die Kanzlerin sollte die Nerven behalten und sich erst mal entspannen. Sich ein paar schöne Stunden machen im Kino oder vorm Fernseher. Vielleicht gibt es ja mal wieder Howard Hawks Klassiker „Leoparden küsst man nicht“.

HAMBURG HANS-EMIL SCHUSTER

THOMAS IMO / PHOTOTHEK.NET

Exportgut „Leopard“-Panzer
Geheimverhandlungen im Hinterzimmer

Vergessen wurde wohl gern und schnell die Hilfe von Saudis bei der Niederschlagung des Volksbegehrens und der Demonstrationen der Demokratiebewegung in Bahrain. Das Verhalten der CDU bei der geplanten Panzerlieferung ist weder christlich noch als demokratisch zu bezeichnen, es wird im Hinterzimmer in Geheimverhandlungen abschlussreif gemacht. Demokratische Beteiligung des Parlaments, Fehlanzeige! Kapital diktiert, Demokratie verliert.

BREMEN KLAUS-PETER HAAS

Warum regt sich die Opposition so auf? Die eitlen Saudis wollen sich doch nur mit der modernsten Technik schmücken. Und die Regierung möchte eine wichtige Waffenschmiede nicht pleitegehen lassen.

HAMBURG KLAUS MATTHIES

Für uns Deutsche, die wir leider auf dem Ölmarkt nur Kunden sind, lautet die entscheidende Frage: Haben auch wir einen Erfolg des arabischen Frühlings im Nahen Osten und eine eventuell damit verbundene Änderung der Lieferbedingungen für Öl zu fürchten? Und zwar so, dass wir heilige Werte (Menschenrechte, Unterstützung des historischen arabischen Frühlings, Verbot der Waffenlieferungen in Krisengebiete) über Bord werfen? Merkel und ihr Sicherheitsrat haben diese Frage anscheinend bejaht.

REHLINGEN (NIEDERS.) DR. WOLFRAM FROEB

Kriegsschiffe und Panzer an Diktatoren liefern und Hunderte Milliarden zum Versuch der Euro-Rettung bereitstellen. Dagegen eine (!) Million für die Hungernden in Kenia ausgeben, aber Getreide zu Biosprit verarbeiten lassen. Eine Schande!

BOTTROP HENRIK MICHELS

Dass man als Otto Normalverbraucher Waffengeschäften mit Unbehagen gegenübersteht, liegt wahrscheinlich in der Natur der Sache – es sei denn, man ist Jäger. Was mich dennoch an Ihrem Artikel stört, ist der moralisierende Unterton. Wofür halten sich die Autoren, dass sie die Politik quasi auffordern, die deutsche Rüstungsindustrie abzuschaffen? Mit welchem Recht glauben sie, andere souveräne Staaten und Kulturen zu kritisieren, die das gleiche Sicherheitsbedürfnis haben wie unser Staat?

KIEL SEBASTIAN K. BALTZ

Nr. 28/2011, Wie Sozial-Lobbys die Uno für ihre Interessen nutzen

Ein Armutszeugnis, so oder so

Erschütternd, dass ausgerechnet eine Institution wie die Uno scheinbar ohne jedwede Prüfung Anschuldigungen für bare Münze nimmt und veröffentlicht. Und beängstigend, da man sich doch fragen muss, ob dies ein einmaliges Vorgehen gegen ein Land war, dem man scheinbar immer noch eine Art Erbschuld zuweist – oder aber, ob im großen Stil ungeprüft veröffentlicht und angeprangert wird. Ein Armutszeugnis für die Uno, so oder so.

BOCHUM MELANIE MIZGALSKI

Die Uno hat von Aktivisten wie uns nichts wörtlich übernommen und macht das auch überhaupt nicht – sie prüft sehr genau und findet immer eigene Worte. Ihr Urteil fällt sie nach Befragung aller Beteiligten und intensiven Gesprächen. Es muss darüber hinaus einstimmig gefasst werden, sonst wird der Part gar nicht erwähnt.

GAUTING (BAYERN) CHRISTIANE LÜST

Wie schön, dass im „Armenhaus Deutschland“ endlich Schulferien sind! So bleibt mir wenigstens der Anblick der vielen abgemagerten Kinder erspart, die sich ohne Frühstück zur Schule schleppen. Frau Lüst und die Uno hätten auch von mir über dieses Problem informiert werden können. Wie oft habe ich Kinder in der Pause aus Riesentüten Chips mampfen sehen, weil sie nur Geld mitbekommen haben.

BRAUNSCHWEIG MARTIN DYCKA

KIM GRAF / DAPD

Demonstration in Berlin im Juni 2010
Für bare Münze genommen

Nr. 28/2011, Die Europäer wollen das Monopol der US-Rating-Agenturen knacken

Wer Fieber hat, merkt es

Da verstehe einer die Politik. Zuerst werden die Rating-Agenturen beschimpft, an der Finanzkrise schuld zu sein, weil sie Banken und Investments viel zu hoch bewertet haben. Und jetzt werden sie beschimpft, weil sie völlig zu Recht die maroden und bankrotten Länder an den Pranger stellen!

Stuttgart — Frank Widi

Man sollte die Rating-Agenturen nicht nur kritisieren, sondern ihnen auf die losen Zeigefinger klopfen. Übrigens, wozu brauchen wir Ratings? Athen merkt auch ohne Standard & Poor's, dass es Fieber hat.

Arlesheim (Schweiz) — Dieter Stark

Moody's, Fitch Ratings und Co. halten ganz Europa und jetzt sogar die amerikanische Regierung in Schach. Wer so viel Einfluss hat, müsste diesen auch besser nutzen. Wie

JÜRGEN FRANK / DER SPIEGEL

Agentur Fitch Ratings in New York
Auf die losen Zeigefinger klopfen

wäre es, wenn eine Rating-Agentur neben dem Ausfallrisiko auch bewertet, wie sozialverträglich ein Finanzinstitut wirtschaftet? So könnte für die Anleger transparenter werden: Welchen gesellschaftlichen Kollateralschaden erzeugen meine Bank und ihre Geschäftspartner?

Igel (Rhld.-Pf.) — Jakob Moggia

Nr. 28/2011, Kommentar von Jörg Kramer: Was taugt die Frauenfußball-WM?

Einfach umschalten

Wenn ich die Auftritte von diesen überbezahlten Vollzeitballartisten zum Maßstab nehme, ist sicherlich der Vergleich zum Musical eher gegeben als bei Ihrer machohaften Abwertung des Frauenfußballs. Beim Zappen bin ich beim Spiel unserer Frauen gegen die Nigerianerinnen fasziniert hängengeblieben – das ist mir beim Männerfußball noch nie passiert. Der schafft es dafür sehr gut, grölende, alkoholisierte Schlägertruppen zu generieren. Die Kosten für die Polizeieinsätze trägt dann der Steuerzahler, der Verein braucht das Geld für seine Helden.

Hamburg — Jürgen Stolte

Dass ein Torschuss – biologisch bedingt – vielleicht um 30 km/h langsamer ankommt, tut der Attraktivität des Sports keinen Abbruch. Dies ist auch im Tennis so, und niemand hätte einer Steffi Graf vorgeworfen, sie sei nur eine schlechte Cover-Version von Boris Becker.

Ihlow (Nieders.) — Christian Hohagen

Wir wissen alle, dass der Frauenfußball wahrscheinlich nie solch eine Masseneuphorie wie der Männerfußball auslösen wird, aber darum geht es auch überhaupt nicht. Genauso wenig geht es darum, den Fußball neu zu erfinden. Dass die Marketingstrategen den Frauenfußball als „neuen Premiumsport" bezeichnen, liegt daran, dass die Veranstalter mit ihren Werbepartnern Geld machen wollen – soweit ich weiß, ist das der Job von solchen Leuten.

Berlin — Stefanie Richter

Wenn Frauen Fußball spielen, dabei ihre Kraft und ihren Ehrgeiz investieren und es schaffen, viele Menschen mit ihrer sportlichen Leistung zu begeistern, gibt es daran doch nichts auszusetzen. Wenn Sie, Herr Kramer, kein Interesse an Frauenfußball haben, so sei Ihnen geraten: Emanzipieren Sie sich von dem Gefühl, sie seien verpflichtet, Frauenfußball toll zu finden – schalten Sie einfach um.

München — Dr. Hannah Weinbacher

Nr. 28/2011, Harald Welzer über Ökologie und Menschenrechte

Supercoole Empörung

Lob und Dank für Welzers furiosen Essay, in dem er uns so leidenschaftlich ins Gewissen redet! Die faulen Ausreden der Konformisten werden regelrecht zerfetzt! Das zarte Pflänzchen Wachstumskritik kann diesen Guss gebrauchen. Aber von der Politik wird man nicht erwarten können, dass sie treibstofffressende Autos verbietet, so wie im 19. Jahrhundert Kinderarbeit und andere Exzesse des Frühkapitalismus untersagt wurden. Es wird wohl dabei bleiben, dass Einzelne ihren Lebensstil ändern und zukunftsfähig machen.

Rostock — Joachim Lange

Einen herzerfrischenden Kontrast schaffen Welzers Worte zu dem hohlen und flachen Gedankengut realpolitischer Clowns. Während die seit langem in den stinkigen Sümpfen ihrer alternativlosen Gedankenbrühe um die Wette an die Tröge kraulen, setzt er klare menschliche Ziele.

Sefferweich (Rhld.-Pf.) — Werner Fröhlich

WOLFGANG MARIA WEBER

Einkaufsstraße in München
Leidenschaftlich ins Gewissen geredet

Welzer hat seinen Marcuse gut studiert, verzichtet aber darauf, dessen Quintessenz, nämlich dass Privilegien immer nur gewaltsam rückholbar waren, deutlicher auszusprechen. Er hofft noch auf die Gestaltungsfähigkeit der politischen Klasse. Wahrscheinlicher ist, dass es erst zu sozialen und ökologischen Katastrophen kommen muss, bevor wir alle unseren Konsum einschränken und die zerstörerische Macht des Finanzkapitals rigoros beschnitten wird.

Wuppertal — Michael Nitschke

Als jemand, der in seiner Sturm-und-Drang-Zeit mit einem 24 PS starken VW Käfer samt Freundin und Campingzelt den Gotthard überquert hat, kann ich Herrn Welzer nur Respekt aussprechen.

Mannheim — Georg Kelch

Als ich kürzlich vom Apple Store die Nachricht bekam, dass mein iPad 2 eingetroffen ist, war das Glücksgefühl nur vergleichbar mit Heiligabend in Kindertagen. Welzers Empörung über unsere Konsumabhängigkeit ist nachvollziehbar und wirkt supercool, für einen langen Moment komme auch ich mir richtig doof vor. Aber finden Sie bitte mal einen Essayisten, der mir nachhaltig die Freude am Konsum verdirbt!

Taiwan — Paul Robert Pestal

Erstmals in der Menschheitsgeschichte hätte ein relativ großer Teil der Weltbevölkerung die Möglichkeit, nicht mehr zu fragen – wie gelangen wir zu noch mehr Wohlstand? –, sondern: Wie wollen wir denn leben? Wollen wir wirklich alles tun, was uns technisch und finanziell möglich ist? Eigentlich eine große Chance. Damit sie genutzt wird, braucht es mehr solcher Artikel und eine breite öffentliche Diskussion.

Wien — Harald Ströbel

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

STEFAN OELSNER / ACTION PRESS

Kopper, Nonnenmacher

HSH NORDBANK

Teurer Abschied

Die Staatsanwaltschaft Hamburg will offenbar gegen alle im Dezember 2007 amtierenden Vorstände der HSH Nordbank Anklage wegen Untreue erheben. Den damals für die Ressorts Kapitalmarkt und Finanzen zuständigen Vorständen Jochen Friedrich und Dirk Jens Nonnenmacher droht zudem eine Anklage wegen Falschdarstellung der Unternehmensverhältnisse, wie aus Ermittlerkreisen durchsickerte. Grund: die Verwicklung in das Geschäft „Omega 55“ Ende 2007. Der hochriskante Wertpapier-Deal hatte in der Jahresbilanz des mehrheitlich den Ländern Hamburg und Schleswig-Holstein gehörenden Instituts zunächst mit 334 Millionen Euro zu Buche geschlagen.

Besonderes Erstaunen bei den Ermittlern erregt vor diesem Hintergrund der Aufhebungsvertrag für Nonnenmacher, der ein Jahr nach dem „Omega“-Deal zum Vorstandschef aufstieg. Der Vertrag räumt dem Ende März dieses Jahres auf Drängen der Anteilseigner ausgeschiedenen Banker große Privilegien ein – auch und gerade im Fall einer Anklage: „Es wird klarstellend festgehalten, dass die Tatsache einer etwaigen künftigen Anklageerhebung durch die Staatsanwaltschaft gegen Prof. Dr. Nonnenmacher für sich genommen die Gesellschaft nicht zur Rückforderung der Leistungen berechtigt.“ Zwar sieht die vom Aufsichtsratsvorsitzenden Hilmar Kopper unterzeichnete Vereinbarung eine Ausnahme vor, allerdings unter zahlreichen Einschränkungen. So müssen neue Erkenntnisse vorliegen, und zwar binnen zwei Jahren. Ausdrücklich ausgeschlossen sind alle Feststellungen, die schon die internen Ermittler der Anwaltssozietät Freshfields zu „Omega 55“ vorgelegt hatten. Aus dem Vertrag gehen auch die Endzahlungen an Nonnenmacher hervor: Als „erfolgsabhängige Tantieme“ gab es, laut Aufhebungsvereinbarung, 1,8 Millionen Euro für die Zeit bis März 2011. Für die Zeit danach bekam Nonnenmacher zur „Abgeltung aller vertraglichen Ansprüche“ noch einmal 2,13 Millionen Euro zugesagt. Außerdem übernahm die HSH „die im Zusammenhang mit dieser Aufhebungsvereinbarung entstandenen steuerlichen und anwaltlichen Beratungskosten bis zu einem Betrag von 85 000 Euro“. Ab Oktober 2015 darf Nonnenmacher weitere 1,5 Millionen Euro kassieren. Diese Summe hatte ihm im Juni 2009 der damalige Aufsichtsratschef Wolfgang Peiner als Altersversorgung zugesichert, plus 1,4 Millionen Euro Sofortzahlung.

AFGHANISTAN-ABZUG

SPD warnt Westerwelle

Außenminister Guido Westerwelle (FDP) setzt in der Afghanistan-Politik den Konsens mit der SPD aufs Spiel. Mit seiner Weigerung, einen konkreten Plan für den Beginn des deutschen Truppenabzugs zu nennen, verstößt er nach Auffassung der Sozialdemokraten gegen die Bedingungen, unter denen sie eine Verlängerung des Mandats Anfang des Jahres unterstützt hatten. „Entscheidend dafür, ob die SPD einer weiteren Verlängerung des Mandats zustimmt“, sagt SPD-Fraktionsvize Gernot Erler, „ist die Frage, ob die Ankündigungen der Bundesregierung verbindlich sind und umgesetzt werden.“ Bis Ende 2011 müssten erste Einheiten der Bundeswehr in Afghanistan reduziert werden. Auch das SPD-Präsidiumsmitglied Martin Schulz mahnt die Koalition, „sich sehr genau zu überlegen, ob sie den breiten Konsens gefährden will, den der Einsatz gegenwärtig hat“.

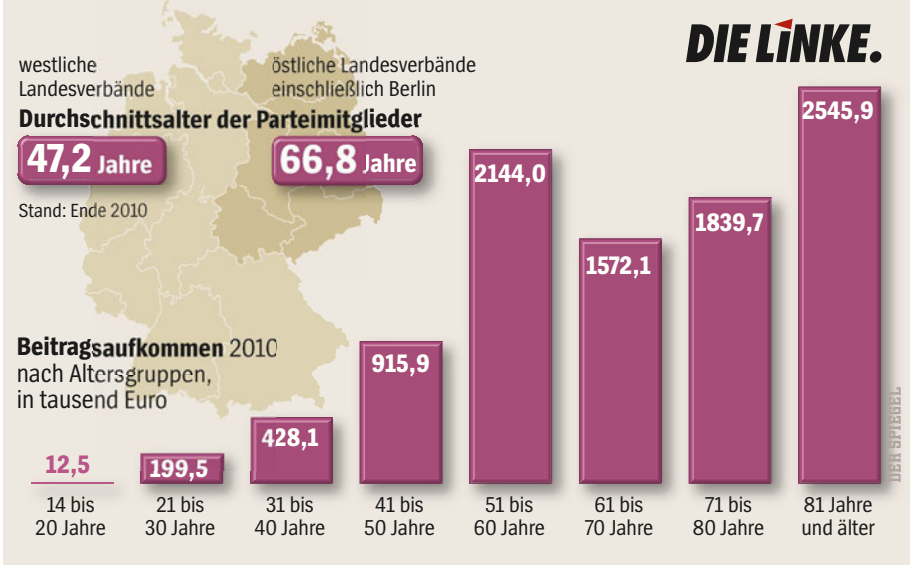
AXEL SCHMIDT / DAPD

Bundeswehrsoldaten in Afghanistan

LINKE

Partei der Greise

Schrumpfende Mitgliederzahlen und wachsende Finanzprobleme sorgen für Unruhe bei der Partei Die Linke. Dies geht aus internen Daten über die aktuelle Mitgliederstruktur sowie aus dem Protokoll eines Funktionärstreffens hervor. Die dem SPIEGEL vorliegenden Dokumente besagen, dass das Durchschnittsalter der mitglieder- und finanzstarken Landesverbände im Osten fast durchweg 65 Jahre überschreitet. Finanziell ist die Partei bis heute auf die Altmitglieder angewiesen, die weitgehend aus der SED stammen.
Die Mitgliederzahl schrumpfte seit 2009 von rund 78 000 auf inzwischen nur noch rund 71 000 Mitglieder.
Auf dem Treffen der Parteispitze mit den Kreisvorsitzenden Ende Juni kam die offenbar schlechte Zahlungsmoral vieler Genossen zur Sprache. Laut Protokoll wurde eindringlich die „Durchsetzung der Beitragsehrlichkeit“ gefordert. Auch die Anwerbung neuer Mitglieder bereitet der Partei Sorgen. Problematisch seien „die Grabenkämpfe vor Ort“, die aktive Mitgliedergewinnung verhinderten, heißt es im Protokoll: „Der Umgang in der Linken ist teilweise erschreckend und hat Ausstrahlung auf die Mitgliedschaft und vor allem bei der Neugewinnung von Mitgliedern. Man traut sich oft nicht, Neumitglieder auf Veranstaltungen mitzunehmen.“ Kein Verständnis zeigte die Basis für den geplanten Umbau der Parteizentrale in Berlin. Eine Spendenaktion dafür wurde abgelehnt. Irritiert reagierten die Funktionäre auf den Erfolg der Grünen, sie waren uneins, ob sie deren Rezepte kopieren oder ob sie bewusst „nicht den Grünen hinterherlaufen“ sollten. Der stellvertretende Vorsitzende Heinz Bierbaum räumte bei dem Treffen ein, dass das Alleinstellungsmerkmal der Linken als Partei der sozialen Gerechtigkeit etwas „verblasst“ sei. Immer wieder forderten Genossen vom eigenen Parteivorstand, „befriedend“ auf innerparteiliche „Kämpfe“ einzuwirken und sich solidarisch zu verhalten, „mehr konkrete Politik täte gut“. Ein Teil der Funktionäre ist offenbar vollkommen ratlos: „Warum wählen uns die Leute, deren Interessen wir vertreten, mehrheitlich nicht?“ Ein anderer zweifelt: „Verstehen wir die Wähler?“



VERKEHR

CDU will Autobahnen verkaufen

Weil dem Staat beim Straßenbau chronisch das Geld fehle, fordert die CDU in Baden-Württemberg den Verkauf einzelner Autobahnstrecken an private Investoren. „Wenn der Bund den Erhalt und Ausbau nicht mehr finanzieren kann“, sagt der Chef der CDU-Fraktion im baden-württembergischen Landtag Peter Hauk, könnte das Straßennetz verkauft werden. „Bei uns rollt so viel Verkehr auf den Straßen, dass diese Investition für Private durchaus lukrativ sein könnte.“ Auch Bundesverkehrsminister Peter Ramsauer (CSU) räumt Engpässe bei der Finanzierung ein: „Derzeit sind in meinem Etat rund fünf Milliarden Euro für die Finanzierung von Straßenbau vorgesehen. Das reicht nicht, um alle notwendigen Projekte zeitgerecht anzustoßen.“ Hauks Pläne scheinen attraktiv, weil die von der CSU vorgeschlagene Finanzierung über eine Maut auf rechtliche Probleme stößt. Die CSU-Idee sieht vor, die Kosten für die Vignette bei deutschen Autofahrern mit der Kfz-Steuer zu verrechnen. Damit aber, so der Wissenschaftliche Dienst des Bundestags, drohe eine nach europäischem Recht verbotene „Ungleichbehandlung von deutschen Autofahrern und Autofahrern aus anderen EU-Mitgliedstaaten“.

IMAGEBROKER / VARIO IMAGES

Mautkontrollbrücke

HESS-EXHUMIERUNG

Aktion einer Schwiegertochter

Die Auflösung der Grabstätte des früheren Hitler-Stellvertreters Rudolf Heß im oberfränkischen Wunsiedel ist von dessen Schwiegertochter Andrea organisiert worden. Die 58-Jährige bestimmte nach Angaben von Kirchenvertretern auch den Zeitpunkt der Exhumierung und legte ihn, offenbar zufällig, auf den 20. Juli 2011, den 67. Jahrestag des gescheiterten Attentats auf Adolf Hitler. Das Datum hatte in rechtsextremistischen Kreisen für Empörung gesorgt – die NPD nannte den Termin „besonders dreist“ und witterte eine Provokation durch Stadt und Kirche. Heß’ Schwiegertochter hatte die Friedhofsverwaltung erst am 19. Juli über die bevorstehende Aktion informiert. Vorausgegangen war ihr erfolgloses Bemühen, die Grabpacht um weitere 20 Jahre zu verlängern. Wie es aus dem Vorstand der evangelischen Kirchengemeinde hieß, hatte die Verwandte, die bis 2006 der umstrittenen Rudolf Heß Gesellschaft e. V. vorstand und für eine Stellungnahme nicht zu erreichen war, auch den Bestatter und den Abtransport des Grabsteins organisiert.

KABINETT

Minister der Reserve

Verteidigungsminister Thomas de Maizière (CDU) hat seinem Kabinettskollegen Philipp Rösler (FDP) zu einem historischen Auftritt verholfen. Beim Sommerbiwak der 1. Panzerdivision am 8. Juli in Hannover trat der Bundeswirtschaftsminister in seiner Uniform als Reserveoffizier auf – das hat außer ihm noch kein Bundesminister gemacht. De Maizière hatte Rösler zwei Tage zuvor am Rande einer Kabinettssitzung ausdrücklich dazu ermuntert. Als Reservist ist Rösler Stabsarzt, was einem Hauptmann beim Heer entspricht. Im Zivilberuf ist Rösler aber auch Stellvertreter der Bundeskanzlerin, die im Verteidigungsfall die Befehls- und Kommandogewalt ausübt. Theoretisch könnte Stabsarzt Rösler also zum Oberbefehlshaber der Truppe werden, wenn Angela Merkel ausfällt. De Maizières Ermunterung könnte daher die Frage aufwerfen, ob ein Offizier im Kabinettsrang den Primat der Politik in militärischen Fragen aufweicht. Die saubere Trennung zwischen Politik und Militär ist seit der Wiederbewaffnung Deutschlands 1955 zentrales Element der neuen Bundeswehr. Der Berliner Staatsrechtslehrer Ulrich Battis hält Röslers Tabubruch deshalb für bedenklich: Der Minister sei auch auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung der Bundeswehr „nicht als Offizier da, sondern als Vizekanzler – und dann kann er auch nicht die Uniform tragen“. Sein Göttinger Kollege Werner Heun hält das Ganze für eine „Geschmacksfrage“. Der Primat des Politischen werde „auch nicht aufgehoben, wenn er sich als Indianer verkleidet“. Rein rechtlich ist Rösler offenbar nichts vorzuwerfen. Zwar hat er es versäumt, das richtige Formblatt auszufüllen, um das Tragen der Uniform bei einer „Dienstlichen Veranstaltung geselliger Art“ zu beantragen. Das Placet des Verteidigungsministers reicht aber nach Aussage des Wehrressorts als Genehmigung.

WERNER STRUSS / ACTION PRESS

Rösler als Reserveoffizier

DATENSICHERHEIT

23-Jähriger gesteht Cyber-Attacke

Im Fall der Hacker-Angriffe auf Computer der Polizei und des Zolls hat einer der Beschuldigten gegenüber dem SPIEGEL eingeräumt, auf Behördenrechner zugegriffen zu haben. Allerdings bestritt der IT-Spezialist Dominik Z. jede Verbindung zu der Hacker-Gruppierung „No-Name-Crew“, die sich im Internet zu den Cyber-Attacken und der anschließenden Veröffentlichung vertraulicher Observationsdaten bekannt hatte. „Mit der No-Name-Crew habe ich nichts zu tun“, erklärte Z., „das werden auch die Daten auf meinem PC bestätigen.“ Weitere Angaben wollte der Systemelektroniker zunächst nicht machen. Vorigen Montag hatte das Bundeskriminalamt Z.s Wohnung durchsucht – wegen „Gefahr im Verzug“. Die Staatsanwaltschaft Karlsruhe führt ein Verfahren wegen des „Verdachts des Ausspähens von Daten“ gegen Z., ließ ihn jedoch nicht festnehmen. Parallel ermittelt die Kölner Anklagebehörde gegen einen weiteren mutmaßlichen Hacker. Bei ihm soll es sich um jenen Mann mit dem Pseudonym „Darkhammer“ handeln, der sich als „Leader“ der No-Name-Crew ausgab. Bei dem Angriff wurden mindestens vier Polizeirechner infiltriert und Daten aus dem Observationssystem „Patras“ kopiert. Zu den Servern gehört auch ein zentraler Computer der Bundespolizei in Heimerzheim sowie ein Zollrechner in Karlsruhe. Auf einem der Computer fanden die Ermittler mehrere Dutzend Trojaner, die sich offenbar unbemerkt installiert hatten.

Hacker Dominik Z.

KIRCHE

Versäumte Aufklärung

Die Zusammenarbeit zwischen der katholischen Kirche und Staatsanwaltschaften funktioniert bei Missbrauchsfällen offenbar immer noch nicht. Dies belegt der Fall des 46-jährigen Priesters aus Salzgitter, der in Untersuchungshaft den mehrfachen Missbrauch dreier Jungen zugegeben hat. Die Bistumsleitung hatte dem Priester bereits 2006, aber nur kirchenintern, ein Kontaktverbot zu einem Zehnjährigen ausgesprochen. Weder andere Eltern noch Staatsanwaltschaft wurden informiert. Das Bistum ließ den Geistlichen sogar weiterhin mit Minderjährigen arbeiten. Da der Priester auch zuletzt das Kontaktverbot missachtete, beschwerte sich die Mutter des Jugendlichen vor zwei Monaten beim Bistum. Wiederum schaltete die Kirche, entgegen ihren Versprechungen in der Missbrauchsdebatte des vergangenen Jahres, in diesem Jahr nicht sofort die Ermittlungsbehörden ein. Erst eine Anzeige von Eltern führte jetzt zur Verhaftung des Geistlichen.

BÜROKRATIE

„Das Geld ist leider weg“

Johannes Ludewig, 66, Vorsitzender des Nationalen Normenkontrollrats, über die Schwierigkeit, die Verwaltung zu vereinfachen

SPIEGEL: Die Bundesregierung stoppt die elektronische Verdienstbescheinigung Elena: eine weise Entscheidung?
Ludewig: Man muss leider sagen, die Idee, die aus der Hartz-Kommission kam, war gut, aber eben im Detail nicht zu Ende gedacht. Nur ein Beispiel: Wer heute Wohngeld beantragt, kann das per Post tun. Mit Elena hingegen hätte er persönlich in der Behörde vorbeikommen müssen. Zudem war für Leute, die krank sind, keine Vertreterregelung vorgesehen. Diese praktischen und bürgernahen Aspekte sind bei der ursprünglichen Konzeption vor fast zehn Jahren offensichtlich übersehen worden.
SPIEGEL: Wie konnte es zu solchen Pannen kommen?
Ludewig: Gerade bei ressortübergreifenden IT-Großprojekten kommt es entscheidend auf eine frühzeitige Abstimmung und Koordinierung an.
SPIEGEL: Die Unternehmen, die bereits Millionen Euro in das neue Verfahren investiert haben, fühlen sich getäuscht. Zu Recht?
Ludewig: Ich kann diese Enttäuschung verstehen, denn das investierte Geld ist leider weg. Für gravierender halte ich aber den Vertrauensverlust. Die Unternehmen haben Elena unterstützt, weil sie sich davon mittelfristig eine erhebliche Verwaltungserleichterung versprachen.
SPIEGEL: Wie soll es jetzt weitergehen?
Ludewig: Bloß nicht zurück zum Papier. Das Bundesarbeitsministerium hat angekündigt, ein Konzept zu erarbeiten, wie die bereits bestehende Infrastruktur des Elena-Verfahrens und das erworbene Know-how für ein einfacheres und unbürokratisches Meldeverfahren in der Sozialversicherung genutzt werden können. Denkbar wäre zum Beispiel, die Datenspeicherung zu dezentralisieren und gleichzeitig auf die bislang geplante elektronische Unterschrift zu verzichten. Wozu gibt es denn den neuen Personalausweis?
SPIEGEL: Im Koalitionsvertrag von Schwarz-Gelb wird Bürokratieabbau als wichtiges Ziel genannt. Sind Sie mit der Arbeit der Bundesregierung bislang zufrieden?
Ludewig: Der Erfolg kann sich sehen lassen. Die Unternehmen sind insgesamt um gut zehn Milliarden Euro Bürokratiekosten entlastet worden. Bestes Beispiel ist die bevorstehende Einführung der elektronischen Rechnungstellung. Sie soll den Unternehmen ermöglichen, ihren Geschäftsverkehr digital abzuwickeln – quasi Knopfdruck per Computer anstatt Papier per Post.
SPIEGEL: Und was lief schlecht?
Ludewig: Steuer- und Sozialsystem weisen in Deutschland immer noch Widersprüche auf, etwa bei der Frage, was zum Einkommen gezählt wird. Diese von Fall zu Fall unterschiedlichen Definitionen führen heutzutage immer wieder zu erheblichen Bürokratiekosten.

THÜRINGEN PRESS / ACTION PRESS

Ludewig

STEUERN

Bayern-FDP gegen Soli

Bayerns Wirtschaftsminister Martin Zeil (FDP) fordert die Abschaffung des Solidaritätszuschlags, sollte die von der schwarz-gelben Bundesregierung versprochene Steuerentlastung an der Zustimmung des Bundesrats scheitern. Der Solidaritätszuschlag sei „längst ein Etikettenschwindel“, weil das Geld „schnurstracks in den Bundeshaushalt fließt und schon lange nicht mehr dem Aufbau Ost zugutekommt“. Es könne nicht sein, dass die Steuereinnahmen auf neue Rekordwerte wüchsen, hohe Milliardenbeträge „für eine nur bedingt rationale Energiewende“ aufgebracht würden, aber für Entlastungen der Bürger kein Geld da sei, klagt der Liberale. Da die Einnahmen aus dem Soli allein dem Bund zustehen, braucht der von der Opposition dominierte Bundesrat seiner Abschaffung nicht zustimmen.

12
Milliarden Euro

spült der Solidaritätszuschlag dieses Jahr in die Bundeskasse.

EUROPA

Schlacht bei Waterloo

Die Beschlüsse von Brüssel haben den Kampf um den Euro nicht beendet. Aber sie geben Griechenland Zeit. Und sie sind ein Schritt in Richtung Fiskalunion. Deutschland haftet damit immer stärker für die Risiken anderer Länder, konnte jedoch eine Beteiligung der Banken durchsetzen.

Politiker Sarkozy, Merkel

TOBIAS SCHWARZ / REUTERS

Wenn Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy einen Erfolg vor der Presse verkauft, sieht das so aus: Er steht am Pult, große Pose, gewählte Worte. Er feiert sich und den „Einstieg in einen Europäischen Währungsfonds“. Sarkozy hat diesen Einstieg durchgesetzt.

Wenn die deutsche Bundeskanzlerin einen Erfolg vor der Presse verkauft, sieht das so aus: Sie hält ein Papier in den Händen, schaut es an, wedelt damit und sagt: „Ich würde das Ihrem exakten Studium überlassen, wenn Sie sich das noch einmal anschauen.“ Dann: „Es sind verschiedene Dinge enthalten, so zum Beispiel ein Tausch von Anleihen.“ Es geht, man merkt es kaum, darum, dass sich Banken und Versicherungen an der Rettung Griechenlands beteiligen. Merkel hat das durchgesetzt.

Die beiden Pressekonferenzen gab es am Donnerstag der vergangenen Woche in Brüssel. Die Staats- und Regierungschefs der Euro-Zone hatten sich auf ein neues Paket für Griechenland geeinigt. Es war ein deutsch-französisches Paket. Beide Seiten hatten nachgeben müssen, aber beide Seiten haben auch etwas durchgesetzt. Beide haben den Gipfel zu einem Erfolg gemacht. Aber nur Sarkozy trat danach als Retter des Euro auf.

Merkel liegt das Posieren nun einmal nicht. Am Tag darauf, bei einer Pressekonferenz in Berlin, sprach sie von der „merkelschen Leidenschaft“ für Europa, die eine spezielle Form der Leidenschaft ist, „ziemlich intensiv“ in ihren Augen. Das kann man bezweifeln. Große Worte für Europa fielen ihr auch diesmal nicht ein. Aber immerhin hat sie auf der technischen Ebene einen Beitrag dazu geleistet, dass sich Europa in die richtige Richtung bewegt: hin zu einer stärkeren Verzahnung der Volkswirtschaften.

Zum Jubeln gibt es aber noch keinen Grund. Zwar haben sich die Staats- und Regierungschefs mit ihren Beschlüssen Zeit gekauft. Sie können halbwegs beruhigt in den Sommerurlaub gehen. Doch endgültig gerettet sind weder Griechenland noch der Euro.

Der Essener Volkswirtschaftsprofessor Ansgar Belke zum Beispiel bleibt skeptisch: „Mit den Entschlüssen wird die Schuldenkrise nicht beendet, vielmehr dürfte das Risiko einer Ansteckung anderer Länder noch zunehmen.“ In Zukunft werde eine „zusätzliche, noch substantiellere Umschuldung notwendig“. Griechenland sei „immer noch nicht auf einen nachhaltigen Pfad gesetzt“.

Die Schlacht geht also weiter. Merkel sieht das so. Sie empfindet sich als Kombattantin in einer Schlacht um den Euro. Auf der einen Seite stehen die Regierungen der Euro-Zone, auf der anderen Seite die Finanzmärkte. Mit ständigen Attacken wollen die Finanzmärkte prüfen, wie lange die Europäer zusammenhalten, wie stark ihr politischer Wille ist. Merkel hält diese Attacken für legitim, die Politiker müssten sich eben wehren.

Ein Ort dieser Schlacht ist Brüssel, nur 15 Kilometer von Waterloo entfernt. Hier tagen regelmäßig Europas Staats- und Regierungschefs. Deren Problem, so sieht es auch Merkel, ist die mangelnde Einigkeit der Europäer. Der Süden der Euro-Zone versammelt sich hinter Frankreich. Für diese Länder ist der Begriff „Solidarität“ zentral: Die finanzstarken Länder, also vor allem die Nettozahler der EU, Deutschland, die Niederlande und Finnland, müssten für die schwächeren Länder einstehen, ihnen aus der Not helfen, auch wenn sie das eine Menge Geld kostet. Ein Instrument dafür ist ein europäischer Währungsfonds.

Der Norden versammelt sich hinter Deutschland. Für dieses Lager ist der Begriff „Wettbewerbsfähigkeit“ zentral. Gerade Merkel nennt ihn immer wieder. Deutschland sei eine der wenigen Volkswirtschaften der Euro-Zone, die dank ihrer starken Unternehmen voll in die Weltmärkte integriert sei. Diese Firmen seien einem harten Wettbewerb ausgesetzt. Da Staatsausgaben auch die Exporteure belasten, über Steuern und Abgaben, möchte Merkel möglichst wenig für die Nöte anderer Nationen ausgeben. Sie kämpfte zuletzt vor allem dafür, dass sich die privaten Gläubiger, also die Banken und Versicherungen, an einem weiteren Rettungspaket beteiligen.

Da Deutschland und Frankreich die Lager anführen, müssen sie sich auf eine Politik einigen. Der Rest folgt dann meist.

Vor dem Gipfel am Donnerstag war es, wie es meistens ist. Deutschland und Frankreich streiten um ein neues Rettungspaket. Am Dienstag verabreden Merkel und Sarkozy am Telefon, dass Sarkozy zu den entscheidenden Verhandlungen nach Berlin kommen soll.

Am Tag darauf trifft er um 17.30 Uhr vor dem Kanzleramt ein. Wie Teilnehmer der Verhandlung berichten, ist die Anspannung spürbar. Alle wissen, dass Europa ein Ergebnis braucht, dass die ganze Welt ein Ergebnis will. US-Präsident Barack Obama hatte die Kanzlerin angerufen, um zu sagen, wie wichtig die Rettung des Euro aus Sicht der USA sei.

Dann sitzt man sieben Stunden zusammen, bis um halb eins am Morgen, erst im kleinen Kabinettssaal im 6. Stock, später im Speisesaal im 8. Stock.

Nach einer Stunde wird klar, dass es ohne Jean-Claude Trichet, den Chef der Europäischen Zentralbank (EZB), nicht geht. Er wird angerufen, er setzt sich in die letzte Maschine von Frankfurt nach Berlin. Um 22.15 Uhr ist er im Kanzleramt. Auch Wolfgang Schäuble redet dort inzwischen mit.

In den ersten Stunden bewegen sich beide Seiten kaum. Man tauscht Argumente aus, ohne laut zu werden, Sarkozy temperamentvoll, Merkel ruhig. Die Experten rechnen, während die Chefs reden. Immer wieder rufen Politiker aus Europa an oder werden angerufen.

Etwa in der Mitte des Abends wird ein Kompromiss sichtbar. Als das Technische geklärt ist, wird es politisch-persönlich: Sind Merkel und Sarkozy bereit, diesen Weg miteinander zu gehen, ihn gemeinsam durchzustehen? Haben sie das Vertrauen zueinander?

Sie haben. Sie einigen sich, sie telefonieren mit dem europäischen Ratspräsi-

Beschlüsse des Euro-Krisengipfels

NEUE KREDITE

Günstigere Zinsen und verlängerte Laufzeiten

Griechenland bekommt neue Kredite bis ins Jahr 2014 in Höhe von

109 Milliarden Euro.

Davon gehen 54 Milliarden Euro direkt an den griechischen Staat, und 55 Milliarden dienen zur Absicherung der privaten Gläubigerbeteiligung.

Zinssatz: 3,5% statt wie bisher 4,5%.

Laufzeit: mind. 15 Jahre statt wie bisher 7,5.

Die Erleichterungen gelten auch für die Krisenländer Irland und Portugal.

PRIVATE GLÄUBIGER

Freiwillige Beteiligung des Finanzsektors

Banken und Versicherungen sollen sich mit mehreren Maßnahmen beteiligen, allerdings auf freiwilliger Basis:

- **Anleihen-Tausch**
  Umwandlung griechischer Anleihen in neue, länger laufende Papiere. Die Gläubiger nehmen einen Abschlag oder künftig niedrigere Zinsen hin, der Euro-Rettungsfonds stellt Sicherheiten für die neuen Papiere.
- **Verkauf von Altschulden mit Abschlägen an die EFSF**

Beitrag privater Gläubiger bis 2014:

50 Milliarden Euro.

RETTUNGSFONDS

Der Rettungsschirm soll effektiver werden

- **Aufkauf von Schulden** europäischer Krisenländer bei privaten Gläubigern. Die EFSF und der ab 2013 geltende ESM sollen unter bestimmten Umständen derartige Aufkäufe tätigen. Das geschah bislang nur durch die Europäische Zentralbank (EZB).
- **Vorsorgliche Kreditlinie** für Euro-Länder, die sie bei Bedarf nutzen können.
- **Stützung des Bankensektors** eines Landes durch Kredite an die betroffene Regierung.

WIEDERAUFBAU

Förderung von Wachstum und Investitionen in Griechenland

Ein Wiederaufbauplan soll die marode Wirtschaft wieder wettbewerbsfähig machen.

denten Herman Van Rompuy, stimmen ihn auf den Kompromiss ein. Noch ein paar Sätze für eine Presseerklärung, dann ist es geschafft. Keine Jubelstimmung, keine Euphorie. Erschöpfung.

Am Tag darauf, beim Gipfel in Brüssel, konnten sich Sarkozy und Merkel mit ihrem Programm weitgehend durchsetzen. Damit haben die Europäer einen Kurswechsel in ihrer Rettungspolitik vollzogen. Ihr Instrumentenkasten gegen die Krisen umfasst nunmehr Werkzeuge, von denen die Deutschen noch vor wenigen Monaten nichts wissen wollten.

Die Euro-Länder unternehmen damit einen weiteren Schritt, die zersplitterten Zuständigkeiten in der Finanzpolitik zu vergemeinschaften und zu zentralisieren. Wieder sind sie einer Wirtschaftsregierung ein Stück näher gekommen.

Der Rettungsschirm EFSF unter Leitung des Deutschen Klaus Regling wird aufgewertet. Er bekommt zusätzliche Aufgaben und Zuständigkeiten. Künftig darf er nicht nur notleidenden Ländern zu Hilfe kommen. Künftig kann er Ländern, die ins Visier der Anleger geraten sind, schon im Vorhinein Kredit gewähren, wenn dadurch Gefahren für die Währungsunion abgewendet werden. Die Maßnahme zielt insbesondere auf Spanien und Italien. Kämen diese beiden Staaten ins Straucheln, wäre der Bestand der Euro-Zone gefährdet.

Mit der neuen Aufgabe wird der Rettungsschirm EFSF immer mehr zu einer europäischen Variante des Internationalen Währungsfonds (IWF). Zudem dürfen der bis 2013 befristete Rettungsschirm EFSF und seine Nachfolgeorganisation Europäischer Stabilitätsmechanismus (ESM) künftig ihre Milliarden nutzen, um das Bankensystem angeschlagener Länder vor dem Kollaps zu bewahren.

Regling kann künftig direkt auf den Anleihemärkten intervenieren, um den Euro zu stabilisieren. EFSF und ESM dürfen Anleihen angeschlagener Länder aufkaufen. Die Maßnahme wirkt doppelt segensreich. Zum einen treibt sie die Anleihepreise in die Höhe, zum anderen ist sie ein aktiver Beitrag zum Schuldenabbau. In dem Umfang, wie der Rettungsfonds Anleihen eines Staates vom Markt nimmt, sinkt dessen Verschuldung.

Die Privatanleger beteiligen sich an den Sanierungskosten, weil sie auf einen Teil ihrer Forderungen verzichten. In einem von Regling finanzierten Rückkaufsprogramm veräußern sie ihre Papiere deutlich unter dem Nennwert, auf dessen Rückzahlung sie eigentlich Anspruch hätten.

Im neuen Rettungspaket für Griechenland steuern private Anleger auf diese Weise 12,6 Milliarden Euro bis 2014 bei. Insgesamt beträgt ihr Anteil am Rettungspaket aber 50 Milliarden Euro. Den Rest bringen sie auf, indem sie ihre fällig werdenden Anleihen um bis zu 30 Jahre verlängern. Bis 2019 sollen sie sich mit insgesamt 106 Milliarden Euro beteiligen.

GEORGES GOBET / AFP

Luxemburgs Premier Juncker, Deutsche-Bank-Chef Ackermann: *„Das trifft uns hart“*

Die Euro-Retter nehmen an, dass sich 90 Prozent der Anleger an der freiwilligen Umschuldung beteiligen. Papiere, die in Brüssel und Berlin herumgereicht werden, belegen, dass der Schuldenstand Griechenlands bis zum Ende des Jahrzehnts auf 110 Prozent des Bruttoinlandsprodukts sinken könnte.

„Dieser Deal ist eine goldene Chance für Banken und Versicherungen. Sie sollten ihn wahrnehmen.“

Kann das klappen? Gut möglich. Denn auch die Banken, die einen Umtausch oder Verkauf ihrer Anleihen verweigern, müssen ihre Bestände in den Büchern künftig endgültig abwerten. Es ist also ökonomisch unsinnig, nicht mitzumachen. Zudem verspricht der freiwillige Schuldenverzicht für die Anleger ein Geschäft zu werden. Zwar sagt Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann, „das trifft uns hart“. Doch das gehört zur Show. Er selbst hat dieses Programm zusammen mit dem luxemburgischen Regierungschef Jean-Claude Juncker ausgearbeitet.

Die Finanzinstitute, die sich freiwillig beteiligen, sollen 21 Prozent abschreiben. Bei vielen wird es allerdings dank bereits vollzogener Wertberichtigungen weniger sein. Die Deutsche Bank kam bei Berechnungen auf einen Abschlag von rund hundert Millionen Euro. „Der Privatsektor kommt da ganz gut raus“, sagt Thomas Mayer, Chefvolkswirt der Deutschen Bank. „Dieser Deal ist eine goldene Chance für Banken und Versicherungen. Sie sollten ihn wahrnehmen.“

Die Auswirkungen für Griechenland sind dagegen überschaubar. Gerade einmal um zwölf Prozentpunkte sinkt die Schuldenquote des Landes, also das Verhältnis der Schulden zum Bruttoinlandsprodukt, in den Anfangsjahren.

Damit wird der Schuldenstand nach den verabredeten Maßnahmen noch einige Zeit bei rund 150 Prozent liegen. Das kann Griechenland nicht allein schultern. Berechnungen der Deutschen Bank gehen davon aus, dass Griechenland unter den neuen Bedingungen für viele Jahre Etatüberschüsse erwirtschaften müsste, um im Jahr 2020 beim üppigen Schuldenstand Italiens anzukommen – bei 120 Prozent des BIP.

Wie fragil die Lage des Landes noch immer ist, geht auch aus einem aktuellen Lagebericht der Troika hervor, also des Expertenteams von Internationalem

THIERRY ROGE / REUTERS

Europäer Papandreou, Van Rompuy, Barroso: *„Auf Messers Schneide“*

Währungsfonds, EU-Kommission und EZB: Die Schuldentragfähigkeit Griechenlands stehe „auf Messers Schneide“, aber sie sei gegeben. Der Vertreter der EZB verweigerte die Unterschrift unter das Papier.

Wolfgang Franz, Chef des Sachverständigenrats, hätte sich energischere Schritte gewünscht. Kritik übt er daran, dass das Rückkaufsprogramm die Privatanleger nur mit 12,6 Milliarden Euro belastet. „Hier wäre ein größerer Schritt erforderlich gewesen, um die Schuldenquote zu senken.“

„Für Griechenland ändert sich kaum etwas“, findet Henrik Enderlein, Professor an der Hertie School of Governance in Berlin. „Das Land ist weiter insolvent, die Banken haben aber Ruhe.“

Bundesbank-Präsident Jens Weidmann, bis vor kurzem noch einer der engsten Berater Merkels, sieht den Euro-Raum sogar auf dem Weg „hin zu einer Vergemeinschaftung von Risiken im Falle unsolider Staatsfinanzen“.

Im deutschen Bundestag ist die Stimmung ebenfalls gespalten. Wenn im Herbst über das Rettungspaket abgestimmt wird, wird sich Merkel einer eigenen Mehrheit kaum sicher sein können. Vor allem die FDP hat Probleme mit dem Beschluss. Sie hatte ausgeschlossen, dass der Rettungsfonds auf dem Sekundärmarkt Anleihen kaufen darf.

Bundesfinanzminister Schäuble stand daher vergangene Woche in permanentem Kontakt mit Spitzenliberalen, um für Unterstützung für die umstrittene Klausel zu werben. Otto Fricke, der Parlamentarische Geschäftsführer der FDP im Bundestag, ist optimistisch, dass sich eine Mehrheit für das Paket findet. „Die EFSF darf auf dem Sekundärmarkt nur unter engen Auflagen operieren“, sagt er. „Außerdem haben wir bei der Beteiligung des privaten Sektors viel erreicht.“

Konsens ist das nicht. „Die Kastrierung des deutschen Bundestages durch Beschlüsse auf europäischer Ebene wird fortgesetzt“, sagt der unermüdliche Euro-Skeptiker Frank Schäffler von der FDP.

Gegenwind erhält Merkel auch aus der eigenen Partei. „Dieses Paket hilft Griechenland nicht weiter. Schon heute stellt sich die Frage nach Hilfspaket Nummer drei“, sagt Klaus-Peter Willsch. Der CDU-Haushälter kritisiert die Möglichkeit der EFSF, Anleihen von Krisenländern selbst zu kaufen. „Diese Konstruktion ist gefährlich nah an den Eurobonds.“

Der CSU verordnete Parteichef Horst Seehofer zwar Unterstützung für die Linie der Kanzlerin. Beim Treffen der Landesgruppe in Kloster Banz brach sich am vergangenen Donnerstag die Skepsis aber Bahn. Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich bezweifelte auf der internen Sitzung, ob die Griechen in der Euro-Zone bleiben sollten. Ohne den Euro könnten sie ihre neue Währung abwerten und an Wettbewerbsfähigkeit gewinnen.

Sollte Merkel bei der Abstimmung keine eigene Mehrheit bekommen, wird das Rettungspaket trotzdem den Bundestag passieren – mit Hilfe der SPD. Parteichef Sigmar Gabriel spricht von einem „großen Fortschritt“, übt aber auch Kritik. „Das alles hätten wir schon vor Monaten haben können, das hätte Milliarden gespart.“ Als „Versagen“ bezeichnet Gabriel, dass es weiterhin keine Finanzmarkttransaktionsteuer geben wird – „und das, obwohl es dafür inzwischen große Zustimmung auf europäischer Ebene gibt“. Gabriels Fazit: „Insgesamt aber ist das Ergebnis ein Riesenschritt, deshalb werden wir uns dem im Bundestag nicht verschließen, sondern zustimmen.“

Kritik kam am Donnerstag auch vom Präsidenten der EU-Kommission José Manuel Barroso: „Wir hätten diese Beschlüsse früher treffen sollen.“ Das richtete sich gegen Merkel, die sich lange gegen neue Kompetenzen für die EFSF gewehrt hatte und so in den Ruch der mangelnden Solidarität kam.

Sie hat in den vergangenen Monaten viel Porzellan zerschlagen und viele Positionen räumen müssen. Merkel leugnet Letzteres nicht. Aber sie hält sich zugute, dass sie mit ihrem Widerstand gegen schnelle und umfassende Solidarität erreicht hat, dass Länder wie Griechenland und Spanien Reformprogramme auf den Weg gebracht haben. Ihre Sorge war immer, dass Deutschland für Länder wie Griechenland zahlt und zahlt, die aber einfach immer weiter Geld ausgeben und nichts für ihre Wettbewerbsfähigkeit tun.

Dazu sagte sie vor der Bundespressekonferenz am Freitag vergangener Woche: Angesichts der Aufholjagd der Schwellenländer „dürfen wir uns auf dem Erreichten nicht ausruhen“. Und sie sagte: „Die Solidarität ist mit Konditionen zu verbinden.“ Das ungefähr ist ihr Programm für Europa, ein allzu kleines, aber diese beiden Elemente sind richtig.

Die Sehnsucht nach größeren, nicht nur merkelsch-leidenschaftlichen Worten bleibt also auch am Ende dieser Etappe der Schlacht: „Nach der akuten Krisenbewältigung müssen wir wieder eine gemeinsame Sprache dafür finden, warum Europa wichtig ist“, sagt Forschungsministerin Annette Schavan, zugleich stellvertretende Vorsitzende der CDU. „Allein der Verweis auf das Friedenswerk, der noch die Generation Helmut Kohls prägte, reicht heute nicht mehr aus.“

Christoph Hickmann, Dirk Kurbjuweit, Peter Müller, Christian Reiermann, Christoph Schult, Anne Seith

„Mehr Macht für Brüssel“

Der ehemalige CSU-Vorsitzende Edmund Stoiber, 69, über antieuropäischen Populismus und Wege aus der Euro-Krise

Bürokratie-Bekämpfer Stoiber

NEUMANN UND RODTMANN / DER SPIEGEL

SPIEGEL: Herr Stoiber, schämen Sie sich manchmal, wenn Sie alte Zitate von sich über Europa lesen?

Stoiber: Nein. Warum?

SPIEGEL: Sie haben die Europäische Union 1993 als „Kopfgeburt“ bezeichnet. Würden Sie das wiederholen?

Stoiber: Ich bleibe dabei: Die europäische Einigung ist nicht das Ergebnis einer breiten Volksbewegung gewesen. Sie war die große Leistung von Konrad Adenauer oder Charles de Gaulle. Europa ist ein Konstrukt politischer Klugheit aus den Erfahrungen der beiden Weltkriege.

SPIEGEL: Würden Sie Helmut Kohl im Rückblick noch einen „Europa-Illusionisten“ nennen?

Stoiber: Helmut Kohls historische Leistung ist neben der Wiedervereinigung die Gründung der Europäischen Union. Ohne ihn gäbe es die EU in ihrer jetzigen Struktur nicht. Meine Kritik war damals, dass zu schnell zu viele Zuständigkeiten an Brüssel übertragen werden und die Bürger bei dem Tempo nicht mitkommen. Mein Freund, der luxemburgische Premierminister Jean-Claude Juncker, hat die Methode einmal so formuliert: Wir Politiker beschließen etwas, dann ducken wir uns und warten, ob die Öffentlichkeit reagiert. Wenn eine Reaktion ausbleibt, machen wir weiter. Das schafft in der Bevölkerung Akzeptanzprobleme.

SPIEGEL: Trotzdem reden Sie heute viel positiver über die EU als früher. Haben Sie Ihre Meinung geändert?

Stoiber: Keineswegs. Ich habe als bayerischer Ministerpräsident die Bürokratie und die Bürgerferne kritisiert und kritisiere sie heute, als ehrenamtlicher Vorsitzender der EU-Arbeitsgruppe für den Bürokratie-Abbau, noch immer. Ich gehörte damals zu den wenigen Kritikern der Euro-Konstruktion und fühle mich heute in meinen Befürchtungen bestätigt. Zu sagen, ich hätte wegen eines Ehrenamtes meine europäischen Grundpositionen verändert und mich vom Saulus zum Paulus gewandelt, ist oberflächlich und falsch.

SPIEGEL: Neulich haben Sie gesagt, die EU-Kommission genieße zu Unrecht einen schlechten Ruf. So ein Satz wäre Ihnen früher nie über die Lippen gekommen.

HOLLANDSE HOOGTE / LAIF

Niederländischer EU-Gegner Wilders
„Nährboden für Populisten“

Stoiber: Ich werde Ende des Jahres in Brüssel in einem Bericht feststellen, dass gut ein Drittel der Bürokratie-Probleme durch den ineffizienten Vollzug der Mitgliedstaaten entstehen. Dazu kommt: Die nationalen Regierungen nehmen eine europäische Regelung und satteln nationale Vorschriften drauf, die sie ohne die EU innenpolitisch nicht hätten durchsetzen können. Und wenn Kritik aufkommt, sagen die Regierungen in Berlin oder Paris: Das waren die Deppen in Brüssel.

SPIEGEL: Sie wussten doch auch früher schon, dass nicht alles schlecht ist, was aus Brüssel kommt. Haben Sie es nur nicht gesagt, weil es unpopulär war?

Stoiber: Natürlich habe ich manchmal zugespitzt. Aber meine grundsätzliche Kritik war mehr als berechtigt. Man hat mich damals als Europa-Gegner bezeichnet, was absurd ist, denn niemand würde dem SPIEGEL wegen eines kritischen Artikels über die Bundesregierung vorwerfen, deutschlandfeindlich zu sein. Kritik gehört zum Wesen der Demokratie.

SPIEGEL: Auf das gleiche Argument könnten sich EU-skeptische Parteien wie der Front national in Frankreich oder die „Partei für die Freiheit“ des Niederländers Geert Wilders berufen.

Stoiber: Nein, denn wir haben heute eine grundlegend andere Situation. Die europäischen Bürger sind sich leider immer

weniger darüber bewusst, dass sie von der EU profitieren. Das bereitet den Nährboden für populistische Parteien, die wiederum immer stärker die nationale Politik bestimmen. Nehmen Sie nur den Angriff Dänemarks auf eine der größten Errungenschaften der EU, die Reisefreiheit.

SPIEGEL: Gilt das auch für die Bundesregierung?

Stoiber: Nationale Interessen spielen heute überall eine immer größere Rolle. Nach einem Gipfel behauptete bisher jeder Staats- und Regierungschef stets, er oder sie habe sich durchgesetzt, das galt für den französischen Präsidenten genauso wie für den italienischen Premierminister oder die deutsche Bundeskanzlerin. Beim Sondergipfel vergangene Woche war es, aus gemeinsamer Sorge um den Euro, anders. Generell wäre es wichtig, eine Vision für das Europa im 21. Jahrhundert darzustellen.

SPIEGEL: Und die wäre?

Stoiber: Das 21. Jahrhundert wird von wenigen großen Staaten geprägt werden. Menschenrechte, Finanzkrise, Klimaschutz und Energie – diese großen Fragen werden auf der Weltbühne entschieden. Unsere einzige Chance, hier mitzuspielen, ist die EU. Entweder Europa findet zusammen und entwickelt sich auf Augenhöhe zu den USA und China – oder wir versinken in der Bedeutungslosigkeit.

SPIEGEL: Eine Weltmacht könnten aber nur die „Vereinigten Staaten von Europa“ sein?

Stoiber: Die Menschen in Europa sind nicht bereit, sich einem europäischen Bundesstaat mit einer Zentralregierung unterzuordnen. Sie wollen ihr Vaterland nicht aufgeben. Das spricht jedoch nicht gegen eine Stärkung Brüssels. Die Mitgliedstaaten werden weiterhin eine wichtige Rolle spielen, aber sie müssen in den Fragen der Globalisierung auch Macht an Brüssel abgeben.

SPIEGEL: Sind Sie für eine Stärkung der Kommission?

Stoiber: Die derzeitige Konkurrenzsituation zwischen dem Kommissionspräsidenten José Manuel Barroso und dem Präsidenten des Europäischen Rates Herman Van Rompuy halte ich für keine gute europäische Lösung. Die Euro-Krise hat gezeigt, dass die Kommission gegen unverantwortliche Verschuldung mehr Eingriffsmöglichkeiten bekommen muss.

SPIEGEL: Empfinden Sie Genugtuung, dass sich Ihre Warnungen vor einer Aufnahme Griechenlands in die Euro-Zone als berechtigt herausgestellt haben?

Stoiber: Nein. Aber bei allen Verdiensten von Gerhard Schröder um die Reformen der Agenda 2010: Es ist sein historischer Fehler, dass er der Aufnahme Griechenlands zugestimmt und den Stabilitätspakt aufgeweicht hat. Das führte dazu, dass andere Länder, vor allem die im Süden,

die Maastricht-Kriterien auch nicht mehr so ernst genommen haben.

SPIEGEL: Auch Bundeskanzlerin Angela Merkel hat beim Stabilitätspakt klein beigegeben. Sie verzichtete gegenüber Frankreich auf die Forderung, dass ein Land beim Verstoß gegen die Maastricht-Kriterien, zum Beispiel hoher Verschuldung, automatisch bestraft wird.

Stoiber: Ohne automatische Sanktionen lässt sich die Mentalität des Schuldenmachens wohl nicht brechen. Natürlich braucht man eine deutsch-französische Einigung, aber sie ist nicht alles. Die Bundesregierung sollte Nicolas Sarkozy davon überzeugen, dass er die nächsten Wahlen nicht gewinnt, indem er sich die Option offenhält, mehr Schulden zu machen.

SPIEGEL: Halten Sie die Beschlüsse des Euro-Gipfels vom vergangenen Donnerstag für ausreichend?

Stoiber: Sie sind eine beachtliche Chance. Die Beteiligung der Banken ist jedenfalls ein wichtiger Erfolg. Entscheidend werden jetzt harte Reformen und ein Aufbauprogramm für Griechenland sein. Die Griechen haben sich so viel Fett angefressen, dass sie den Marathonlauf nicht schaffen. Also müssen sie abspecken und neu anfangen. Dann wird man sehen, ob man um einen echten Schuldenschnitt herumkommt.

SPIEGEL: Helmut Kohl hat die Europapolitik der Kanzlerin kritisiert – zu Recht?

Stoiber: Er dementiert das. Ich habe großes Verständnis dafür, dass die Kanzlerin den richtigen Zeitpunkt sucht und darauf achtet, ihre Regierungsfraktionen und die Bevölkerung mitzunehmen. Bei alledem aber sollte die Bundesregierung den Grundsatz von Helmut Kohl beherzigen, die kleineren EU-Partner einzubinden.

SPIEGEL: Auch in Ihrer Partei, der CSU, wird über Europa gestritten. Generalsekretär Alexander Dobrindt fordert, dass Brüssel Kompetenzen zurückgibt.

Stoiber: Deutschland hat in den achtziger und neunziger Jahren den Binnenmarkt bewusst gestärkt und Brüssel viele Kompetenzen übertragen. Es waren vor allem die Unternehmen, die möglichst einheitliche Regelungen verlangten. Diesen Prozess zurückzudrehen würde die deutsche Wirtschaft nicht mitmachen.

SPIEGEL: Würden Sie Angela Merkel empfehlen, als erste Frau an die Spitze der EU-Kommission zu wechseln?

Stoiber: Die Frage will ich mit einem Zitat von Joschka Fischer beantworten. Wir haben einmal bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung des Malteser Hilfsdiensts über Europa diskutiert. Fischer hat gesagt: Erst wenn der französische Präsident oder die deutsche Bundeskanzlerin den Anspruch erhebt, Präsident der Europäischen Kommission zu werden, ist Europa dort angekommen, wo es ankommen sollte.

Interview: Dirk Kurbjuweit, Christoph Schult

THOMAS PETER / REUTERS

Agentenchef Uhrlau: *Auge und Ohr der Bundesregierung*

GEHEIMDIENSTE

Der Abendsonne entgegen

Das Verhältnis zwischen BND und Kanzleramt ist zerrüttet, der Dienst gelähmt. Mit der Ernennung eines neuen Präsidenten muss die Kanzlerin auch über eine Neuausrichtung entscheiden.

Die Runde ist klein, sie trifft sich jeden Dienstag im Kanzleramt, und die Geheimhaltung ist so streng, dass noch nicht einmal ein Protokoll geschrieben wird. Die „Präsidentenrunde“ besteht aus den wichtigsten Sicherheitsexperten der Republik, den Präsidenten der Nachrichtendienste, des Bundeskriminalamts, einigen ausgewählten Staatssekretären, und sie tagt in einem Zimmer im siebten Stock neben dem Büro von Kanzleramtschef Ronald Pofalla. Denn der soll hier regelmäßig über die aktuelle Sicherheitslage informiert werden.

An einem Dienstag vor drei Wochen eröffnete Angela Merkels Geheimdienstkoordinator Günter Heiß der Runde, er müsse eine unschöne Affäre aus dem Bundesnachrichtendienst offenbaren, die er auch dem zuständigen Parlamentsgremium vortragen werde. Es ging um einen Abteilungsleiter des BND, der mit seinem Dienstrechner privat im Internet surfte und dabei auch Sex-Seiten angeschaut haben soll. Die Peinlichkeit war bei einer Routinekontrolle aufgefallen.

Als Geheimdienstkoordinator ist Heiß für die Aufsicht über den BND zuständig. Er ist dafür da, Skandale zu vermeiden, damit die Kanzlerin nicht beschädigt wird. Durch Schlagzeilen über Pornos beim BND zum Beispiel. Den Anwesenden war klar, was es bedeutete, das Parlament zu informieren. Die Nachricht würde schnell an die Öffentlichkeit durchsickern, der Abteilungsleiter wäre nicht zu halten, der Präsident des BND, Ernst Uhrlau, 64, beschädigt.

Und das Kanzleramt? Es stünde als Aufklärer gut da. Uhrlau wollte die Schmuddelaffäre still lösen, ohne schriftliche Berichte, ohne frühzeitige Information des Parlaments. Diese Linie hatte Heiß durchkreuzt.

Die Runde war an diesem sommerlichen Vormittag ausgedünnt. Verfassungsschutzchef Heinz Fromm war auf dem Weg zum Flughafen, Uhrlau unterwegs zu einer Konferenz nach Russland. Vergebens versuchte der BND-Chef, Heiß am Telefon zu bremsen. Jetzt hätte nur noch Pofalla ein Machtwort sprechen können, doch der war unerreichbar. Und so weihte Heiß am Tag darauf die Parlamentarier ein. Keine 24 Stunden später waren die ersten Journalisten informiert. Uhrlaus Abteilungsleiter wurde abgelöst.

Der Streit um den ebenso peinlichen wie banalen Zwischenfall ist symptomatisch. Das Verhältnis zwischen dem BND und dem Kanzleramt ist so zerrüttet wie seit langem nicht mehr. Der Sozialdemokrat Uhrlau und der Unionsmann Heiß sind sich in Abneigung verbunden. Heiß wirft Uhrlau intern Führungsschwäche und schlechtes Krisenmanagement vor. Uhrlau fühlt sich kujoniert und vermutet, dass man ihn noch vor seiner Pensionie-

rung im Dezember aus dem Amt drängen will. Der Zwist wird mit Dienstanweisungen und kleinen Boshaftigkeiten ausgetragen, er lähmt den Dienst, der in einen Zustand der Agonie zu fallen droht. Bis auf ihre Liebe zu klassischer Musik eint die beiden nichts mehr.

Der Machtkampf ist inzwischen zu einem Problem der Kanzlerin geworden. Spätestens wenn Uhrlau Ende des Jahres ausscheidet, muss Angela Merkel einen Nachfolger benennen und eine Richtungsentscheidung treffen. Für den BND, der mit seinen 6000 Mitarbeitern zu den wichtigsten Behörden der Republik gehört (Jahresetat: 476 Millionen Euro), fehlen eine Vision und eine strategische Ausrichtung. Die Regierung, sagt der innenpolitische Sprecher der Union, Hans-Peter Uhl, müsse sagen, „wie es mit dem BND überhaupt weitergehen soll“.

Der Nachrichtendienst soll Auge und Ohr der Bundesregierung sein, aufklären und die Sicherheits- und Außenpolitik mit Informationen und Analysen füttern. Er könnte ein effizientes Werkzeug einer geostrategischen Politik sein. In Frankreich, Großbritannien oder den USA zählt der Chef des Auslandsgeheimdienstes zum engeren Beraterkreis des jeweiligen Staatschefs. In Deutschland ist er direkt dem Kanzleramt unterstellt, aber Uhrlau gehört nicht zu den engsten Beratern der Kanzlerin.

Merkel lässt die Dinge laufen und gibt keine Linie vor. Der Konflikt konnte auch deshalb eskalieren, weil bis heute nicht klar ist, was die Kanzlerin und Pofalla von ihrem Nachrichtendienst erwarten. Von „hohem Anpassungsdruck“ und „vollkommen neuen Anforderungen“ hatte Merkel 2006 zum 50-jährigen Jubiläum des Geheimdienstes gesprochen. Was das für die Zukunft des BND heißt, müsste Pofalla erklären, doch der verweigert sich.

Seit der gelernte Arbeits- und Sozialpolitiker die „Präsidentenrunde“ leitet, sind die Treffen zu kurzen Abfrageterminen verkommen. Der Kanzleramtschef wünscht Vorträge in stakkatohafter Kürze und scheint wie neu belebt, wenn er mittags das Ende der wöchentlichen Runde verkünden kann. Pofalla sei „eben nicht in dem Maß wie seine Vorgänger Thomas de Maizière oder Frank-Walter Steinmeier interessiert“, klagt ein Unionsabgeordneter.

Dabei wachsen die Anforderungen an einen modernen Auslandsnachrichtendienst seit Jahren. Zu den Schwerpunkten zählt die Bekämpfung des islamistischen Terrorismus und des iranischen Atomprogramms. Der Dienst müsse „dort, wo deutsche Interessen unmittelbar betroffen sind, stärker aktiv sein“, fordert der Unionsabgeordnete Clemens Binninger, Mitglied des Kontrollgremiums, das die Geheimdienste überwacht. Binninger spricht von einer „Phase der Neuausrichtung, die nun beginnen muss“.

Wie wichtig ein nachrichtendienstliches Frühwarnsystem wäre, zeigt die Revolution in der arabischen Welt – und wie schmerzhaft es ist, wenn Nachrichtendienste versagen. Uhrlau hatte angeordnet, die Außenstelle personell zu verstärken, als der Aufstand in Ägypten begann. Zwei der angereisten BND-Leute entschieden sich, in einem Wagen mit Diplomatenkennzeichen zum Tahrir-Platz zu fahren. Dort erkannten die Demonstranten das Auto, zerrten die BND-Männer aus dem Fonds und verprügelten sie, der Wagen wurde demoliert. Anschließend übergaben die Demonstranten das Duo der Militärpolizei, die beiden verbrachten Teile der Nacht auf einer Polizeiwache. Die Agenten hätten die Lage seitdem vornehmlich im Schutz der deutschen Botschaft analysiert, heißt es in Berlin.

SEAN GALLUP / GETTY IMAGES

Kanzlerin Merkel, Helfer Pofalla: *Vision verweigert*

Auch in Libyen läuft es nicht gut. Während die französische und die amerikanische Regierung die Zahl ihrer Agenten nach Beginn des Krieges verstärkten, zog der BND seine Residenten ab. Wochenlang waren die Geheimen auf alte Kontakte angewiesen, die sie per Telefon befragen mussten. Erst vor kurzem sickerte ein Kontingent von Uhrlaus Leuten zurück ins Land.

In den arabischen Ländern habe der BND „völlig versagt“, beschwerte sich kürzlich ein Minister intern. Sowohl die Beschreibungen der politischen Lage als auch die Prognosen über die Führer der verschiedenen Rebellenbewegungen seien „total daneben“ gewesen. Es könne nicht sein, moniert auch CDU-Mann Binninger, „dass ein Geheimdienst in einer so wichtigen Krisenregion den Nachrichtensendungen nur einen halben Tag voraus ist“.

Die Zurückhaltung ist auch ein Ergebnis der vielen Skandale der vergangenen Jahre. Die Zahl der geheimen Operationen hat abgenommen, die hausinternen Juristen prüfen jedes Risiko doppelt und dreifach. Der BND ist zwar rechtsstaatlicher, aber auch ineffizienter und risikoscheuer geworden. Und mit Uhrlau hält sich das Kanzleramt einen Präsidenten, dessen fachliche Qualitäten weithin anerkannt sind, der aber seit Auffliegen einer Affäre vor drei Jahren beschädigt ist.

Damals hatte sich ein anonymer Briefeschreiber aus dem Dienst an das Parlament gewandt und über E-Mails zwischen einem afghanischen Minister und einer SPIEGEL-Reporterin berichtet, die der BND mitgelesen und ausgewertet hatte. Uhrlau hatte die Aufklärung verschleppt, als Folge der Affäre erließ das Kanzleramt mehrere Richtlinien, die die Aktivitäten des Dienstes beschnitten.

Zu einem personellen Neuanfang wollte sich Merkel nicht durchringen. Ihr Vertrauen zu Uhrlau sei „ge-, aber nicht zerstört“, erklärte das Kanzleramt. Die Formulierung hatte sich der damalige Kanzleramtschef Thomas de Maizière ausgedacht. Es war eine öffentliche Verwarnung.

Seitdem ist Uhrlau ein Präsident auf Abruf, neue Zwischenfälle wie abhandengekommene Baupläne für die neue BND-Zentrale haben zusätzlich an seiner Reputation gekratzt (SPIEGEL 29/2011). Der Präsident reite „der Abendsonne entgegen“, spottet der Vorsitzende des Innenausschusses, Wolfgang Bosbach (CDU).

Wer auch immer Uhrlau nachfolgt, muss nicht nur den 2014 beginnenden Umzug der Behörde aus dem bayerischen Pullach nach Berlin-Mitte verwalten, sondern auch die Mitarbeiter motivieren und das Verhältnis zum Kanzleramt reparieren. Aussichtsreichster Kandidat ist derzeit Gerhard Schindler, der mächtige Abteilungsleiter für Öffentliche Sicherheit im Bundesinnenministerium.

Schindler ist zwar FDP-Mitglied, wird aber auch in der Union geschätzt, seine fachliche Kompetenz ist unbestritten. Sein Minister Hans-Peter Friedrich (CSU) hat bereits signalisiert, dass er einen Wechsel nicht blockieren würde. Als weitere Anwärter gelten Uhrlaus jetziger Vize Andreas von Geyr und Kanzleramtsmann Heiß selbst.

Ein einstiger Favorit ist mittlerweile aus dem Rennen. Der ehemalige BND-Unterabteilungsleiter und Planungschef im Auswärtigen Amt, Markus Ederer, hatte die Entwicklung des BND und seines Stellenwerts in der Bundesregierung eine Weile beobachtet und sich dann anders entschieden. Er ist mittlerweile EU-Botschafter in Peking.

Holger Stark

KOMMENTAR

Die Arroganz der Putin-Versteher

Von Christian Neef

Mehr als ein Dutzend Verträge zwischen Deutschland und Russland – das war die Ernte der Regierungsberatungen vorige Woche in Hannover. Siemens darf die Stromnetze im Osten modernisieren, Continental errichtet ein Reifenwerk in Kaluga, und eine deutsche Bank will zusammen mit einer russischen einen Fonds über knapp eine Milliarde Euro auflegen.

Da ist klar, dass alles, was die Politik am Rande sagt, unter wirtschaftlichem Vorbehalt steht. Und so fiel der Hinweis Angela Merkels auf Menschenrechte und Pressefreiheit eher milde aus. Wenn es ums Verhältnis zu den Russen geht, ziehen andere die Strippen.

Deswegen sollten wir noch einmal auf den Skandal um den Quadriga-Preis zurückkommen.

Zufall oder nicht: Am 7. Juli sitzen Ex-Kanzler Gerhard Schröder und sein Freund Wladimir Putin im „Mansarda“ in St. Petersburg, einem Restaurant mit italienischer Küche und schönem Blick auf die Isaaks-Kathedrale. Zwei Tage später sickert durch, dem russischen Premier werde der Quadriga-Preis verliehen. Weil Putin, so die Begründung, in der Tradition Peters des Großen „Weichensteller in Richtung Zukunft“ sei.

War es Schröder, der Lobbyist russischer Gasinteressen, der die „Werkstatt Deutschland“ erst auf die Idee brachte, diesen Preis seinem Intimus zu verleihen? Mag sein, mag nicht sein. Überraschen würde es nicht, denn niemand ist mehr daran interessiert als die Wirtschaft, den russischen Premier bei Laune zu halten. Wir wissen inzwischen, dass der Energiekonzern Vattenfall lange Zeit allein die Auswahl der Preisträger bestimmte. Heute sitzen im „Freundeskreis der Quadriga“ Sponsoren wie die Robert Bosch GmbH, der Tabakkonzern Philip Morris, der deutsche Ableger des Mineralölkonzerns Total oder die Schokoladenfabrik Lambertz.

Dass man zu Weihnachten deutsche Printen auch in Moskau kaufen kann, wird für das Aachener Unternehmen ebenso wichtig sein wie das Russlandgeschäft für Total: Der Konzern verarbeitet 30 000 Tonnen Rohöl am Tag, das über Pipelines aus Russland nach Deutschland kommt. Wie der Zufall so will: Total bewirbt sich gerade als Partner beim russischen Ölgiganten Rosneft für ein Milliarden-Projekt im Schwarzen Meer. Aufsichtsratsvorsitzender bei Rosneft war bis vor kurzem ein enger Putin-Vertrauter. Übrigens hat auch Bosch voriges Jahr 18 Millionen Euro in Russland investiert.

Niemand ist mehr daran interessiert als die Wirtschaft, den russischen Premier bei Laune zu halten.

PEER GRIMM / DAPD

Quadriga-Preis

Dass es Unternehmer nicht mehr für nötig halten, ihren Geschäftsinteressen ein rechtfertigendes politisches Mäntelchen umzuhängen, beweist Klaus Mangold, der lange den Ost-Ausschuss der Deutschen Wirtschaft leitete und Vorstandschef bei Quelle und später bei Daimler war. Putin-Freund Mangold hat es bei der Anbahnung von Projekten nie interessiert, ob in Tschetschenien gerade die russische Armee im „Säuberungseinsatz“ war oder die Miliz in Moskau Demonstranten niederschlug – und Putin das mit den Worten kommentierte, man solle die Rebellen „auf dem Scheißhaus kaltmachen“ und den Demonstranten „eins auf den Schädel geben“. Mangold nannte die Absage der Verleihung des Quadriga-Preises an den Premier im „Handelsblatt“ eine „absolut falsche Entscheidung“ – weil in Deutschland nach dem Atomausstieg nun neue Gaskraftwerke gebaut werden müssten. Und überhaupt: Die Diskussion über eine Reduzierung der Abhängigkeit von russischen Energieimporten sei „realitätsfremd“ gewesen.

Deutlicher kann man nicht sagen, dass die Preisbegründung im Fall Putin nichts weiter als ablenkendes Gedöns gewesen ist. So ist auch die Arroganz erklärbar, mit der sich manche über die öffentliche Meinung hinwegsetzen.

Zu denen gehört auch Brandenburgs Ex-Ministerpräsident Manfred Stolpe, der mit Lothar de Maizière den „Petersburger Dialog“ organisiert. Er machte sich in der ARD über das „kleine Mediengewitter“ lustig, das da jetzt „inszeniert worden ist“. Ähnlich bemerkenswert war ein Satz, den Margarita Mathiopoulos sprach – jene Politikwissenschaftlerin, die es einst fast zur Pressesprecherin von Willy Brandt gebracht hätte. Selbst Mitglied im Quadriga-Kuratorium, erregte sie sich über den „Moralismus von verschiedenen politischen und publizistischen Ecken: Sind wir in dieser Republik nicht auch von Politikern wie Hans Globke, Herbert Wehner oder Joschka Fischer mitregiert worden? Hatten alle drei nicht auch eine kontroverse Vergangenheit?“

Globke war – man darf daran erinnern – im Dritten Reich Kommentator der Nürnberger Rassengesetze und sorgte für eine Verschärfung der gegen die Juden gerichteten Abstammungsregeln. Neben diesen Mann will Frau Mathiopoulos Wladimir Putin gestellt sehen?

BADEN-WÜRTTEMBERG

Der Naive

Die Amtsvilla, der Dienstwagen und die kleinen Sauereien des Regierungsalltags: Seit der Wahl zum Ministerpräsidenten wehrt sich der Grüne Winfried Kretschmann gegen die Rituale der Politik. Noch profitiert er vom Zauber des Anfangs, vom Glück des Anfängers, aber wie lange noch?

Hier thront er jetzt, in der Villa Reitzenstein, feinste Höhenlage, mit einem herablassenden Ausblick auf die Stadt Stuttgart, die unten im Talkessel vor sich hin schwitzt. Ein mächtiger Bau der Macht, seit 59 Jahren der Sitz der Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg.

In was also ist Winfried Kretschmann da nur hineingeraten?

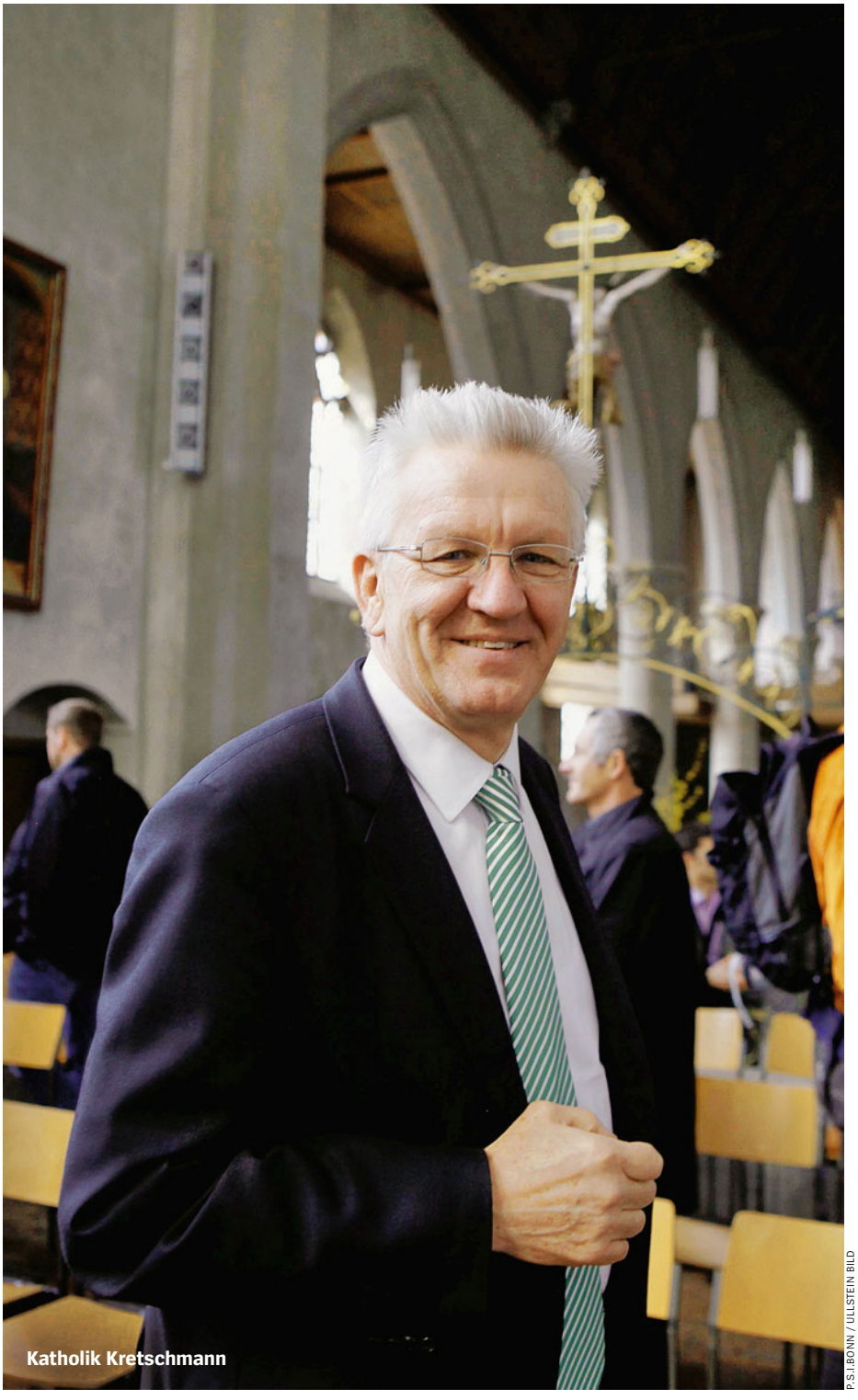
Für eine Antwort begebe man sich nun bitte in den Flur linker Hand. An der Wand die Vorgänger. Erwin Teufel hat sich im Profil malen lassen, den Rücken nach rechts. Man beachte: nach rechts! Es gibt hier nämlich Beamte, die fragen sich, ob das Absicht war. Weil er dann seinem Nachfolger Günther Oettinger die kalte Schulter zeigen kann. Der Oettinger hängt aber noch gar nicht neben Teufel, er hat sich bisher nicht malen lassen. Etwa deshalb?

Das alles scheint völlig absurd, paranoid. Aber nicht so paranoid, dass es an diesem Ort nicht doch gedacht, gemurmelt und für möglich gehalten wird. Denn Reitzenstein, diese Enklave der Macht, liegt weit außerhalb der Welt, die von hier aus regiert wird; es ist der perfekte Ort, um ständig um sich selbst zu kreisen. Bis zum Abdrehen.

Und auch deshalb würde Winfried Kretschmann am liebsten ganz schnell raus hier. Er fühlt sich nicht wohl in der Villa, sagen Vertraute, er ist noch keine hundert Tage da und überlegt schon, wie er wieder wegkommen kann. Runter in die Stadt, zu seinen Bürgern. Einfach die Villa hinter sich lassen, mit ihrer Sicherheitsschleuse, ihrem Nato-Stacheldraht. Dieses verschlossene Schloss, das zu einem König passt, nicht zu einem, den sie alle „Kretsch“ nennen.

Er soll schon den Tag herbeisehnen, an dem die große Renovierung beginnen wird, weil die Rohre hin sind, Heizung und Elektrik, weil ständig die Klimaanlage ausfällt. Dann darf er raus, in ein anderes Gebäude. Und wenn man eine Idee hätte, was man sonst mit der Villa anstellen könnte, irgendetwas Staatstragendes, warum überhaupt noch zurückkommen?

Wohin Kretschmann also geraten ist? Ins Zentrum der Macht, als erster grüner Ministerpräsident der Republik. Er hat es



Katholik Kretschmann

P.S.I.BONN / ULLSTEIN BILD

geschafft mit dem Versprechen, es mit einer anderen Art von Politik zu versuchen. Einer Politik ohne Intrigen. Ohne die Reflexe, die mehr dem Erhalt von Macht dienen als dem Erfolg des Machens. Einer Politik ohne die Arroganz des Amtes, alles zu wissen, alles zu können. Die Bürger sollen ihn als offenen Menschen erleben, nicht als öffentliche Figur, Kretschmann will sich auf sie einlassen.

Wohl noch nie ist ein deutscher Politiker so naiv in ein so wichtiges Staatsamt gegangen, naiv mit Vorsatz. Aber umso spannender ist die Frage, ob er das durchhält. Für Zyniker: wie lange er durchhält? Es ist ein einzigartiges Experiment; bis jetzt hat so ein Amt noch jeden verändert, viele deformiert. Und diesmal?

Auch Kretschmann bekommt gerade erste Lektionen erteilt. In der Koalition, wo sich die SPD gern auf seine Kosten profiliert. Und im Bund, wo ihn der CSU-Verkehrsminister Peter Ramsauer bei einem Gespräch auflaufen ließ. Es sind Lektionen, die Spuren bei ihm hinterlassen haben, schon jetzt. Wie soll das erst nach Monaten, nach Jahren sein?

„Ich bin naiv, und das werde ich mir auch erhalten“, sagt Kretschmann. Das klingt sympathisch, macht ihn aber auch verletzlich. Und gerade weil er so empfindsam regieren will, reagiert er oft zu empfindlich. Das ist wohl sein größtes Manko: Er kann Attacken nicht gut wegstecken. Und sein Dilemma: Um sein Glaskinn zu schützen, müsste er selbst austeilen. Aber dann wäre er eben nicht mehr der Mann, den die Wähler haben wollten. Und der er sein will.

Ministerpräsident, das war in seiner Lebensplanung nicht vorgesehen. Zu alt, in der falschen Partei. Als er die Wahl gewann, hatte er zu Hause im Kleiderschrank nur drei, vier Anzüge, also hat er sich erst mal sieben neue gekauft. Und Krawatten, jetzt trägt Kretschmann sogar Schlips bei 32 Grad. Mit seinen Schuhen sieht er zwar mehr nach Rentner als nach Regierungschef aus, Gummisohle, ohne Absatz, aber immerhin: schwarze Schuhe. Kretschmann will seinem Amt auch im Auftritt gerecht werden. Er ist kein Provokateur.

Neulich hat er sogar Autogramme geschrieben, er saß auf der Terrasse vor dem Landtag, ein paar Teenager kamen zu ihm, es fühlte sich falsch an, nach Star-Kult, aber sollte er unhöflich sein? Es gibt jetzt so vieles, woran er sich noch gewöhnen muss, nicht nur die Anrede „Herr Ministerpräsident“. Dabei ist diese Gewöhnung für ihn, den Ministerpräsidenten von den Grünen, auch die größte Gefahr, denn Kretschmann darf alles tun, nur eines nicht: gewöhnlich werden.

Gewöhnlich, das hatten die Baden-Württemberger am 27. März abgewählt. Seinem Vorgänger Stefan Mappus hatten viele keine Idee zugetraut, nur die, dass die CDU nach 57 Jahren auch die Jahre 58 bis 62 an der Macht bleiben sollte. Von Kretschmann erwarteten sie sich etwas Neues, im Umgang, im Denken. Wie das aussehen kann, erlebt man dann an einem Sonntagmorgen, 15 Wochen später.

Da steht Kretschmann in der Evangelischen Friedenskirche Stuttgart und hält eine Predigt. Er spricht über Jeremia, Kapitel 29, Vers 7, „Suchet der Stadt Bestes“. Und über sich selbst, denn so eine Predigt ist ja auch ein Bekenntnis. Es gibt nicht viele Politiker, die sich auf einer Kanzel wohl fühlen würden, aber Kretschmann, der gläubige Katholik, ist hier ganz bei sich. „Mische dich ein“, sagt er also, „übernimm Verantwortung“, tue es nicht für dich, „wir sind keine Lobby für uns selber“. Er verkündet sein Credo von der Bürgergesellschaft. Und er klagt über „falsche Götter“. Über eine Welt, in der die „Götzen“ immer mächtiger werden. Über die „Jagd nach dem Mammon“.

Für den Menschen Kretschmann mögen das einfache Sätze sein, für den Ministerpräsidenten eines Landes, aus dem einige der schönsten Götzen auf vier Rädern kommen, sind sie zumindest nicht selbstverständlich. Erst recht, weil draußen vor der Kirche genau so ein Mammon-Monster auf ihn wartet, sein Dienstwagen, ein Mercedes 600 mit 520 PS.

Mappus hat ihm den Benz hinterlassen. Ein schusssicherer Panzer, bei dem Kretschmann nicht mal die Tür selbst von innen aufmachen darf – weil sie so schwer ist, dass sie ihm die Finger abhauen könnte, wenn der Wagen schräg steht und die Tür zufällt. Aber deshalb sieht es jetzt auch bei ihm so aus, als lasse er sich nicht nur chauffieren, sondern hofieren. Kretschmann weiß, dass dieses Auto ein Problem ist. In einem seiner Interviews hat er gesagt, weniger Autos seien besser als mehr Autos, und Spritfresser hätten keine Zukunft. Diese Karre aber frisst auf 100 Kilometer mehr als 20 Liter und seine Glaubwürdigkeit, als Grüner und als Bürger unter Bürgern. Nur läuft der Leasingvertrag noch ein paar Monate. Und dann? VW-Chef Martin Winterkorn hat ihm angeblich einen Audi A8 angepriesen, der sparsamer sein soll, aber Kretschmann will Mercedes nicht verärgern. Was er jetzt alles so bedenken muss als Ministerpräsident.

So beginnt auch Kretschmann, sich an Dinge zu gewöhnen, an die er sich nie gewöhnen wollte. Interessen, Routinen, den Imperativ des Sachzwangs. Kürzlich etwa, nach der Stallwächterparty in der Berliner Landesvertretung, schleusten ihn seine Bodyguards am Flughafen durch die Sonderspur für Prominente, vorbei an seinen eigenen Ministern, die in der Schlange vor der Sicherheitskontrolle standen. Kretschmann war das fürchterlich peinlich, so wollte er doch nie Ministerpräsident sein. Aber er ging dann durch.

Es passiert schnell, dass eine neue Koalition die ersten Wochen verstolpert und sich davon nicht mehr erholt. Kretschmann hatte dagegen einen guten Start. Sicherlich, sein grüner Verkehrsminister Winfried Hermann ist im Kampf gegen Stuttgart 21, die Tieferlegung des Hauptbahnhofs, schwer ins Schlingern geraten. Tappte in die typische Politiker-

THOMAS KLINK

Landesvater Kretschmann, Ehefrau Gerlinde, Urlauber Kretschmann*: *Ministerpräsident war in der Lebensplanung nicht vorgesehen*

* Im Allgäu mit Gattin Gerlinde (2. v. l.) 1998.

falle: Was hatte er wann gesagt, und hätte er es nicht besser wissen müssen?

Kretschmann aber blieb unbeschädigt. Sein Hobby ist das Wandern, gleichmäßige Schritte, keine Hast, wer nichts überstürzt, stürzt auch nicht. So wirkt er auch im Amt, bedächtig, überlegt, aber natürlich kommt ihm auch zugute, dass die Presse ihn noch sehr wohlwollend behandelt. Selbst im Staatsministerium reden sie von „Kretschmann-Festspielen“.

Wenn Kretschmann zum Beispiel in der Landespressekonferenz sitzt und nichts sagen will, gilt das nicht als Blockade, sondern inzwischen schon als Kult – weil nichts zu sagen bei ihm wenigstens nicht bedeutet, dass er Nichtssagendes sagt. Stattdessen kommen dann stoische Sätze wie: „Sie wollen immer alles sofort wissen, das ist Ihr Job, aber ich sage eben nicht sofort alles; erst müssen die Sachen fertig sein, das ist mein Job.“

Dass auch seine Regierungserklärung recht allgemein blieb und FDP-Fraktionschef Hans-Ulrich Rülke ihn als „Hohepriester des Ungefähren“ verspottete, hat ihm nicht geschadet. Und nicht mal Oppositionsführer Peter Hauk findet einen richtigen Angriffspunkt. Alles zu unkonkret, mokiert er sich auch. Aber als Menschen schätze er Kretschmann, das sei ein vertrauenswürdiger Mann. Deshalb gebe es für die CDU derzeit auch keinen Grund, ihn persönlich anzugreifen.

Sogar in der Villa Reitzenstein, jahrzehntelang eine Beamtenburg der CDU, gibt es jetzt Altgediente, die für Kretschmann schwärmen – und sei es nur, weil sie Mappus losgeworden sind. Der habe sich meist mit seinen drei, vier Vertrauten eingeschlossen. Dagegen „sprechen die Neuen mit jedem“, wundert sich ein Beamter, der seit Jahren zum Stab gehört. Auch die Redenschreiber, unter Oettinger kaum gebraucht, unter Mappus nur fürs Zack-Bum, blühten auf wie einst bei Teufel. Die alten Griechen, die alten Lateiner, endlich würden die Klassiker wieder geschätzt. Und wie: Latein ist Kretschmanns zweite Amtssprache.

Zum Glück des Anfangs kommt allerdings auch Anfängerglück. So sah es zunächst danach aus, als hätte ihm die Atomkatastrophe von Fukushima zwar den Wahlsieg beschert, gleichzeitig aber auch ein unlösbares Problem. Denn das Land ist mit 46 Prozent am Energieversorger EnBW beteiligt, der sein Geld vor allem mit Atomstrom verdient. Zwei Kernkraftwerke hat der Konzern nun schon aufgeben müssen, im ersten Halbjahr wird er einen dreistelligen Millionenverlust schreiben. Doch mit dem Ausstiegsbeschluss der Bundesregierung darf EnBW jetzt wenigstens noch zwei Atomblöcke bis 2019 und 2022 betreiben, ohne dass Kretschmann deshalb politisch unter Druck gerät; auch die Grünen haben für den Zeitplan gestimmt.

MARIJAN MURAT / DPA

Protest gegen Bahnhofsneubau Stuttgart 21

Grün-roter Regierungsalltag: *Kretschmann glaubt an die Kraft der Vernunft und daran, dass*

Bleibt noch Stuttgart 21. Die Grünen sind dagegen, die Sozialdemokraten dafür, aber auch diese Bombe für die Koalition wird zum Jahresende entschärft sein – vermutet zumindest die Opposition. Die erwartet, dass die Grünen bis zum Schluss demonstrativ alles tun werden, den Bahnhof zu verhindern. Aber wenn das eben nicht reiche, wenn das Projekt nach dem gerade erst bestandenen Stresstest auch noch die geplante Volksabstimmung überlebe, werde sich die Masse der Gegner fügen – statt gegen die Regierung auf die Straße zu gehen. Kretschmann persönlich hätte mit so einem Ausgang wohl kein Problem. Am Ende geht es eben nur um einen Bahnhof, nicht um ein Atomkraftwerk, und Fanatismus, egal wofür oder wogegen, ist ihm sowieso zuwider. „Dann ist auch das Thema Stuttgart 21 abgeräumt“, schwant einem Oppositionspolitiker.

Kretschmann im Glück also? Wenn es so einfach wäre.

Kretschmann glaubt an die Kraft der Vernunft und daran, dass sie am stärksten wirkt, wenn man einfach mal ein vernünftiges Gespräch führt, von Mensch zu Mensch, erst recht unter Gegnern.

Kurz nach seinem Wahlsieg stänkerte CSU-General Alexander Dobrindt, jetzt, da die grauenhaften Grünen kämen, sollten Firmen aus dem Ländle besser nach Bayern flüchten. Gleich bei der ersten Bundesratssitzung zupfte Kretschmann Bayerns Ministerpräsidenten Horst Seehofer am Jackett. Ich will mich mit Ihnen mal unterhalten, sagte er, und was das denn solle. Dass ihm der Dobrindt so an den Koffer fahre, ohne dass man überhaupt mal miteinander geredet habe. Dass man so was doch nicht mache.

Als ob man das in der Politik nicht genau so macht.

Sie haben dann geredet, kurz über den Stil, länger über Inhalte. Später, bei einer Sitzung der Ministerpräsidenten, haben die beiden den Atomausstieg festgezurrt, der Grüne und der Schwarze. Zuerst sprach Kretschmann, dann kam Seehofer und sagte, der Kollege Kretschmann habe zwar nicht für Bayern geredet, aber wie Bayern. Damit war die Linie vorgegeben, der bisher größte Erfolg für Kretschmann, und das Ganze klingt wie ein politisches Märchen. Das Problem ist nur: Das war die Ausnahme. Was also, wenn Kretschmann merkt, dass es so nicht weitergeht?

Es steht nämlich schon 1:1. Am selben Tag, morgens um 9 Uhr, hatte Kretschmann bereits bei CSU-Mann Ramsauer gesessen, dem Bundesverkehrsminister. Wieder wollte er eines dieser vernünftigen Gespräche führen, über Stuttgart 21, und ob der Bund ihm nicht helfen könne. Damit die Bahn eine längere Pause bei dem Projekt macht, eine Denkpause. Die Bahn aber wollte für so einen Baustopp Geld vom Land, und deshalb war Kretschmann bei Ramsauer: Wenn der Bund sich da an den Kosten beteiligen würde … oder auf die Bahn einwirken könnte …

Wie naiv. Ramsauer hatte einen Papierstapel vor sich, er zog ständig neue Zettel heraus, Vermerke, Zeitungsartikel, gelb markiert. Es ging um Sachzwänge, Zuständigkeiten, es ging nie um Lösungen. Und warum hätte Ramsauer dieses Problem auch lösen sollen? Ein Problem der Grünen. Es war ein sinnloses Gespräch. Hinterher stellte sich Ramsauer vor die Presse und sagte: „Der Bundesverkehrsminister ist weder Polier auf der Baustelle noch Bauherr“, das habe er auch dem Herrn Kretschmann verdeutlicht.

Nach den Regeln der Realpolitik hatte Kretschmann seinen ersten groben Fehler gemacht. Ein Ministerpräsident muss immer gewinnen, weil er sonst an Ansehen verliert, ein Ministerpräsident geht deshalb nie in ein Gespräch, ohne vorher zu wissen, was dabei herauskommt. Das sind die Rituale. Kretschmann hat dagegen verstoßen, er will es auch künftig tun, schließlich sind genau das die Rituale, aus denen Politikverdrossenheit wächst.

Aber auch er kann nicht ständig die Regeln missachten. „Wenn er das zu häufig macht, steht er als Papiertiger da“, sorgt sich Boris Palmer, grüner Oberbürgermeister von Tübingen und Vertrauter Kretschmanns. Und über etwas anderes müssten sie sich in seinem Umkreis noch mehr sorgen: Es hat ihn offenbar ziemlich hart getroffen, dieser Aufschlag auf den Betonblock Ramsauer. Kretschmann fehlt für solch einen Zusammenprall der Politikkulturen die Knautschzone. Er ärgert sich zu viel, und das zehrt an der Kraft.

Es geht da nicht mal um Ramsauer, den muss Kretschmann nicht jeden Tag sehen. Aber um die SPD. Auch sie weiß, wie man so ramm-saut in der Politik. Und mit der SPD muss er jeden Tag auskommen, sie ist sein Koalitionspartner.

Dass die Sozis bei der Wahl hinter den Grünen landeten, könnten sie eben nicht verdauen, heißt es aus der Öko-Partei. Es ist jetzt Ansichtssache, ob das Ergebnis nur Nickligkeiten sind, blöde Missverständnisse, oder aber schwer erträgliche Angriffe, die den stark gereizten Zustand im Kretschmann-Lager rechtfertigen.

Vor drei Wochen zum Beispiel, da hatte sich Kretschmann doch verplappert, trotz aller Vorsicht. Man denke darüber nach, ob sich das Land an Baustopp-Kosten für Stuttgart 21 beteiligen wolle. Tatsächlich gab es solche Ideen, auch im Kabinett, sie waren nur nicht ausgegoren, es war ein dicker Fehler von Kretschmann. Den aber nutzte SPD-Fraktionschef Claus Schmiedel auch gleich aus, um sich frontal gegen den Regierungschef zu stellen: Die SPD mache da auf keinen Fall mit. Bei den Grünen fanden sie das illoyal.

Im Kretschmann-Lager sind sie auch deshalb so genervt, weil sie der SPD in „beinharten Verhandlungen“ die Top-Ministerien überlassen hatten, Finanzen, Wirtschaft, Innen, Justiz. In Berlin waren die Grünen entgeistert. Warum machte der „Kretsch“ das? Man müsse vom Ende her denken, beruhigte er sie. Wenn die SPD sich gedemütigt fühle, werde es die nächsten Jahre hart mit ihr. Aber genau so ist es nun trotzdem gekommen.

Beide Seiten belauern sich. Als Kretschmann im Interview die Autoindustrie anging, konterte der heutige Finanz- und Wirtschaftsminister Nils Schmid, die Regierung habe „Benzin im Blut“. Und dass Schmid im Bundestag zur Energiewende sprach, erfuhr Kretschmann erst am Tag vorher. Das hat ihn geärgert, aber richtig, sagt einer, der ihn gut kennt.

Wer mit Grünen redet, der hört schon jetzt Klagen über eine „Fingerhakel-Koalition“. Dass Kretschmann gern mal die Kanzlerin lobt, trägt aus Sicht der SPD auch nicht gerade dazu bei, das Verhältnis zu entkrampfen.

Dabei kommen die echten Herausforderungen erst noch.

Was, wenn Stuttgart 21 nicht zu verhindern ist? Selbst wenn es dann nur noch ein paar hundert Protestler wären, dafür aber Krawalldemonstranten – lässt Grün-Rot die Wasserwerfer auffahren? Und irgendwann wird sich Kretschmann auch den Naturschützern stellen müssen, den Bürgerinitiativen, wenn überall neue Windräder entstehen sollen. „Mit seiner Vorliebe, Hannah Arendt zu zitieren, wird er da nicht viel ausrichten“, frotzelt FDP-Mann Rülke.

Bis dahin könnte auch sein Regierungsstil zum Problem werden, das Miteinanderreden. So gut das ankommen mag, es fällt schon auf, dass die Vorkonferenz fürs Kabinett früher 15 Minuten dauerte, heute zwei Stunden. Weil alle alles absprechen wollen. Noch hat Kretschmann nicht gezeigt, dass er auch ein schneller Entscheider sein kann, Parallelarbeit beherrscht – und wie er verkraftet, dass er jetzt 2000 Einladungen auf dem Tisch hat.

Vor allem aber muss sich noch herausstellen, was sein Gemüt erträgt. Zweimal ist er aus der Landespolitik geflüchtet, weil er sich nicht für die Parteilinken verbiegen wollte. Noch im vergangenen Jahr, als die Grünen ihn für die Wahl in ein Spitzenteam klemmen wollten, zwischen Parteilinke, war er so frustriert, dass er im engsten Kreis fragte, ob er sich das alles noch antun solle. Ein Vertrauter beschwichtigt, da sei es um Parteiämter gegangen, ein Staatsamt werde der „Kretsch“ nicht hinschmeißen. Schon aus Respekt. Kretschmann aber sagt: „Ich habe gute Freunde, wenn die mir sagen, Winfried, wird Zeit, dass du aufhörst …“ Dann wäre das Experiment tatsächlich gescheitert. Jürgen Dahlkamp, Simone Kaiser, Andreas Wassermann

WOLFGANG KUMM / DPA

Partner Kretschmann, Seehofer

MARIJAN MURAT / DPA

Rivalen Schmid, Kretschmann

diese Kraft am stärksten wirkt, wenn man einfach mal ein vernünftiges Gespräch führt

Todesort in Duisburg

GETTY IMAGES

LOVE PARADE

Blinde Führung

Ein Jahr nach der Katastrophe von Duisburg mit 21 Toten offenbart die Aussage eines hohen Polizeibeamten, warum der Großeinsatz zum Desaster geriet.

Gewiss, er hätte die Aussage verweigern können – unter Berufung auf die Strafprozessordnung, Paragraf 55. Schweigen darf als Zeuge, wer sich selbst belastet.

Doch Jörg Schalk stand Rede und Antwort, an fünf Tagen, zum letzten Mal am 8. April. Das Protokoll umfasst 138 Seiten. Es ist das jüngste und ein bislang unbekanntes Dokument einer programmierten Katastrophe.

Der Mann ist wirklich belastet. Vor einem Jahr, am 24. Juli 2010, leitete er den Einsatzstab der Polizei während der Love Parade in Duisburg – mit seinen 48 Jahren sehr erfahren im Job, stets abwägend, ruhig, so schildern ihn Kollegen. Und doch hat er, an entscheidender Stelle, qua Amt der wichtigste Berater des Polizeiführers, die Katastrophe nicht verhindern können.

Lange Minuten sieht Schalk nichts von der Qual der Menschen, die drücken, schieben, quetschen, zerquetscht werden. An jenem Tag, gegen 16.45 Uhr, kümmert er sich um anderes – als über Monitore „deutlich lebensbedrohliche Bilder“ flimmern, wie er später sagt. Kurz darauf sterben Menschen. Niemand habe je damit gerechnet, dass dies „eintreten könnte“, alle in seinem Stab seien „erschlagen“ gewesen.

Mehr als 3050 Zeugen hat die Staatsanwaltschaft Duisburg bislang in dieser Causa vernommen. Doch Jörg Schalk ist ein besonderer Zeuge. Er ist der erste hochrangige Polizist, der den Einsatz der Polizei nicht schönt, sondern ihren Beitrag am Desaster in schonungsloser Selbstkritik benennt. Was er offenbart, sind nicht nur Fehler bei Planung und Ablauf der Love-Parade-Sicherung. Er legt auch bloß, wie blind sein Führungsstab war für die tödlichen Gefahren der Massenparty.

Als es dann passiert war, als die ersten Funksprüche eingingen über Tote auf der Zugangsrampe zum Veranstaltungsgelände, eilte Schalk in eine Telefonkonferenz. Er fragte den Kollegen der Feuerwehr, ob dieser auch etwas über Tote gehört habe. Der sagte ganz nüchtern, das Problem sei die Polizeisperre auf der Rampe.

Polizeisperre? Dazu habe er nichts sagen können, wird Schalk später zu Protokoll geben. Weil er von dieser Polizeikette nichts gewusst habe. Weil niemand ihn, den Stabschef, bei dem eigentlich alle wichtigen Informationen zusammenlaufen sollten, benachrichtigt habe.

Schon die Planung des Großeinsatzes glich, so muss seine Aussage verstanden werden, einem Hindernislauf. Stabsleiter Schalk und Polizeiführer Kuno S. stritten heftig, wie Schlüsselpositionen vor Ort besetzt werden sollten. Ende Mai ging S. in Urlaub, für drei Wochen.

Dann legten sich Beamte des Düsseldorfer Innenministeriums quer, nach einer Beschwerde einer Berufsvertretung, Thema: Arbeitszeit. Die Polizisten dürften nicht länger als zwölf Stunden im Einsatz sein, inklusive An- und Abreise.

Eine Entscheidung vom Schreibtisch aus, weshalb Praktiker auch höchsten Unmut über die „Vorgaben des Ministeriums“ äußerten, so etwa auf einer Besprechung am 17. Juni. Das Personal auszutauschen, wenn der Publikumsstrom einen ersten Höhepunkt erreichen würde, hielt auch Schalk für keine gute Idee.

Er zog den verordneten Schichtwechsel deshalb um zwei Stunden vor, auf 14 Uhr. Doch ausgerechnet bei der 15. Hundertschaft, die im Tunnel und auf der Rampe helfen sollte, war das nicht möglich.

Der Grund ist so überraschend wie banal: Von dieser Hundertschaft, so Stabsleiter Schalk, wäre bei einem früheren Dienstbeginn und damit einer längeren Einsatzzeit „eine Unterbringung“ über Nacht gefordert worden. Das aber sei so schnell nicht zu organisieren gewesen. Die „einzige Lösung“, die vom Ministerium vorgegebenen Dienstzeiten einzuhalten, sei daher ein späterer Schichtwechsel gewesen. Der reduzierte die Einsatzzeit und sparte die Übernachtung.

Eine fatale Lösung. Die 15. Hundertschaft geriet bei Dienstbeginn gegen 15.30 Uhr mitten ins Gedränge und sofort unter Druck. Handys funktionierten nicht, der Funk fiel immer wieder aus. Hundertschaftsführer Thorsten M. wurden auf der Rampe Entscheidungen abverlangt, obwohl weder er noch seine Beamten Zeit gehabt

hatten, sich einen Überblick zu verschaffen – „vor die Lage“ zu kommen, wie M. es später bei seiner Vernehmung nennen wird.

In diesem Chaos unterlief den Kräften ein weiterer Fehler, Überwachungskamera 13 hält ihn fest: Fünf Polizeifahrzeuge, geparkt an der östlichen Betonwand der Rampe in Fahrtrichtung Veranstaltungsgelände, biegen ab 15.27 Uhr in Kolonne links ab.

Sie wenden, schieben sich durch die dichte Menschenmenge und verschwinden im östlichen Eingangstunnel. Zuvor sind andere Polizeiwagen aus Richtung Tunnel herangefahren. Das umständliche Manöver vergrößert das Gedränge auf der Rampe – und wohl auch im Tunnel.

„Fahrzeugwechsel“ auf der Rampe hätten „nicht erfolgen“ dürfen, dies sei sogar ausdrücklich abgestimmt gewesen, räumt Schalk ein, und zwar bei einem Ortstermin mit Feuerwehr und Veranstalter am 22. Juni. Nur die Mannschaft hätte ausgetauscht werden sollen, zu Fuß, was auf der engen Rampe weniger zusätzlichen Druck erzeugt hätte als der Autokonvoi.

Wer entgegen aller Vereinbarung den Befehl zum Abrücken der Fahrzeuge gab, sagt der Stabschef nicht – vielleicht weiß er es auch nicht. Seine Aussage dokumentiert enorme Informationslücken beim Führungspersonal der Polizei. Schalk will zum Beispiel keine Kenntnis davon gehabt haben, dass Polizisten schon gegen 14 Uhr mehr Ordner am Rampenkopf anforderten. Die Helfer sollten Rückstaus verhindern, doch das Menschenknäuel wurde immer größer.

Am Fuß der Rampe kämpfte Carsten Walter, der Crowd-Manager des Veranstalters, in einem Container derweil mit Personalproblemen anderer Art. Gegen 14 Uhr, so schildert Walter in einer seiner Vernehmungen, habe er zwei Ordner von der Rampe abziehen müssen – zur Betreuung eines Kamerateams des WDR.

Sechs zusätzliche Sicherheitskräfte sollten laut Walter den Comedian Oliver Pocher und dessen Partnerin Sandy Meyer-Wölden während ihrer gesamten Zeit auf dem Gelände der Love Parade begleiten, damit die Prominenten nicht von „aufdringlichen“ Besuchern „belästigt“ würden. Das Paar moderierte eine Internetübertragung der Love Parade auf Bild.de. Doch ein Teil des Extrapersonals erwies sich als ungeeignet für den Personenschutz. Deshalb half der Crowd-Manager mit Ordnern vom Rampenkopf.

Mindestens zwei Mitarbeiter seien zur Begleitung Pochers abgestellt worden, deren ursprüngliche Aufgabe es gewesen sei, „die Gäste auf der Rampe zu bitten, nicht stehen zu bleiben“, räumt Walter in seiner Vernehmung ein. Zwar will er die abgezogenen Ordner durch andere ersetzt haben, doch es reichte offenbar vorn und hinten nicht: Die Ermittler halten ihm Aussagen seiner Leute vor, nach denen am Nachmittag alle Ordner vom Einsatzort Rampe verschwunden seien. Zwei habe er noch gesehen, verteidigt sich Walter. Die anderen seien möglicherweise gegangen, ohne ihm Bescheid zu sagen. Gegenüber dem SPIEGEL äußerte sich Walter nicht zu seiner Vernehmung.

Die jüngsten Aussagen machen deutlich, wie es zur Überforderung der Organisation kommen konnte: durch mangelnde Voraussicht, falsche Informationen und Fehleinschätzungen. Gegen 14.58 Uhr zum Beispiel glaubt Stabsleiter Schalk auf Bildern aus dem Hubschrauber erkennen zu können, dass das Partyareal lediglich zu einem Drittel ausgelastet sei. Er geht davon aus, dass auf dem westlichen Zuweg vom Bahnhof die sogenannte Entlastungsbühne aktiviert worden ist. Der Musik-Truck soll das zum Love-Parade-Gelände ziehende Publikum ablenken und zu einem Zwischenstopp animieren – und den Druck auf den Eingang reduzieren.

Doch nach Angaben mehrerer Zeugen ordneten Polizisten bereits gegen Mittag die Versetzung des Trucks an – weg von der Zugangsroute –, da er den Besucherfluss behindere. Laut internem Einsatztagebuch versuchte eine Mitarbeiterin des Ordnungsamts noch um 14.03 Uhr, Polizisten davon zu überzeugen, den Truck wieder an seinen ursprünglichen Standort zu beordern. Die hätten jedoch „keine Veranlassung“ dafür gesehen.

Spätestens ab 15.30 Uhr bittet Crowd-Manager Walter die Polizei um Hilfe. Mit dem Abschnittsführer der Polizei an der Rampe entscheidet er, die beiden Eingänge zu schließen, den im Westen und den im Osten, mit Sicherheitskräften des Veranstalters. So soll die Rampe entlastet werden.

Die 15. Hundertschaft muss helfen, ab 15.45 Uhr mit Polizeiketten. Zuerst zwei im Tunnel, dann eine Kette auf der Rampe, um auch Besucher zurückzudrängen, die die Love Parade schon verlassen wollen. Doch der Plan funktioniert nicht – die Eingänge bleiben durchlässig, immer wieder strömen Menschen in den Tunnel nach.

Hinzu kommt: Mitten im Einsatz haben sich die Spitzenkräfte der Polizei um Gäste zu kümmern – etwa um ihren obersten Chef, den gerade ins Amt beförderten Innenminister Ralf Jäger (SPD) mit seiner Entourage.

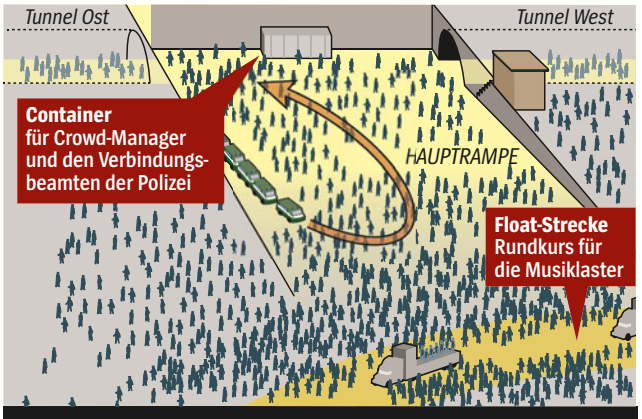
Kann es sein, dass die Ministervisite Unruhe mit sich brachte? Und damit Unkonzentration erzeugte? Die Ermittler fragten Schalk, ob Polizeiführer Kuno S. es wegen des Trubels womöglich versäumte, ihm wichtige Informationen weiterzugeben. Das könne nur S. selbst beantworten, sagte Schalk.

Und der schweigt bislang, auch gegenüber dem SPIEGEL. Kuno S. gehört – als einziger Polizist – zu jenen 16 Beschuldigten, gegen die bislang wegen fahrlässiger Tötung ermittelt wird. Sein Anwalt weist „strafrechtlich relevante“ Vorwürfe gegen seinen Mandanten als „haltlos“ zurück. Auch Schalk beantwortet Fragen des SPIEGEL wegen seiner Rolle „als Zeuge im laufenden Ermittlungsverfahren“ nicht. Ein Sprecher des Innenministeriums teilt mit, er könne keine Auskunft zum neuesten Ermittlungsstand geben.

Um 16 Uhr, beim Abschied des Ministers, wird noch entspannt ein Foto gemacht, mit einem Jubilar aus dem Führungsstab. „Bedrohliche Situationen“ auf der Rampe hätten für ihn auch eine Viertelstunde später noch „keine Rolle“ gespielt, gab Schalk zu Protokoll.

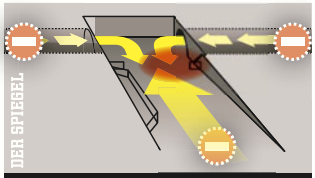
Zwar sagte einer seiner Mitarbeiter aus, er habe über Videobilder Gedränge auf der Rampe erkannt, sei im Führungsraum

Die Love-Parade-Katastrophe



Durch zwei Tunnel strömen die Besucher auf die Hauptrampe, auf der sich ein Stau bildet. Ab **15.27 Uhr** schieben sich hier Polizeifahrzeuge wegen des Schichtwechsels durch die dichte Menschenmenge Richtung Tunnel Ost und verschärfen dadurch die Situation.

Ab **15.45 Uhr** versucht die Polizei, in den Tunneln und danach auch auf der Rampe Sperrketten zu bilden.



Um **16.40 Uhr** bricht die letzte Polizeisperre auf, zwischen an- und abströmenden Massen kommt es zum tödlichen Gedränge.

sogar aufgestanden und habe laut gesagt, hier müsse etwas unternommen werden. Davon aber habe er nichts mitbekommen, erklärte Schalk den Ermittlern, er habe telefoniert.

Ein anderer Polizist, der bei der Love Parade für Technik zuständige Stephan O., gab in seiner Vernehmung an, dass Live-Bilder bei Großveranstaltungen grundsätzlich kontrovers diskutiert würden. Zu viele Bilder könnten die „emotionale Distanz zum Geschehen verkürzen“, Handlungszwänge auslösen und die Arbeit im Stab lähmen. Deshalb habe man sich bei der Love Parade nicht auf die 16 Überwachungskameras des Veranstalters konzentriert, sondern auf die eigenen Bilder vom Bahnhof und auf die Luftaufnahmen des Polizeihubschraubers.

Um 16.36 Uhr meldet der Verbindungsmann der Feuerwehr tumultartige Szenen im Tunnel, Menschen würden überrannt. Bald hält auch die letzte Polizeikette dem Druck der Menge nicht mehr stand. Es dauert bis 16.48 Uhr, dann endlich kommt aus der Polizeiführung der Befehl: Beide Eingänge und die Vorsperren auf dem Weg seien zu schließen, sofort.

Für die Love-Parade-Besucher am Fuß einer schmalen Treppe auf der Rampe ist es da schon zu spät. Sie fallen übereinander, trampeln aufeinander – und 21 Menschen sterben.

Stabschef Schalk beteuerte gegenüber den Ermittlern, das Kommunikationschaos unter den eigenen Leuten lange nicht wahrgenommen zu haben. Vom Einrichten, Verlegen und Durchbrechen der Polizeiketten beispielsweise habe er – abgesehen vom Zuruf des Feuerwehrmanns in der Telefonkonferenz – erst am Morgen nach der Katastrophe erfahren. Gegen fünf Uhr früh, als er mit Einsatzkräften zusammengesessen habe.

Am Schluss seiner Vernehmung addierte er auf, was alles falschgelaufen war. Natürlich, die Love Parade hätte aus logistischen Gründen – das Nadelöhr Tunnel – wohl so nicht genehmigt werden dürfen. Es wären deutlich mehr Ordner auf der Rampe nötig gewesen. Und während Polizisten im Kettenverbund versuchten, die Menschen auf ungefährliches Terrain zurückzudrängen, hätten die Schleusen am Eingang dicht sein müssen.

Dann sagte er, Punkt vier, die Einsatzleitung der Polizei, er also und seine Kolleginnen und Kollegen, hätten nicht alle Informationen zeitgerecht verfügbar gehabt. Zu dem Zeitpunkt, als das Gedränge unerträglich wurde im Tunnel und auf der Rampe, habe er sich „kein konkretes Bild“ über das „Ausmaß“ machen können, fügte er selbstkritisch an.

Seine Ahnungslosigkeit wird Schalk womöglich davor bewahren, in die Reihe der Beschuldigten aufgenommen zu werden.

Georg Bönisch, Andrea Brandt, Sven Röbel

TOBIAS SCHWARZ / REUTERS

Bremer Spitzenkandidat Möllenstädt (r.)*: *Kaum die urbane Klientel erreicht*

FDP

Die Stadtversager

In Berlin werden die Liberalen bei der Wahl im September vermutlich verlieren, wie schon in vielen Großstädten. Sie haben keine Antworten auf die Probleme der Ballungsräume.

Seit einer Stunde versucht Christoph Meyer, in diesem Gespräch gut auszusehen, aber er schafft es einfach nicht. Er sitzt auf der Bühne eines Berliner Kinosaals, ein schmaler blonder Mann mit Bubengesicht, von rechts und links bedrängen ihn zwei Herren von der Stiftung Zukunft Berlin mit Fragen. Sie wollen wissen, wie sich der FDP-Spitzenkandidat die Stadt in zehn Jahren vorstellt.

Meyer zählt auf, was der rot-rote Senat alles versäumt habe, es geht viel um die Fehler der Vergangenheit und nicht um Ideen für die Zukunft. Die beiden Herren wirken mürrisch, ihr Ton verschärft sich, Meyers Ohren leuchten rot. „Herr Meyer“, ruft der Moderator von rechts, „Politik ist keine Überlebensdisziplin! Sie müssen gestalten! Sie müssen doch wissen, was Sie da wollen!“

Christoph Meyer weiß es offenbar nicht, so wenig wie die ganze FDP. In der Hauptstadt spielt die Partei keine Rolle mehr, die Fraktion im Abgeordnetenhaus nimmt kaum jemand ernst, nicht mal die CDU. Frank Henkel, der Berliner CDU-Spitzenkandidat, sagte kürzlich: „Die FDP hier in Berlin kann man nicht als politikfähig bezeichnen. Ich glaube, dass mit dieser Yuppie-Boygroup hier im Abgeordnetenhaus kein Staat zu machen ist.“ In Umfragen krebst die FDP seit Monaten zwischen drei und vier Prozent herum, sie droht bei der Wahl im September aus dem Parlament zu fliegen. Es geht für Christoph Meyer also wirklich ums Überleben, wie für die FDP insgesamt, deutschlandweit.

Die Partei versagt nicht nur in Berlin, sondern in fast allen großen Städten, zuletzt in Bremen, wo sie bei der Wahl im Mai mit dem unbekannten Spitzenkandidaten Oliver Möllenstädt nur 2,4 Prozent bekam. Sie erreicht kaum die urbane Klientel, nicht die Studenten und Kreativen, nicht das städtische Bürgertum, nicht die berufstätigen Mütter und auch nicht die Migranten.

Für die Partei mündet dieses Versagen in eine Existenzkrise, weil es immer mehr Menschen in die Ballungsräume zieht. Laut Deutschem Institut für Wirtschaftsforschung wuchs die Einwohnerzahl der 14 größten Städte Deutschlands im vergangenen Jahrzehnt um durchschnittlich drei Prozent. In dem Maße, in dem die FDP dort den Anschluss verpasst, schrumpft sie zu einer randständigen Landpartei. Seit Jahren versucht die FDP, das Problem zu lösen, schon im Herbst 2007 legte die „Arbeitsgruppe Großstadtoffensive“ ihren Abschlussbericht vor. Sie empfahl, neue Milieus zu erschließen mit

* Mit FDP-Chef Philipp Rösler.

THOMAS GRABKA / DER SPIEGEL

Berliner FDP-Chef Meyer: *Es geht ums Überleben*

After-Work-Partys und Spielplatzrundfahrten, es brachte nichts. In kaum einer der 14 größten deutschen Städte regiert die FDP heute mit.

Aber gerade die FDP gibt vor, für die Werte der Metropole zu stehen: für Freiheit, Weltoffenheit, Individualismus. Warum passen sie nicht zusammen, die Großstadtmenschen und die FDP?

Ein Sommerabend im Berliner Stadtteil Kreuzberg, der Vorstand der Türkischen Gemeinde TGB hat Christoph Meyer zu einem Gespräch ins Vereinshaus eingeladen. „In der türkischen Community ist ja eine Mittelschicht entstanden, es gibt viele Kleinunternehmer, eigentlich die Zielgruppe der FDP, aber Ihre Partei ist da nicht präsent“, sagt TGB-Chef Bekir Yilmaz. „Wie wollen Sie unsere Leute besser erreichen?“ Meyer sagt, dass man erst mal gucken müsse, wie man die Potentiale besser nutzen könne. „In welche Richtung sich das dann hier in Berlin entwickelt, darauf wollen wir keinen Einfluss nehmen.“ Die Männer von der TGB gucken unzufrieden.

An einem anderen Tag spricht Meyer auf einem Workshop der Berliner Diakonie. Es geht um den demografischen Wandel und die Frage, wie der FDP-Landeschef das Ansehen von Pflegekräften verbessern will. Meyer sagt: „Die Masse an Menschen, die gepflegt werden müssen, wird so stark wachsen, dass die gesellschaftliche Anerkennung von ganz alleine kommen wird.“ Im Publikum lacht jemand auf.

Es liegt auch, aber nicht nur an Christoph Meyer, dass die FDP in einer Großstadt wie Berlin versagt. Meyer vertritt die reine FDP-Lehre, er findet, dass die Politik sich möglichst aus allem heraushalten soll, damit die Wirtschaft ungestört gedeiht, aber diese Philosophie passt nicht zu Ballungsräumen.

Seit in Deutschland große Städte entstanden, wurde das Zusammenleben von oben geregelt. „Entscheidungen traf immer ein abstraktes Kollektiv“, sagt der Stadtsoziologe Andrej Holm von der Berliner Humboldt-Universität. „Das gehört bis heute zu unserem Bild davon, was eine Stadt ist. Das Staatsverständnis der FDP findet da keinen Widerhall.“

In Großstädten ist der Anspruch an den Gestaltungswillen der Politik besonders hoch, weil eine komplexe Millionenstadt in den Augen der Bürger nicht funktioniert, indem man einfach alles laufen lässt. Die Metropole bietet große Freiheit, aber mit ihrer Hektik, ihren sozialen Gegensätzen, ihrer Flut an Reizen bringt sie den Bewohnern auch eine permanente Überforderung. Sie wollen sich nicht um alles selbst kümmern, sie wollen nicht den totalen Wettbewerb, sie wollen sich auch aufgehoben fühlen. Sie finden sich nicht wieder im Menschenbild der FDP, das dem Einzelnen ein Höchstmaß an Eigenverantwortung abverlangt und die Politik nur als Rahmensetzer begreift.

STEFAN BONESS / IPON

Grünen-Kandidatin Künast
Beliebt wie nie

Den Wunsch nach Aufgehobenheit erfüllen die Grünen, von der FDP verspottet für ihre Regelungswut und bei den Wählern beliebt wie nie. In den Berliner Umfragen erreichen sie mit ihrer Spitzenkandidatin Renate Künast zurzeit rund 25 Prozent. Sie stehen für andere Werte als die FDP, für Nachhaltigkeit und ein gesundheitsbewusstes Leben, für den Zusammenhalt im Kiez, auch das ist Großstadtmenschen heute wichtig. Diese Wünsche hat die FDP verkannt, sie füllt die Idee einer großstädtischen Bürgergesellschaft nicht aus.

„Die Grünen haben es geschafft, in die vernetzten Bereiche der Städte einzudringen, in Bürgerinitiativen zum Beispiel, das hat die FDP schon vor Jahrzehnten versäumt“, sagt Jürgen Dittberner. Er ist Politikwissenschaftler und selbst seit über 40 Jahren FDP-Mitglied in Berlin, zu Zeiten von Guido Westerwelle schrieb er ein Buch über seine Partei.

„Der Kardinalfehler der FDP war das Denken, für das zuletzt Westerwelle stand. Dass die Truppe geschlossen auftreten muss. Dass es keine Flügel geben darf. Damit wird man der Diversität einer Großstadt nicht gerecht“, sagt Dittberner.

In Berlin hat das Diktat der Gleichförmigkeit die Partei bis in die Spitzen geprägt. Zum Landesvorstand gehört eine einzige Frau, in der elfköpfigen Fraktion sitzen zwei Politikerinnen. Es dominieren jüngere, karrierebewusste Männer wie der 35-jährige Christoph Meyer, über den Dittberner sagt, er habe ein „gewisses politisches Talent“, weil er Mehrheiten organisieren könne, so wurde er Fraktionschef. Sein Stellvertreter Björn Jotzo, 36, Jurist wie Meyer, gilt in der Partei als machtversessen. Sein zweiter Stellvertreter Sebastian Czaja, 28, war früher in der CDU, aber sein älterer Bruder hatte dort mehr Erfolg als er. In der Partei heißt es, dass Czaja zur FDP wechselte, weil er dort die besseren Aufstiegschancen sah.

Individualistisch sind diese Politiker insofern, als sie ihr eigenes Fortkommen im Blick haben. Sie wirken dabei glatt und gefällig, sie bieten keine Projektionsfläche für die Brüche, die das Leben der meisten Großstadtmenschen aufweist. Das sind andere Individualisten, geprägt vom Überlebenskampf oder der ständigen Neuerfindung. Der FDP begegnen diese Menschen mit Desinteresse, mitunter sogar feindselig.

Frühlingsfest der Berliner FDP. Im schicken Restaurant Spindler & Klatt an der Spree stehen ein paar Dutzend Gäste auf der Terrasse. Alle Männer tragen Anzug und eine adrette Frisur, es könnte auch ein Bankberatertreffen sein. Parteichef Meyer hält eine kurze Rede, am Schluss will er noch etwas loswerden.

„Wir hatten ja ein Wassersolartaxi bestellt, damit Sie später auch zur CDU-Feier nebenan pendeln können. Uns wurde aber zu bedenken gegeben, dass die Spreebewohner aggressiv auf FDP-Boote reagieren könnten. Deshalb gibt es heute also leider kein Solartaxi.“ Dann eröffnet Meyer das Buffet und verschwindet in der Menge.

MERLIND THEILE

VERBRECHEN

Die Hetzjagd

Der Mord an der Bankiersfrau Maria Bögerl ist immer noch nicht aufgeklärt. Ein Jahr nach ihrem Tod nahm sich nun ihr Mann Thomas das Leben. Obwohl er nie tatverdächtig war, hatte der Witwer viele Gerüchte aushalten müssen – in Zeitungen, im Internet, aber auch in seiner Stadt.

In der Stiftsbasilika im fränkischen Städtchen Herrieden brennen Kerzen neben einem Foto von Thomas Bögerl. Ein grauhaariger Mann im dunklen Anzug. Er lächelt. Vor 30 Jahren hatte er in dieser Kirche geheiratet.

Es ist der Montag der vergangenen Woche. Vor dem Altar steht Pfarrer Joachim Eder, ein langjähriger Freund Bögerls. „Vor einem Jahr glaubten wir, dass es nicht schlimmer kommen könnte“, sagt Eder. Dann berichtet er der Trauergemeinde, wie Bögerl vorher war, vor jenem verhängnisvollen 12. Mai 2010, als seine Frau verschwand.

Er erzählt von seinem Freund Thomas, von dem Vater, dem Ehemann. Und er berichtet, wie Bögerl unter dem Verlust seiner Frau gelitten habe und unter den Verleumdungen, die dann folgten. Die meisten Zuhörer halten ihren Kopf gesenkt. Einige sind in Reisebussen gekommen, um dem Heidenheimer Sparkassenchef die letzte Ehre zu erweisen und Anteilnahme zu demonstrieren.

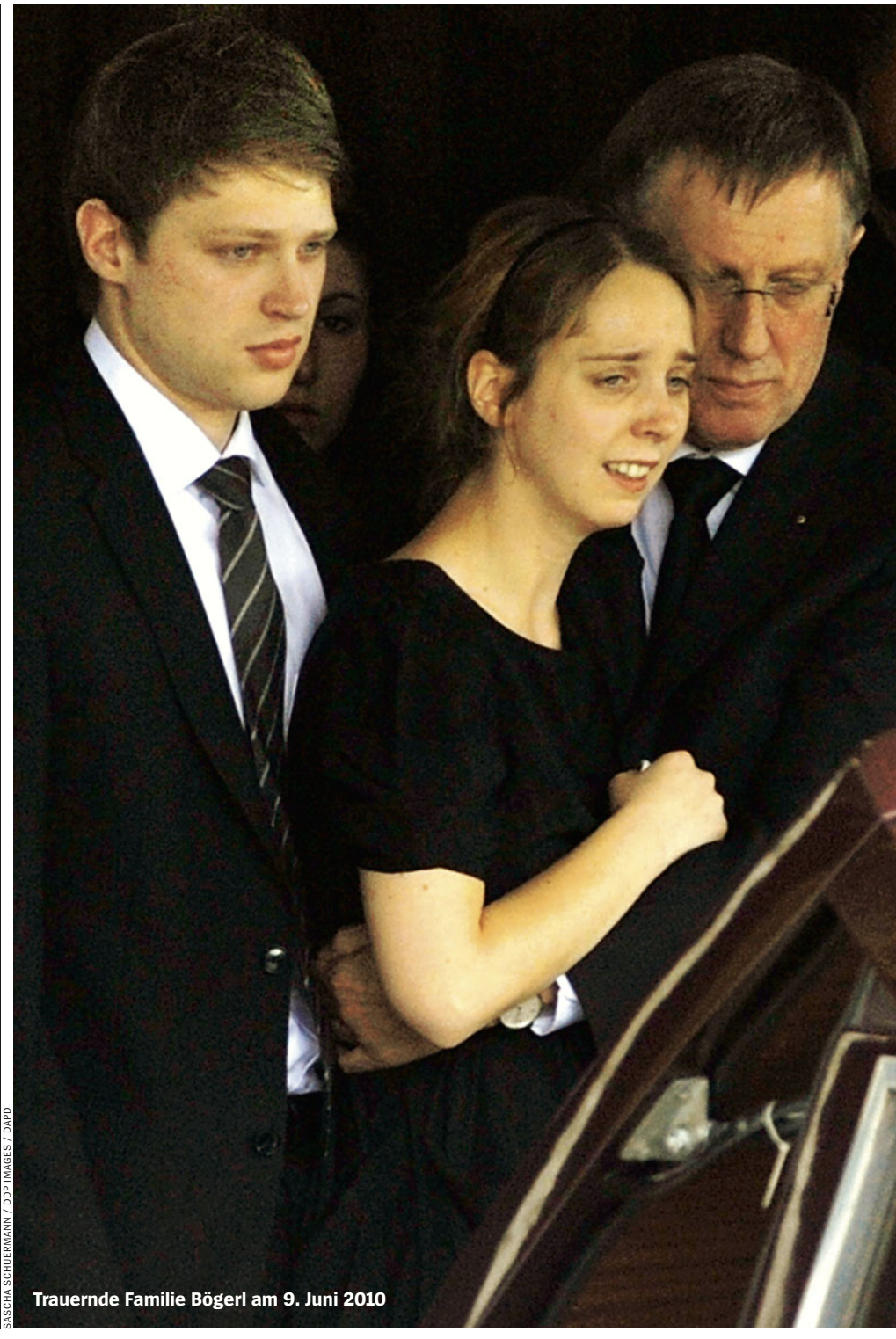
Späte Anteilnahme.

„Gott, tilge jeden Makel, der ihm noch anhaftet“, ruft der Pfarrer. Kurz darauf bricht Eders Stimme, er weint.

Geschützt von Familie und Freunden warten Carina, 28, und Christoph Bögerl, 26, nach der Trauerfeier, bis die Kirche beinahe leer ist. Ein silberner Kombi fährt rückwärts an den Seiteneingang der Basilika. Die Bögerl-Kinder stürmen los, flüchten auf die Rücksitze, vor den Kamerateams, den Fotografen, den Blicken der Leute, die an der Unschuld ihres Vaters zweifelten – und vielleicht immer noch zweifeln.

Keine 24 Stunden nach Bögerls Suizid vor zwei Wochen vermutet die „Stuttgarter Zeitung“: „Vielleicht handelt es sich um eine Wende im Mordfall Maria Bögerl, um ein Schuldeingeständnis.“ Die „Bild“-Zeitung berichtet von einer „Polizei-Razzia“ im Haus des Toten und behauptet: „Vor seinem Selbstmord hat sich der Witwer betrunken.“ Drei Tage nach seinem Tod schreibt „Welt-Online“: „Entscheidung der Kinder – Thomas Bögerl wird nicht neben Ehefrau beerdigt“.

Die Polizei dementiert. Wie sie all diese Berichte in den vergangenen Monaten dementiert hat. Bögerl sei nicht alkoholisiert gewesen, von einer „Razzia“ könne



SASCHA SCHUERMANN / DDP IMAGES / DAPD

Trauernde Familie Bögerl am 9. Juni 2010

keine Rede sein. Bei einem ungeklärten Mordfall und einem nachfolgenden Suizid sei es ein gewöhnlicher Ermittlungsschritt, eine Verbindung zu prüfen. Doch hätten sich keine Hinweise in diese Richtung ergeben.

Und die getrennten Gräber? Nun – Maria Bögerls Umbettung von Heidenheim nach Herrieden war zwar geplant, aber eben noch nicht vollzogen.

Es hört also nicht auf. Die Mutmaßungen, die Gerüchte, die üble Nachrede. Selbst Thomas Bögerls Tod hat sie nicht verstummen lassen. Sicher, solange der Mörder nicht überführt ist, kommen viele als Täter in Frage. Auch Bögerl. Aber bei der Polizei gilt er nicht als verdächtig. Dennoch hat der Witwer 14 Monate lang das Getuschel ertragen müssen. Es wanderte vom Städtchen ins Internet, dann in die Zeitungen. Irgendetwas musste doch dran sein, wenn es sogar in der Zeitung stand, oder? Und schon ging die nächste Runde los. Neue Gerüchte, neue Verdächtigungen und wieder die Hetze im Internet und wieder die Verdächtigungen in der Zeitung.

Nach 14 Monaten wollte Bögerl nicht mehr. So konnte er nicht mehr leben. Er entzog sich der Hetzjagd, die schon kurz nach dem 12. Mai 2010 begonnen hatte.

An jenem Morgen wird Maria Bögerl aus ihrem Haus in Heidenheim verschleppt. Um 11.23 Uhr meldet sich der Entführer auf Thomas Bögerls Handy. Der Mann nennt sich „Schmid“, spricht schwäbisch und fordert 300 000 Euro bis 13 Uhr. Bögerl soll das Geld in einer besonderen Stückelung besorgen und in einem blauen Müllsack an einer Betriebsausfahrt der A7 ablegen. Dann reicht der Entführer das Handy Bögerls Frau. Ihr werde ein Messer an den Hals gehalten, sagt sie.

Bögerl sitzt im Rathaus der Gemeinde Niederstotzingen, als ihn der Anruf erreicht. Bürgermeister Gerhard Kieninger wird ihn später verteidigen: „Ich habe das alles hautnah mitbekommen, in diesen Stunden eine so starke emotionale Entwicklung miterlebt – wenn jemand so schauspielern könnte, wäre er für Hollywood prädestiniert!“

Bögerl handelt dem Erpresser eine Stunde mehr Zeit ab. Doch am Ende kann der Sparkassenchef das Lösegeld erst um 15.27 Uhr an der Übergabestelle ablegen. Niemand holt es ab, und der Entführer ruft nie wieder an.

Zwei Tage später findet die Polizei Maria Bögerls Handy in der Nähe der Autobahn und wenig später ihr Auto im Hof des Klosters Neresheim. Im Wagen ist Blut, ihr Blut. Von Maria Bögerl und dem Täter fehlt ansonsten jede Spur.

Ihr Mann hofft, dass sich der Entführer noch einmal meldet, und so wendet er sich zusammen mit seinen Kindern in Absprache mit den Ermittlern öffentlich an ihn. Die „Aktenzeichen XY“-Ausgabe wird am 19. Mai, eine Woche nach der Entführung, ausgestrahlt. Eine Minute lang fleht die Familie um Gnade, bittet den Entführer um ein Zeichen, appelliert an seine Menschlichkeit. Etwa 6,5 Millionen Deutsche schauen zu. Es ist die höchste Zuschauerquote seit elf Jahren.

Bald stehen die ersten Reaktionen im Internet. „Mein Mitleid hält sich in Grenzen. Scheiss Bonzenpack“, schreibt ein „Dieter Bouhlen“ auf „Meinungsbildung.com“. „Die ham die alte selber um die ecke gebracht um die versicherung zu kassieren“, behauptet „maaxim112“ auf der Plattform „Webarchive“. Und „Monarose“ kommentiert im „Hilferuf.de“-Forum: „Ich musste über das Video LACHEN! Es wirkt sehr bizarr, und der Vater lächelt die ganze Zeit wie bei Wundstarrkrampf. Und der Junge hat permanent den Mund auf …“

Am 3. Juni, 22 Tage nach der Entführung, entdeckt ein Spaziergänger Maria Bögerls Leiche an einem Waldrand zehn Kilometer von ihrem Haus entfernt. Die zweifache Mutter wurde erstochen.

Der Mord an der Bankiersfrau erschüttert Menschen in ganz Deutschland, besonders aber in Heidenheim, einer kleinen Kreisstadt in Baden-Württemberg. 48 000 Menschen leben hier, es gibt ein Schloss, Häuser am Hang, das Flüsschen Brenz, eine aufgeräumte Fußgängerzone. Ein deutsches Idyll, in dem man Zusammenhalt und Gemeinschaft vermuten würde. Gerade in der Not.

Schon auf der Trauerfeier für Maria Bögerl beginnt das Gemunkel der Heidenheimer Laienrichter. Natürlich war es eine Beziehungstat. Was sonst? Ende Juni findet das Gerede den Weg in die Zeitung. Gerüchten zufolge sitze Bögerl in U-Haft, berichtet die „Schwäbische Post“.

Im Internetforum der „Stuttgarter Nachrichten“ behauptet „Suchmaschinenfan“, eine schwäbische Zeitung schreibe, dass „sich Gerüchte mehren, wonach der Todeszeitpunkt von Maria Bögerl bereits zwei Tage VOR der Entführung liegen soll. Dann gäbe es also nur einen Mord, aber keine Entführung“. Und somit wäre das Video nur ein „perfides Täuschungsmanöver“.

Ein Internetblogger will auf dem letzten gemeinsamen Foto des Ehepaars an Bögerls Hand nur noch den Abdruck des Eherings erkannt haben. „Gerade die, Menschen die sich nicht in der gewalt haben, und heulen wie die Schlosshunde, da gehört geprüft, aber gut geprüft“, schreibt „Ingerose“ in mangelhaftem Deutsch im Forum von „RP-Online“.

Bei der Soko „Flagge“ wird ein Sachbearbeiter nur dafür abgestellt, all das anzunehmen, was die Leute bei der Polizei so loswerden wollen. Der Fall Bögerl ist längst zum öffentlichen Quiz geworden, bei dem jeder mitraten darf.

Im Juli 2010 bittet Bögerl unter anderen den Stuttgarter Regierungspräsidenten Johannes Schmalzl um Hilfe. „Ich bitte Sie, alles Menschenmögliche zu veranlassen, den oder die Entführer und Mörder zu finden“, schreibt der Witwer in dem Brief.

„Die Situation war und ist für die Familie schwer erträglich“, sagt Heidenheims Polizeidirektor Volker Lück. „Die Familie hat erbärmlich gelitten, kam aber überhaupt nicht dazu, um Maria zu trauern“, so eine enge Bekannte der Familie. „Thomas hätte sich gewünscht, dass man ihn

ALBERT & CHARLENE
Flitterwochen in getrennten Hotels
Bild
Mittwoch, 13. Juli 2011
UNABHÄNGIG · ÜBERPARTEILICH
Mordfall Bögerl
Polizei-Razzia im Haus des toten Witwers!
Einfach frühstücken!
Box-Weltmeister Huck (26)
Ich hatte noch NIE Sex
Natur-katastrophen
Ramsauer saniert Bösel-Bahnhof
Jessica steht
NACHRICHTEN

ENTSCHEIDUNG DER KINDER
14.07.2011
Empfehlen
Thomas Bögerl wird nicht neben Ehefrau beerdigt
Die Kinder von Witwer Thomas Bögerl haben beschlossen, dass ihr Vater nicht im Grab neben ihrer vor 13 Monaten ermordeten Mutter beigesetzt wird.
ARTIKEL TEIL
Der Entführungs- und Mordfall Maria Bögerl
1 von 21
FOTO: DPA
Ein Jahr nach der Ermordung seiner Frau Maria erhängte sich der Banker Thomas Bögerl. Das Entführungsdrama ist nach wie vor ungelöst: ...
WEITERFÜHRE
Rocker in Öst
Todeszeitpun

Berichterstattung zu Bögerl-Selbstmord
Tratsch über den Tod hinaus

LUKAS BARTH / DAPD

Leichenfundort bei Heidenheim: *Wochenlanger Regen hatte wertvolle Spuren zerstört*

auffängt und ihm nicht von Anfang an misstraut“, sagt ein Vertrauter.

Als Bögerl wenige Wochen nach dem Tod seiner Frau wieder zur Arbeit geht, wird das von den Heidenheimer Hobbydetektiven als Indiz dafür gewertet, dass es mit der Trauer Bögerls ja nicht so weit her sein könne.

Ist es Neid, der die Gerüchte befeuert?

Thomas Bögerl ist Sparkassenvorstand, Mitglied im Lions-Club, seine Frau Maria spielte Tennis. Sie lebten in einer Siedlung, wo die Hecken höher, die Garagen breiter sind. Aber in den Ferien machten sie keine Kreuzfahrten, sondern wanderten in Südtirol.

Maria Bögerl fuhr eine Mercedes A-Klasse, wie sie im Ländle vor jedem zweiten Haus parkt. Das Foto, das nach ihrem Verschwinden veröffentlicht wird, zeigt sie in hellem Blazer und mit Perlenkette. Doch so kleidete sie sich nur zu festlichen Anlässen. Wenn in der Heidenheimer Vesperkirche die weniger Glücklichen verköstigt wurden, füllte sie nicht vor den Lokalfotografen die Teller der Armen, sondern spülte in der Sakristei das dreckige Geschirr.

Anfang des Jahres erzählt man sich in Heidenheim, Bögerl habe eine Geliebte gehabt. Eine Chinesin. Eine Russin. Nein, eine Frau aus dem Stadtteil Schnaitheim. Beim Bäcker habe sie gearbeitet, nein, beim Landratsamt. Wenig später berichtet die „Südwest Presse“, es gebe das Gerücht, Bögerl „sei kürzlich Vater von Zwillingen geworden“. Und: „Sowohl er als auch seine Frau sollen Affären gehabt haben, die Ehe galt als kaputt.“

Bögerl setzt eine Presseerklärung auf. Die Anschuldigungen seien nichts als „Lügen“. Und auch Polizeichef Lück wird später erklären: „Ein klares Nein. An diesen Geschichten war nichts dran.“

Offenbar überlegt Bögerl mehrfach, ob er an die Öffentlichkeit gehen soll, um in einem Interview seine Sicht der Dinge zu schildern. Doch Freunde und Anwälte raten ihm ab. „Thomas hat viel geschluckt, aber er wollte auch wegen seiner beruflichen Position nicht zurückschlagen“, sagt ein Weggefährte, „er hoffte immer, wenn er sich zurückhält, würde man auch ihm mit Respekt begegnen.“

Und er hofft, dass der Täter endlich gefunden wird.

Anfang April nehmen tschechische Beamte einen Mann fest, dessen Äußeres zu einem Phantombild passt, das die Polizei erstellt hat. Nachbarn der Bögerls wollen vor der Entführung einen dunkelhaarigen Unbekannten mit Pferdeschwanz in der Siedlung gesehen haben.

„Thomas fand überhaupt keine Ruhe, keinen Trost, keinen Frieden mehr.“

Der Festgenommene ist Rocker und soll in Linz versucht haben, eine Bankiersfrau zu entführen. Doch die Heidenheimer Ermittler haben keinen Beleg dafür, dass der Mann zur Tatzeit vor Ort war.

Wieder ein Rückschlag für die Familie.

„Thomas fand überhaupt keine Ruhe, keinen Trost, keinen Frieden mehr“, sagt einer seiner Freunde. Manchmal habe er überlegt, Heidenheim zu verlassen. Doch wohin dann? Wo sein Name doch bundesweit bekannt ist.

Zuletzt traut sich Bögerl, der einst so selbstsichere, angesehene Bürger, nur noch selten auf die Straße. Er glaubt, in seinem Rücken die prüfenden Blicke zu spüren. Wenn Freunde versuchen, ihn zu einer Veranstaltung einzuladen, sagt er ab. Aus Angst vor dem Getuschel.

Mal angenommen, er ginge auf eine Vernissage. Würden nicht alle gleich sagen: Da guck, seine Frau ist tot, und er amüsiert sich? So trifft er sich meist nur noch im kleinen Kreis mit vertrauten Gesichtern aus dem Lions-Club oder dem Tennisverein. Und wenn er es in Heidenheim nicht mehr aushält, flieht er zu seiner Schwester im Bayerischen, geht dort stundenlang allein spazieren.

Bögerl weiß nicht mehr, wem er noch trauen kann. Auch von der Polizei ist er enttäuscht. Maria Bögerls Leiche war erst Wochen nach ihrem Verschwinden gefunden worden, obwohl Hunderte Polizisten das Gebiet um den späteren Fundort abgesucht hatten. Als sie endlich gefunden wurde, hatte wochenlanger Regen wertvolle Spuren zerstört. Ein Fehler, den die Polizei inzwischen eingeräumt hat.

Zudem sollen sich Wagen mit Blaulicht der Übergabestelle fürs Lösegeld genähert haben. Hat das den Entführer verschreckt?

Es gibt viele Fragen, auf die Bögerl keine Antworten bekommt. Freunde berichten, er habe sich unentwegt Vorwürfe gemacht. Hätte er das Haus nicht besser schützen müssen? Hätte er die Polizei besser nicht verständigen sollen? Hätte er das Geld rechtzeitig abliefern können, wäre dann nicht alles gutgegangen?

Manchmal sei er nur noch wie ein Tiger in einem Käfig durch sein Haus gelaufen, sagen Vertraute der Familie. Er habe es nicht mehr geschafft, Briefe zu beantworten. Er lässt die Rollläden unten, zum Schutz, aber auch weil er den Blick in den Garten nicht mehr ertragen kann. Marias Garten.

Zweimal kommt Thomas Bögerl in eine psychosomatische Klinik. Er nimmt Medikamente gegen seine Depressionen. Doch auch sie helfen ihm nicht mehr.

Zusammen, sagt sein Freund, der Pfarrer, bei der Trauerfeier, seien Maria und Thomas 100 Prozent gewesen. „Aber Thomas war ohne sie weniger als 50 Prozent.“

Am Ende hat Thomas Bögerl auch nicht mehr genug Kraft für seine Arbeit. Mit der Sparkasse einigt er sich auf einen Auflösungsvertrag. Die Pressemitteilung über sein Ausscheiden soll schon vorbereitet gewesen sein, als Bögerl in der Nacht zum Montag vor zwei Wochen zwei karierte Zettel aus einem Schreibblock reißt. Auf dem einen verfasst er sein Testament, auf dem anderen eine persönliche Nachricht an seine Kinder. Dann geht er in den Fitnesskeller seines Hauses und erhängt sich.

„Für uns“, sagt Polizeichef Lück, „gibt es bis heute keine konkreten Hinweise darauf, dass er irgendetwas mit dem Mord an seiner Frau zu tun hat.“

Simone Kaiser, Conny Neumann, Antje Windmann

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Pöbelnde Dunkelkatholiken“

Jesuitenpater Klaus Mertes, der die Missbrauchsaffäre in der katholischen Kirche publik machte, über den Widerstand gegen die Aufarbeitung, den Streit um Reformen und den anstehenden Papstbesuch

SPIEGEL: Pater Mertes, eineinhalb Jahre nachdem Sie in Berlin den sexuellen Missbrauch von Schülern offenlegten, haben die katholischen Bischöfe nun in Mannheim einen Dialog mit den Gläubigen begonnen. Kommt die Initiative nicht reichlich spät?

Mertes: Das Glas ist immer halb voll oder halb leer. Ich finde es gut, dass der Dialog begonnen hat.

SPIEGEL: Was bringen solche Gespräche, wenn konservative Wortführer wie der Kölner Kardinal Joachim Meisner gar nicht erst erscheinen?

Mertes: Die Frage klingt mir zu resignativ. Es wäre wunderbar, wenn der Papst demnächst einmal ein ermutigendes Wort zu dem Dialogprozess sagen würde.

SPIEGEL: Hat die katholische Kirche überhaupt etwas aus dem Missbrauchsskandal gelernt?

Mertes: Ich kann Ihnen nur sagen, was ich gelernt habe. Ich würde in Zukunft auf Missbrauchsgerüchte viel schneller und offensiver reagieren.

SPIEGEL: Sie erhielten schon vor Jahren erste Hinweise, sind aber nicht an die Öffentlichkeit gegangen. Warum haben Sie so spät reagiert?

Mertes: Das waren Gerüchte. Wenn ich ehemalige Schüler oder Verantwortliche darauf ansprach, stieß ich auf Schweigen – oder auf Aggression. Ich habe in meinem Orden bereits 1996 die Gerüchte über einen Pater angesprochen. Daraufhin hat mich ein inzwischen verstorbener Mitbruder so angebrüllt, wie ich noch nie in meinem Leben angebrüllt worden bin: „Ich weiß genau, was du willst. Du willst den Mitbruder nur fertigmachen.“

SPIEGEL: Fällt das Gespräch über Missbrauch zwischen Kirchenleuten nun leichter?

Mertes: Mit einigen schon, mit viel zu vielen leider nicht. Wir haben sexuelle Gewalt verharmlost und zu lange darüber geschwiegen. Erst durch die Opfer habe ich Anfang 2010 begriffen, dass die Täter ihre Taten systematisch planten. Das Schweigen in der Gruppe und in der Schule funktioniert wie eine Spirale: Schweigen über den Missbrauch und Schweigen über das Schweigen. Im Verhältnis zwischen Täter und Opfern führt dies zu einer sektenartigen Struktur, deren Symptome im sozialen Umfeld übersehen oder verharmlost werden.

SPIEGEL: Warum?

Mertes: Die Jugendlichen schweigen aus Angst. Weil sie die besondere Nähe zum Täter und das Wir-Gefühl in der Gruppe nicht verlieren möchten. Da steckt eine irrsinnige Ambivalenz in jedem Missbrauch. Es überwiegt der Wunsch, nicht ausgestoßen zu werden – und das Gefühl, durch die Zugehörigkeit zur Gruppe etwas Besonderes zu sein, trotz so unglaublicher Verletzungen.

SPIEGEL: Sie erklären das so sachlich.

Mertes: 2006, als ich das erste Papier bekam, in dem der Missbrauch eines anderen Paters erstmalig beschrieben wurde, war ich erschüttert. Ich hatte schlaflose Nächte und dauernd diese Bilder im Kopf, die mich in meine Träume hinein verfolgten: Jugendliche, die nackt ausgezogen und bis zu zwei Stunden durchgeprügelt wurden, mit Teppichklopfer, Peitsche und Gürtel.

SPIEGEL: Warum hat es trotzdem noch Jahre gedauert, bis Sie Konsequenzen gezogen haben?

Mertes: In diesem Einzelfall sind sie ja erfolgt. Wir haben sofort den bezichtigten Täter angezeigt. Aber ich habe den Fall nicht veröffentlicht, weil ich um Diskretion gebeten worden war. Zur Beruhigung sagte ich mir, es sei ja nur ein Einzelfall. Nachträglich weiß ich es besser.

SPIEGEL: Die katholische Kirche hat über die Jahre nicht den Eindruck vermittelt, als wolle sie aufklären.

Mertes: Nein. Ich bin auch immer vorsichtig damit gewesen, mich als Aufklärer zu bezeichnen, weil ich weiß, was für ein innerer Weg das ist, bis man sein Schweigen bricht. Dieser Punkt war für mich im Januar 2010 erreicht, nach dem Gespräch mit drei Opfern. Einer der bewegendsten Momente war einige Monate später die Begegnung mit ehemaligen Schülern. Da saßen circa 40 erwachsene Männer, teils mit ihren Ehefrauen oder Lebensgefährten, vor mir und haben einfach erzählt, was ihnen passiert war. Es war ein furchtbarer Schmerz, das anzuhören. Ich hatte einen Kloß im Hals, mir kamen die Tränen. In einem Fall hatte der Täter auf perfideste Weise seine Gewalt mit der Segenszusage verbunden: „Du bist Gottes geliebtes Kind.“ Das hat mich tief erschüttert.

SPIEGEL: Der italienische Kardinal Angelo Sodano sagte mit Blick auf die Geschehnisse in Deutschland, das sei alles „Geschwätz des Augenblicks“.

Mertes: Das ist unglaublich. Ich war fassungslos darüber, wie man so etwas sagen kann, und ich schäme mich bis heute für diesen Satz.

SPIEGEL: Haben Sie sich bei ihm beschwert?

Mertes: Nein. Ich hatte nicht die Kraft, mich auch noch damit zu beschäftigen.

HANS-CHRISTIAN PLAMBECK / DER SPIEGEL

Klaus Mertes
stammt aus einer Bonner Diplomatenfamilie. 1977 trat er in den Jesuitenorden ein. Bis zum Sommer leitete Mertes, 56, das Berliner Canisius-Kolleg. Anfang 2010 deckte er dort Gewalt gegen mehrere Schüler auf, anschließend erschütterte ein Missbrauchsskandal die katholische Kirche in Deutschland. Im September wird Mertes Direktor des Jesuitenkollegs St. Blasien im Schwarzwald.

STEFANO SPAZIANI / ACTION PRESS

CHR. V. POLENTZ / TRANSITFOTO.DE

Papst Benedikt XVI., Protest missbrauchter Heimkinder: *„Sexuelle Gewalt verharmlost“*

Mich hat getröstet, dass der Wiener Kardinal Christoph Schönborn ihm öffentlich widersprochen hat. Ich war ihm unendlich dankbar dafür.

SPIEGEL: Jesuiten wie Bischofskonferenz haben den Missbrauchsopfern bis zu 5000 Euro Schmerzensgeld angeboten. Ist das nicht ein trauriges Angebot angesichts der teilweise traumatischen Erlebnisse?

Mertes: Es geht um ein Zeichen, dass wir es nicht einfach bei einer Entschuldigung belassen. Wir Jesuiten haben uns bewusst für einen Pauschalbetrag entschieden, weil wir als Vertreter der Täterseite nicht anfangen können, in einer Art richterlicher Funktion Leiden zu messen. Viele Opfer finden die Summe unangemessen. Das muss ich aushalten.

SPIEGEL: Warum bieten Sie nicht mehr an?

Mertes: Wir haben uns am Grundbetrag der Österreichischen Bischofskonferenz orientiert. In einigen Fällen zahlen wir auch zusätzliche Beträge zur aktuellen Unterstützung oder Kosten für Therapien.

SPIEGEL: Wie viele ehemalige Schüler haben angenommen?

Mertes: Von rund 200 Opfern haben bisher 54 einen Antrag gestellt, 30 wurden bisher ausgezahlt. Der Prozess ist weiter in Gang.

SPIEGEL: Die Täter sind bestraft oder tot, die Opfer entschädigt. Ist der Missbrauchsskandal damit erledigt?

Mertes: Wir sind einige Schritte weiter, aber noch lange nicht am Ende. Ein Weihbischof hielt kürzlich anlässlich einer Kircheneinweihung eine Predigt, in der er über die deutsche Presse lamentierte: „Wir haben doch nun alles gemacht, selbst eine Entschädigung, jetzt sind sie immer noch nicht zufrieden.“ Dieses Gejammer wird stärker und verletzt die Hörer. Es ist unangemessen und gefährlich. Die Frage ist doch noch offen, was wir bei uns ändern müssen, um besser hören zu können, wenn Missbrauchsopfer reden wollen. Haben wir überhaupt die inneren Voraussetzungen dafür, um einem Jugendlichen zuzuhören, der missbraucht worden ist?

SPIEGEL: Vielleicht liegt die Sprachlosigkeit auch am Umgang der Kirche mit dem Thema Sexualität.

Mertes: Es herrscht ja schon Dissens über die Frage, ob es eine Sprachlosigkeit zum Thema Sexualität überhaupt gibt. Ich glaube, dass die Sprachlosigkeit überwindbar ist, wenn wir uns darauf einigen können, dass Sprachlosigkeit existiert. Die Haltung, darüber nicht sprechen zu wollen, muss durchbrochen werden.

SPIEGEL: Warum fällt das der Kirche so schwer?

Mertes: Wenn jemand über Sexualität sprechen möchte, kommt die Angst der Führung, nicht mehr Herr über den Diskurs zu sein. Es ist letztendlich eine Angst vor Machtverlust. Wir stellen Fragen. Die Antwort ist das große Schweigen.

SPIEGEL: Welche Fragen sind das?

Mertes: Was sage ich denn zum Beispiel einem Kind, das zur Masturbation verführt oder gezwungen wurde und das jetzt das Gefühl hat, Todsünder zu sein? Solche Probleme stellen sich in der Praxis, der Diskurs darüber muss möglich sein.

SPIEGEL: Sie gelten mit solchen Forderungen als Nestbeschmutzer.

Mertes: Ich bin kein Nestbeschmutzer. Ich weise auf etwas hin, das ich durch die Missbrauchsfälle erfahren habe. Wir müssen auf uns als Kirche neu schauen. Wir müssen klären: Wie kommt es zu diesem Schweigen? Das ist die entscheidende Frage, die die Opfer stellen.

SPIEGEL: Werden Sie von Katholiken beschimpft?

Mertes: Ja, mit Hass-Mails und Briefen. Im Kern ist es immer der Vorwurf der Illoyalität, des Spaltens der Kirche.

RIEDMILLER / CARO

Priesterweihe in Baden-Württemberg: *„Es gibt Opportunismus in der Hierarchie“*

SPIEGEL: Selbst unter Amtsträgern gelten Sie als derjenige, der das der Kirche eingebrockt hat.

Mertes: Nicht bei allen. Der gerade verstorbene Berliner Kardinal Sterzinsky etwa hat mir von Anfang an den Rücken gestärkt. Aber es gab auch andere: Einer meiner Lehrer hat im vorigen Jahr bei einer Führung durch den Vatikan einem Kardinal gesagt, er komme aus dem Canisius-Kolleg in Berlin. Daraufhin wurde der Würdenträger ganz zornig und sagte, diesen Mertes müsste man aus der Kirche rausschmeißen. Doch damit kann ich leben. Schlimmer finde ich, dass Teile der Hierarchie kuschen vor diesen Schimpfern, aus Angst davor, selbst beschimpft zu werden. Es gibt Opportunismus in der Hierarchie gegenüber einer lauten, selbstgerechten Minderheit in der Kirche.

SPIEGEL: Fällt es Ihnen schwer, der Kirche gegenüber loyal zu bleiben?

Mertes: Ich verdanke der Kirche den Glauben, die Gebete, die Liturgie, das Evangelium. Aus dem Evangelium stammen die Maßstäbe, nach denen ich zu leben versuche. Ich lasse mir das nicht nehmen von einer Clique von Leuten, die mich beschimpfen und meinen, damit der Kirche einen Gefallen zu tun. Die katholische Kirche ist viel mehr als nur ein Kreis von pöbelnden Dunkelkatholiken.

SPIEGEL: Dunkelkatholiken?

Mertes: Sie begreifen jede Kritik als Illoyalität und desavouieren Leute, die Fragen haben, mit dunklen Verdächtigungen. Sie denken in Lagerkategorien. Meine Sorge ist, dass sie in der Hierarchie Gehör finden. Bitter ist vor allem, dass Rom Denunziationen annimmt. Diejenigen, die da agieren, erhalten Anonymitätsschutz. So können sie im Dunkeln agieren. Sie haben die Bedeutung, die ihnen von oben zugestanden wird.

SPIEGEL: Ist der Papst dieser Strömung gegenüber zu tolerant?

Mertes: Wir sprechen jetzt über die Hierarchie in Rom. Welche Rolle die Person des Papstes da spielt, will ich nicht beurteilen.

SPIEGEL: Aus dem Vatikan stammt offenkundig ein Papier, in dem prominente Politiker und Katholiken wie Heiner Geißler oder Annette Schavan angeprangert werden und über eine potentielle Spaltung sinniert wird, weil es in Deutschland eine zu starke Reformbewegung gebe.

Mertes: Wer Frau Schavan und andere gestandene katholische Persönlichkeiten so attackiert, hat selbst ein geistliches und intellektuelles Problem.

SPIEGEL: Ein solcher Text kann im Vatikan nur kursieren, wenn der Papst es zulässt.

Mertes: Inzwischen haben sich ja einige Stimmen aus dem Vatikan gemeldet und sich davon distanziert.

SPIEGEL: Was erwarten Sie sich von dem Papstbesuch?

Mertes: Nicht viel. Ich wünsche mir ein ökumenisches Zeichen. Ich wünsche mir ein Zugehen des Papstes auf die katholische Kirche in Deutschland.

HANS-CHRISTIAN PLAMBECK / DER SPIEGEL

Mertes, SPIEGEL-Redakteure*
„Ich bin kein Nestbeschmutzer“

SPIEGEL: Das erwarten Sie doch nicht wirklich?

Mertes: Ich bin zornig, weil ich sehe, wie von oben zu oft schweigend zugeschaut wird, wie einige Leute in der Kirche andere immer frecher überfallen mit dem Vorwurf, sie würden die Kirche spalten, insbesondere dann, wenn sie sich in Verbänden, Gremien oder gar im Zentralkomitee der deutschen Katholiken engagieren. Das könnte durch ein Machtwort geklärt werden. Auch ein Schweigen, das endlich einmal beendet werden sollte.

SPIEGEL: Womit könnte der Papst die deutschen Katholiken sonst noch voranbringen?

Mertes: Mit ganz konkreten pastoralen Antworten. Ich sehe eine große Not vieler wiederverheirateter Geschiedener oder auch die Not konfessionsverschiedener Ehepaare, die in unserer Kirche nicht gemeinsam den Leib Christi empfangen dürfen. Das zu ändern wäre ein erster großer Schritt, der viele Konsequenzen hätte. Ich sehe auch eine große Not vieler homosexueller Menschen in der katholischen Kirche, obwohl es ein klares Diskriminierungsverbot von Homosexuellen gibt, das von der katholischen Lehre ausgesprochen wurde.

SPIEGEL: Seit 1990 haben rund 2,6 Millionen Katholiken die Kirche verlassen, allein geschätzt 180 000 im vergangenen Jahr. Wird das von den Kirchenoberen nicht mehr wahrgenommen?

Mertes: Doch. Aber es gibt Kreise, die das sogar begrüßen und toll finden, weil man sich so angeblich gesundschrumpft und die wahren Katholiken unter sich bleiben. Realitätsverlust hat etwas damit zu tun, dass man die Wirklichkeit einfach umdefiniert. Ich erlebe bei vielen Katholiken eine große Müdigkeit, eine tiefe Resignation, weil sie an der Schweigemauer einer Parallelwelt abprallen, wenn sie versuchen zu sprechen. Dann gibt es natürlich auch brutale Machtausübung.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

Mertes: Kürzlich predigte ein Priester vor einer Gemeinde in einer westdeutschen Diözese und sprach über Vergewaltigungen. Dabei behauptete er, dass die Frauen natürlich auch die Männer verführen würden. Daraufhin gingen einige Leute protestierend hinaus. Der Pfarrer rief ihnen nach: „Geht ruhig nach draußen, draußen wartet auf euch der Teufel!“ Später musste er sich entschuldigen, aber so etwas vertreibt die Leute.

SPIEGEL: Sie wechseln zum kommenden Schuljahr vom Berliner Canisius-Kolleg in die Jesuitenschule St. Blasien im Schwarzwald. Ziehen Sie sich aus der Debatte zurück?

Mertes: Nein. Man muss nicht in Berlin leben, um etwas zu bewegen, und auf St. Blasien freue ich mich.

SPIEGEL: Pater Mertes, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Holger Stark und Peter Wensierski im Berliner SPIEGEL-Büro.

BUNDESWEHR

Currywurst am Hindukusch

Die Armee reformiert ihre Einsatzverpflegung. Neue Menüs in der Einmannpackung sollen Afghanistan erträglicher machen – und Freiwillige anziehen.

Die Sonne brennt in der afghanischen Einöde. 55 Grad, weit und breit nur Sand und Geröll. Oberfeldwebel Susanne Brick*, 29, und ihre Kameraden sind seit zehn Tagen auf Patrouille unterwegs. Ein dreckiger Job, 5000 Kilometer weg von zu Hause, gefährlich, anstrengend und komplett trostlos. Wäre da nicht dieser neue Geschmack von Heimat. „Da sitzt du mitten in der Pampa“, sagt Brick, „und isst Currywurst. Herrlich!“

Bei der Bundeswehr ist seit einiger Zeit fast nichts mehr, wie es war. Die Truppe führt Kriege im Ausland, sie hat Frauen in die kämpfende Truppe aufgenommen. Die Wehrpflicht ist gefallen. Vieles hat sich geändert, nur eines ist gleich geblieben. Die Bundeswehr schmeckte nach Gulasch mit Kartoffeln, Ravioli mit Champignons, Hamburger in Tomatensauce. Ein Dienst, drei Geschmacksrichtungen aus der Einmannpackung, kurz EPa.

Die mobile Verpflegungsbox war für Generationen Wehrpflichtiger ein Grund, am Sinn der Landesverteidigung zu zweifeln oder nachträglich zu verweigern. Ein grauer Schuhkarton, gefüllt mit ungenießbaren Saucen und harten Keksen, mythenumrankt: Die „Panzerplatten“ sollen, gemischt mit der schwarzen BW-Schuhcreme, einen guten Grillanzünder abgeben. Ansonsten: Gulasch mit Kartoffeln, Ravioli mit Champignons, Hamburger in Tomatensauce. Immer und immer wieder. So eintönig wie der Dienst in der Landesverteidigung.

Jetzt aber schmeckt die Bundeswehr auch nach Currywurst. Diese eigentliche Revolution der Truppe fand ohne Aufsehen und Abstimmung im Bundestag statt. Fürs EPa gilt kein Parlamentsvorbehalt. Einer der operativen Köpfe der stillen Revolution heißt Horst Necker, 55, vom Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung (BWB) in Koblenz. Früher, sagt Necker, sei das okay gewesen: drei Tage im Feld, drei Geschmäcker. Danach ging man wieder in die Kasernenkantine. „Aber heute sind die Jungs und Mädels teilweise mehr als zwei Wochen am Stück unterwegs.“

So wie Susanne Brick. Die Panzergrenadierin ist vor einer Woche wieder in Deutschland gelandet und darf sich glücklich schätzen, im Feld eine der ersten Testerinnen der neuen kulinarischen Vielfalt gewesen zu sein. Sie sagt einen Satz, der keinem Soldaten zum alten EPa über die Lippen gekommen wäre: „Da sind schon ein paar Sachen dabei, die ich mir auch zu Hause mal kochen würde.“

Wer aus freien Stücken sein Leben am Hindukusch oder in anderen Krisengebieten riskiert, darf zumindest abwechslungsreiche Verpflegung erwarten. 16 neue EPa-Varianten haben Necker und sechs Kollegen vom BWB im vergangenen Jahr entwickelt. Tausende Soldaten befragten sie nach Essgewohnheiten und Geschmäckern. Spanische Paella mit Muscheln, ein griechischer Bifteki-Teller und der „Elchfleisch-Gourmet-Topf“ stehen nun zur Auswahl. Dazu gibt es acht verschiedene Müslisorten, Energieriegel und Traubenzucker. Sogar vegetarische Gerichte sind im Angebot.

Die kulinarische Umrüstung hat sich die Bundeswehr einiges kosten lassen: Bislang gab das BWB etwa 2,7 Millionen Euro pro Jahr für die alten EPas aus. Im Jahr 2010, dem Jungfernjahr des neuen EPa, waren es knapp vier Millionen Euro. Bis Februar 2012 reichen die Vorräte. Dann muss erneut bestellt werden, oder die Bundeswehr kehrt zur alten Kargheit zurück. Das steht noch nicht fest.

Bis ein Fertiggericht in den Einsatz kommt, wird es ausgiebig getestet. Erfüllt es die Nährwertvorgaben? Sind Konsistenz, Geruch und Aussehen in Ordnung? Ist es mindestens zwei Jahre bei Raumtemperatur haltbar? Weit weg vom Basiscamp, im Kampfeinsatz oder auf Patrouille, kann schon ein Durchfall lebensbedrohlich sein.

FABRIZIO BENSCH / REUTERS

Essenspause im Einsatz: *„Die wollen jetzt immer tauschen“*

MATTHIAS JUNG / DER SPIEGEL

Bundeswehr-Kampfration EPa: *Der Geschmack von Heimat*

300 000 EPas lässt Necker jedes Jahr bepacken, Tendenz steigend. Da gibt es starke Interessen, die auf ihn einwirken. Hersteller rangeln um einen Platz in der Packung, und die Bundeswehrführung fürchtet, dass die Kosten aus dem Ruder laufen: Eine der drei alten Sorten, die es auch weiterhin geben wird, kostet inklusive Verpackung und Transport elf Euro. Die neuen Kreationen von Necker und Co. sind teurer, bis zu 18 Euro pro Stück.

Neben Cappuccino-Pulver einer namhaften Kaffeerösterei liegen neuerdings Powerbar-Riegel und Dextro-Energy-Pulver in der Verpflegungstüte. Ein Klassiker bleibt, auch wenn Necker mit besagter Legende um die Panzerplatte aufräumt: „Grillanzünder, das funktioniert nicht. Ich habe es selbst probiert.“

Die Frischzellenkur in der Tüte kommt offenbar gut an. Bei Umfragen gab es nur gute bis sehr gute Noten. Klarer Favorit: Nudeln in Jägersauce.

Die Verpflegungsreform der Deutschen hat sich in der Nato bereits herumgesprochen. Selbst die Amerikaner, sonst das militärische Maß der Dinge, schielen nach dem „german food“, hat Soldatin Brick im Einsatz beobachtet: „Die wollen jetzt immer mit uns tauschen.“

Und die neue deutsche Vorbildlichkeit geht weiter. Das erste Essen, das sich Brick zu Hause in Deutschland gegönnt hat, war eine Pizza mit extradick Käse drauf. Pizza gibt es nicht in EPas, technisch sei das leider noch nicht möglich, sagt Necker.

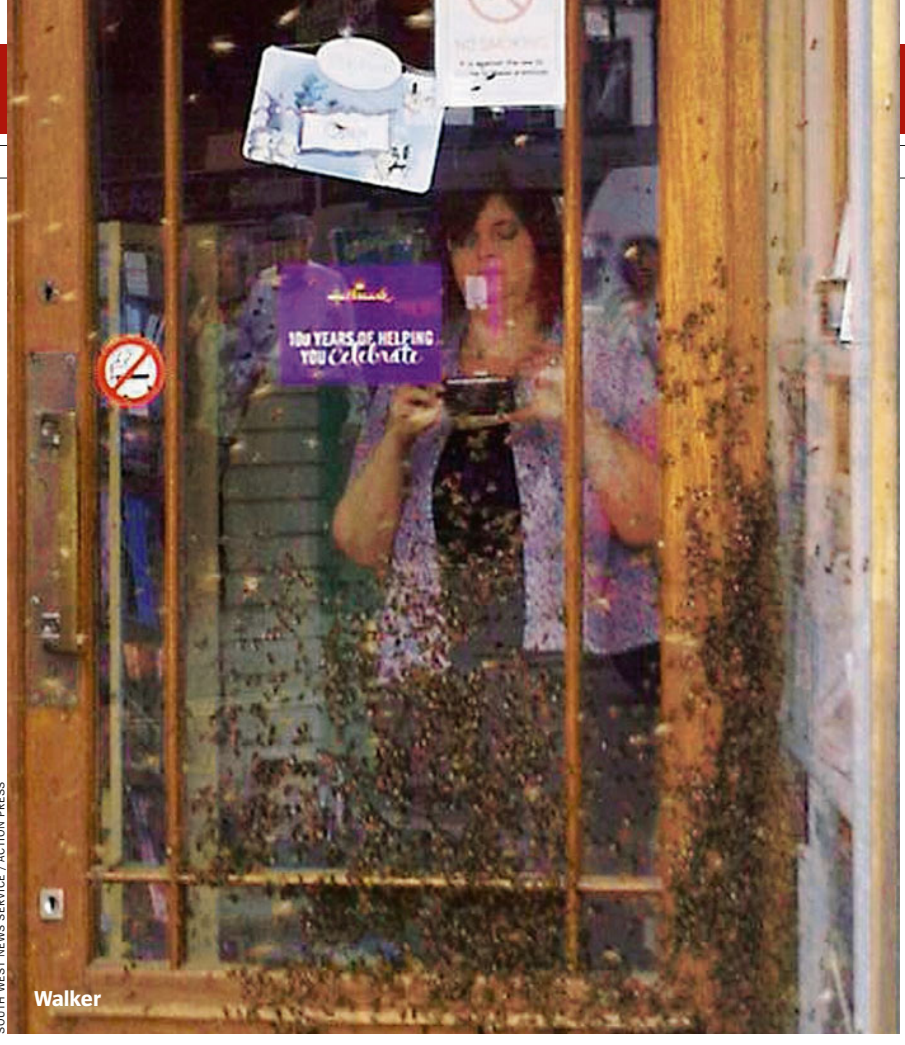
„Aber wir arbeiten dran.“

CHRISTIAN WERMKE

* Name geändert.

Was war da los, Frau Walker?

Julie Walker, 43, britische Schokoladenverkäuferin, über ungebetenen Besuch: „Zuerst waren nur ein paar von ihnen vor unserem Schokoladengeschäft, dabei haben wir uns nichts gedacht. Aber es wurden immer mehr, und sie sammelten sich bei uns im Hauseingang. Es war gruselig, meine Kollegin wurde beinahe panisch, daraufhin haben wir die Ritze unter der Tür mit Papier verstopft und den Schlüssel ins Loch gesteckt. Wir waren dann allerdings gefangen in unserem Laden, aber nach einer Weile haben wir uns beruhigt und zugeschaut. Und irgendwann kam ein Imker vorbei, mit einem Pappkarton, in dem eine Honigwabe lag, damit hat er die Bienen angelockt, in den Karton. Er hat uns später erklärt, dass sich wahrscheinlich die Königin bei uns auf die Tür gesetzt hatte und die anderen Bienen sie begleiten wollten. Der Imker meinte, dass es den Bienen nicht um Schokolade gegangen sei. Ich bin mir da nicht so sicher.“



SOUTH WEST NEWS SERVICE / ACTION PRESS

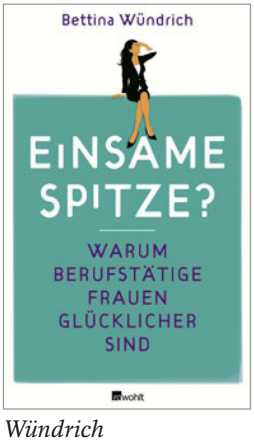
Walker

FEMINISMUS

„Plötzlich hatte ich nur noch meine Karriere“

Die Buchautorin Bettina Wündrich, 51, über Klassentreffen, Glück und Reue

SPIEGEL: Ein weiteres Frauenbuch, ein Beitrag mehr zur Befindlichkeitserkundung – war das nötig?
Wündrich: Absolut! Ich kam von einem Klassentreffen und wusste: Dieses Buch muss sofort geschrieben werden.
SPIEGEL: War das Klassentreffen so einschneidend?
Wündrich: Na ja, es war das Jubiläum zum 30-jährigen Bestehen des Abis, wir waren ein Mädchengymnasium, also stellen Sie sich vor: etwa 60 Frauen von Ende vierzig. Da stehen also all diese Lebensentwürfe auf dem Prüfstand …
SPIEGEL: Und Ihrer war durchgefallen?
Wündrich: Kommt auf die Perspektive an. Gespielt wurde zum Beispiel Schau-mal-was-ich-geschafft-habe. iPhones wurden herumgereicht wie Trophäen: Hier, guck mal, die Bilder, mein Mann, mein Hund, mein Sohn, der im Ausland studiert! Und ich hatte zwar 20 Jahre lang in Führungspositionen gearbeitet, aber plötzlich fühlte ich mich, als hätte ich nichts vorzuweisen: Mann, Kinder, Freund, nichts davon. Nur meine Karriere hatte ich. Da hockte ich also, der Prosecco schmeckte nach nichts, ich fing an, meine teure Bluse vollzuschwitzen. Und mich sehr, sehr merkwürdig zu fühlen. Das war der Anlass für diese Aufarbeitung.
SPIEGEL: Aber Ihr Buch handelt nicht nur von Ihnen?
Wündrich: Es geht um eine große Frage: Was ist falsch, was ist richtig? Ich gehöre, mit Anfang fünfzig, einer Generation an, die Feminismus auf sich selbst anwenden durfte. Und ich wollte das. Mich im Beruf ausprobieren. Mit Kindern hätte ich mein Leben so nie leben können. Für Männer ist es einfach: Die müssen arbeiten, das stellt niemand in Frage.
SPIEGEL: Frauen hingegen?
Wündrich: Frauen haben immer zwei Optionen – oder drei. Will ich mich im Beruf verwirklichen? Oder eine Familie? Oder schaffe ich beides? Dass man mehrere Optionen hat, ist einerseits ein Luxus, andererseits eine Bürde, ein innerer Konflikt. Der anhält, mindestens bis die Frau vierzig ist, bis es für Kinder zu spät wird. Kapitel beendet, denkt man. Aber plötzlich sitzt man auf einem Klassentreffen …
SPIEGEL: Bereuen Sie Ihren Weg manchmal?
Wündrich: Nein. Ich habe verzichtet, aber nichts verpasst – das jedenfalls habe ich nach diesem Klassentreffen gelernt.



PETRA BECKER

Wündrich

Bettina Wündrich: „Einsame Spitze? Warum berufstätige Frauen glücklicher sind“. Rowohlt Verlag, Reinbek; 224 Seiten; 16,95 Euro.

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE

Alte Schrappe, große Hupen

Wie ein Küchenverkäufer, der Romancier wurde, den Job verlor

Bücker hatte einen Traum, auch deshalb kam es zum Prozess. Er träumte davon, einen Roman zu schreiben, mit Haupt- und Nebenfiguren, Dialogen, Konflikten. Jürgen Bücker, Sachbearbeiter Verkauf/Export bei der Firma Bauformat Küchen in Löhne, Westfalen, beschloss, Schriftsteller zu werden. Fehlte nur ein Thema.

Bis zu seiner fristlosen Kündigung war er dafür zuständig, die eingehenden Bestell-Faxe für Küchen aus China, Holland und Rumänien zu bearbeiten. Er kam morgens um sieben und ging nachmittags gegen vier oder halb fünf heim. Einer von Millionen In-den-Bildschirm-Guckern, aber Bücker, der jetzt nicht mehr nur Angestellter, sondern zudem Schriftsteller war, begann, seine Umgebung genauer zu beobachten.

Ein guter Autor wittert überall Erzählstoff. Bücker sah Liebe gedeihen, Neid, Intrigen, er sah im Büro einen Ort, der von Freaks, Clowns und Cholerikern bewohnt wird. Einen Sumpf voller Leben. Wie im Roman.

Bücker hat in Osnabrück Kunst und Englisch studiert. Zu seinen literarischen Einflüssen zählt er „Herr der Ringe“, „Harry Potter“ sowie den Roman „Vollidiot“, der mit Oliver Pocher verfilmt wurde.

Er klappte daheim den Computer auf. Seine Hauptfigur, er nannte sie Jockel Beck, ist als Sachbearbeiter in einer Firma tätig, die Küchen herstellt. Bücker schrieb wie ein Besessener, abends, am Wochenende. Er wunderte sich selbst, wie leicht es war, Figuren zu erfinden: Tiger, Hannes, Frau Lingemann, Fatma, Jaques Meyer, Hackfresse – alles Kollegen des fiktiven Beck in der fiktiven Küchenfirma. In der Danksagung entschuldigte er sich bei den Nachbarn für den Eindruck, er sei faul gewesen, weil seine Frau, während er mit Stil und Sprache rang, draußen den Rasen mähen musste.

Das Marktpotential eines Romans aus dem kranken Innenleben einer Küchenmöbelfirma, geschrieben von einem 50 Jahre alten Angestellten einer Küchenmöbelfirma, der bislang nichts veröffentlicht hat, ist überschaubar. Im vergangenen Jahr wurden 14 514 Neuerscheinungen im Segment Belletristik in die Buchläden geschwemmt. Bücker ahnte, dass es leichter wäre, den Roman im Eigenverlag zu veröffentlichen, als jemanden zu finden, der Geld dafür zahlt. Im Internet fand er eine Lektorin, die Schreibfehler aus dem Manuskript tilgte, die geschmacklosesten Stellen strich und ihm dafür knapp 5000 Euro berechnete.

Bückers Debüt ist 184 Seiten dick, kostet 12,90 Euro, 1,80 Euro davon sind für ihn, das Buch trägt den Titel

OLIVER TJADEN / LAIF / DER SPIEGEL

Bücker

Roman über Kollegen rechtfertigt keine Kündigung

HAMM :: Ein satirischer Büro-Roman rechtfertigt nach einer Gerichtsentscheidung nicht die Entlassung des

Aus dem „Hamburger Abendblatt“

„Wer die Hölle fürchtet, kennt das Büro nicht“. Die Hauptfigur stolpert darin durch den Büroalltag, schimpft oft und teilt Kolleginnen in die Kategorien „heiße Braut“ und „alte Schrappe“. Bücker nahm einige Exemplare mit zur Arbeit, vielleicht hätten ja Kollegen Interesse an seiner Fiktion.

Die fristlose Kündigung lag wenige Tage später auf seinem Tisch. Carl-Helmuth Wegener, einer der drei Geschäftsführer bei Bauformat Küchen, hatte die Figuren aus dem Roman mit den Figuren verglichen, denen er täglich auf dem Flur hallo sagte. Er stellte Parallelen fest. Zehn bis zwölf Charaktere aus dem Roman ließen sich eindeutig realen Mitarbeitern zuordnen, sagt Wegener, er steht vor Saal 6 des Landesarbeitsgerichts in Hamm. Das Gericht ist die zweite Instanz, in der ersten hat Bücker gegen die fristlose Kündigung der Bauformat GmbH geklagt und recht bekommen. Sein Arbeitgeber ging in Berufung. Bücker, sagt Wegener, habe keinen Roman geschrieben, sondern eine schlecht als Fiktion getarnte Schmähschrift.

Tiger, der Fiktive, sei erkennbar identisch mit dem realen Kollegen B., und Jaques Meyer sei der Mitarbeiter L.; Hannes, der in Bückers Werk Marihuana züchtet und einen Pferdeschwanz trägt, sei der reale Arbeitnehmer M., der ebenfalls Pferdeschwanz trägt. Hackfresse sei der Kollege H., und Frau Lingemann, die im Buch eine „alte Schrappe“ ist, sei die bei Bauformat tätige Kollegin U.

Wütend wurde Wegener bei Fatma, einer Türkin, im Roman als Frau mit „Hupen“ beschrieben: „Und zwar Dinger, die wirklich in die Kategorie monströs fallen. Leider steht ihr Intellekt genau diametral zu ihrer Körbchengröße.“ Wegener war klar, dass nur die Kollegin B. gemeint sein könne, ebenfalls Türkin und auch körperlich der Romanfigur ähnlich.

Auf dem Büroflur gab es kein anderes Thema, und als eine Mitarbeiterin Frau B. mit „Hallo, Fatma!“ anlachte, begann die Grenze zwischen Erfindung und Wirklichkeit bei der Bauformat Küchen GmbH & Co. KG endgültig zu verwischen.

Bückers Chef stieß auch auf Herrn Horst, den Geschäftsführer der fiktiven Küchenfirma. Auf Seite 166 ist über Herrn Horst zu lesen: „Er hat nicht die Eier, jemandem persönlich gegenüberzutreten, dafür schickt er gewöhnlich seine Lakaien.“ Wegener steht auf dem Gerichtsflur und sagt mit zarter Stimme: Herr Horst bin ich.

Der Vorsitzende Richter sagt, es sei nicht widerlegt worden, dass Bückers Roman fiktiv sei. Es herrsche Kunstfreiheit, Artikel 5 Absatz 3 Grundgesetz. Wegener kann jetzt in Revision gehen, er könnte womöglich bis zum Verfassungsgericht in Karlsruhe gehen. Wenn er die Eier hat.

CHRISTOPH SCHEUERMANN

MEDIZIN

Ein ganz besonderer Mensch

Bei einem Arbeitsunfall wird der Amerikaner Dallas Wiens von Starkstrom getroffen. Sein Gesicht ist wie weggeschmolzen. Zwei Jahre lang lebt er wie ein Geist, dessen Anblick schockiert. Dann pflanzen ihm Ärzte das Gesicht eines Toten auf. *Von Ullrich Fichtner*

Dallas Wiens verdankt sein neues Leben einem Toten, er ist darüber ein anderer geworden, innerlich, und äußerlich noch mehr. Seine Großmutter spricht von einer Verwandlung ihres Enkelsohns, „er war ein richtiger Stinker vorher“, sagt sie in einem kleinen Haus am Stadtrand von Fort Worth, Texas, wo auf dem Kaminsims bestickte Kissen liegen und sich eine kurze Reihe ausgesägter Schmuckbuchstaben zum Wort „Faith“ fügt, Glaube. Darunter sitzt der andere, der neue Dallas Wiens auf einem Sofa und redet über seine Häutungen, die seelischen und die physischen.

Das Schicksal habe ihn verändert, sagt er, „wir lernen erst in der Tragödie, wer wir wirklich sind“. Wiens erzählt von der Kraft, die er in sich gespürt habe, von der Hoffnung, die ihn nie verlassen habe, und wie er sich vor die Wahl gestellt sah, „bitter oder besser“ zu werden, und das mag alles so sein, aber es ist nicht die eigentliche Geschichte. In Wahrheit geht es hier um Äußerlichkeiten, darum, dass die Körpersprache dieses jungen Mannes seinem Kopf eigenartig widerspricht, darum, dass zwei Dutzend kühne Ärzte in Boston aus dem Texaner Dallas Wiens einen anderen machten, indem sie ihm das Gesicht eines Toten aufpflanzten.

Fort Worth ist eine jener schwerlesbaren Provinzstädte in der Weite Amerikas, ein Cluster aus Gewerbegebieten ohne Zentrum, erschlossen von zu vielen Autobahnen. Am Rand der Stadt wird für die Touristen zweimal täglich ein Dutzend Longhorn-Rinder durch altertümliche Wildwestkulissen getrieben, begleitet von Cowboys zu Pferde, die wie Beamte wirken. Man kann an jeder Ecke bestickte Stiefel kaufen, Sporen und Schnapsgläser mit der texanischen Flagge, in der Stadt wird viel Fleisch gebraten und viel gebetet. Gewaltige Kirchen säumen die Straßen, und an einer von ihr arbeitete Dal-las Wiens am 13. November 2008, als es geschah.

Es war kurz nach halb sieben Uhr abends, als Wiens, er war damals 23 Jahre alt, auf einer Hebebühne an der hinteren Fassade der Ridglea Baptist Church eine falsche Bewegung machte. Dort hinten sitzen fünf Fenster und drei mit Lamellen verschlossene Luken in einer

REUTERS

Unfallopfer Wiens 2010: *Seine Finger teilten ihm mit, was er im Spiegel nicht mehr sehen konnte*

großen, orangebraunen Klinkermauer. Wiens, ein Tagelöhner, verdingte sich als Anstreicher und weißte die Fensterbänke. In der ungepflasterten Gasse zwischen der Kirche und einer Reihe angrenzender Wohnhäuser laufen schwarzisolierte Starkstromkabel, an Holzmasten aufgehängt, gefährlich nah an den Gebäuden entlang.

In diese Kabel, oder haarscharf an ihnen vorbei, senkte Wiens, als er oben fertig war, seine Arbeitsbühne. Er bediente die Steuerknöpfe selbst, und das Letzte, woran er sich erinnert, ist das Klingeln seines Telefons. Alles danach, den Blitzschlag mitten in sein Gesicht hinein, hat der Schock für immer geschluckt. So musste er sich erzählen lassen, später, dass der Starkstrom in ihn hineingefahren war. Ein höllenheißer Feuerball platzte aus einem der Drähte hinter der Kirche, verletzte die ganze linke Seite seines Rumpfes und auch das Rückgrat schwer, traf ihn aber vor allem frontal am Kopf und nahm ihm für immer, was in schöner Sprache sein Antlitz heißt.

ABACA PRESS / ACTION PRESS

Rekonvaleszent Wiens mit transplantiertem Gesicht: *Körper und Kopf widersprechen sich*

Wiens' lebloser Körper wurde im Rettungshubschrauber die kurze Strecke nach Dallas geflogen, auf die Landeplattform des Parkland Hospitals. Dort empfingen die Ärzte einen Patienten, wie sie noch keinen zuvor gesehen hatten. Wo das Gesicht hätte sein müssen, das attraktive Gesicht eines Mannes mit dunklen Augen, glatter Haut und einem modischen Bärtchen, klaffte von der Stirn bis zum Kinn und von einer Schläfe zur anderen eine blutende, ungut glänzende Brandwunde. Das Fleisch war verschmort, die Nase weggeschmolzen, die Augen zerstört, die Kiefermuskeln derart verkrampft, dass die Zähne wie unlösbar aufeinanderbissen.

Die erste Operation dauerte 36 Stunden. Sie rettete Dallas Wiens das bisschen Leben, das noch in ihm war und das nun konserviert wurde, drei volle Monate lang, in einem künstlichen Koma. 22-mal binnen sechs Monaten setzten die Chirurgen, die Verbrennungsmediziner und Hautspezialisten ihre Messer an, sie folgten tapfer ihrem ärztlichen Eid und stemmten sich gegen den Tod, aber sie hatten wenig Hoffnung.

Anfangs sagten sie der Familie – den Großeltern, dem Vater, den Brüdern David und Daniel –, sie müssten mit einer Todesnachricht rechnen, Dallas habe keine große Chance zu überleben. Dann, als er wider alle ärztliche Erfahrung doch nicht starb, sagten sie, er werde nie wieder sprechen können. Er werde nie wieder riechen. Er werde nie wieder gehen können. Er werde nichts Festes mehr essen.

Um ihren Patienten am Leben zu halten, hatten die Ärzte sein zerstörtes Gesicht, sein verwundetes Fleisch versorgt. Sie taten es, indem sie ihm Haut von den Oberschenkeln und vom Rücken ins Gesicht verpflanzten, sie spannten auch Haut über die Augenhöhlen. Der Mund war jetzt nur noch eine schiefe, schorfige Ritze, ein ungenauer Spalt in einer Fratze ohne Augen, ohne Nase, ein bloßer Schädel eigentlich, mit einem grotesken Ziegenbärtchen schief auf dem Kinn, der jede Geisterbahn geschmückt hätte.

Wiens sah aus wie von Francis Bacon gemalt: eine geschundene Kreatur, ein lebender Toter. Fast zwei Jahre lang würde er so herumgehen. Ein Geist, der mit einem Blindenstock die Straße entlangklapperte, vor dem die Mitmenschen entsetzt zurückwichen. Wiens hatte eine Vorstellung davon, wie er aussah. Seine Finger teilten ihm mit, was er im Spiegel nicht mehr sehen konnte. Als er sein Gesicht nach dem Unglück zum ersten Mal betastete, sagt er, habe er weinen müssen. Aber da waren keine Tränen.

Wiens lebt in Scheidung, das war schon so, als ihn der Stromschlag traf. Die Ehe mit einer Asiatin war in die Brüche gegangen binnen zwei Jahren, aber aus der Beziehung stammte ein Kind. Diese Toch-

ter, Scarlette, war 18 Monate alt, als ihr Vater das Gesicht verlor. Noch zu klein, um sich komplizierte Gedanken zu machen, aber schon alt genug, einem Erwachsenen Mut zu geben. Das Kind störte sich nicht weiter an der Fratze, das war das Entscheidende. Es erkannte im Krankenhaus gleich die Hände des Vaters wieder und freute sich, wie ein Kind eben.

Wiens hat schöne, schmale Hände, wenn er über die Szene mit Scarlette spricht, kommt Bewegung in seine vernuschelte Stimme, und es wird klar, dass das Kind ihn rettete, weil es ihm mit seiner Reaktion zurückgab, was er verloren hatte; eine Identität. Er war nicht nur das entstellte Monster, er war der Vater zu diesem Kind, und das Kind erkannte ihn und nannte ihn beim Namen, und das, sagt Wiens, war ein großer Moment, in dem er sich geschworen habe, niemals die Hoffnung aufzugeben, dass sich sein Leben zum Guten wenden könne, wie auch immer.

Er hätte damals noch mehr Hoffnung geschöpft, wenn er die Nachrichten aus

MD3 HOLDINGS CORPORATION

Vater Wiens 2006
„Er war ein richtiger Stinker“

der Welt der Transplantationsmedizin schon gekannt hätte. Erste Erfolge mit der Verpflanzung von Gesichtsteilen wurden seit dem Jahr 2005 berichtet. In Frankreich ersetzten Ärzte in Amiens ihrer Patientin Isabelle Dinoire in einer Pioniertat Teile des Gesichts, um den Schaden wiedergutzumachen, den ihr Labrador angerichtet hatte. Der Schäfer Li Guoxing bekam 2006 im Militärhospital in Xi’an Nase, Oberlippe und Wangen eines Toten, nachdem er von einem Kragenbär zerfleischt worden war.

Im März 2008, acht Monate vor Wiens’ Unfall, bekam Pascal Coler, von Geschwulsten entstellt, ein fast komplettes neues Gesicht in Frankreich. Im Dezember 2008, ein paar Wochen nur nach dem Unglück in Fort Worth, hatten Ärzte in Cleveland einer Frau namens Connie Culp, deren eigener Mann ihr vor einer Bar in Hopedale, Ohio, ins Gesicht geschossen hatte, ein nahezu vollständiges Spendergesicht aufgepflanzt.

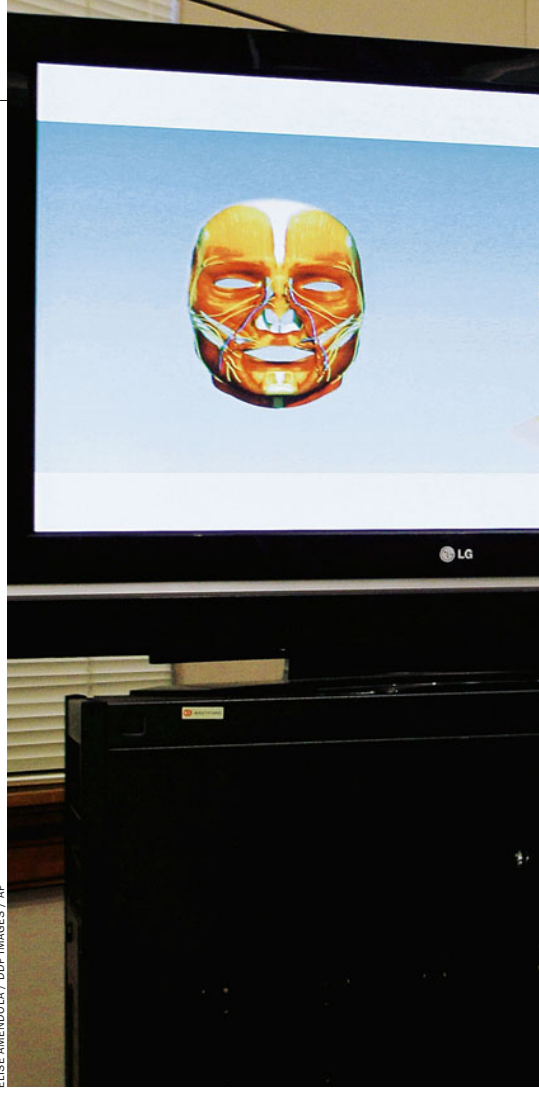
Es war in den vergangenen fünf, sechs Jahren so, als würde die Medizin das letzte Stückchen Neuland betreten, das ihr die menschliche Anatomie noch bot. Nieren, Lungen, Herzen, Lebern wurden längst routiniert zwischen einander wildfremden Menschen ausgetauscht, aber nicht das Gesicht. Das Gesicht war anders. Gesichter gehören zur Seele, zum Intimen, obwohl sie öffentlich ausgestellt werden.

Untereinander diskutieren die Ärzte weniger solche philosophisch-psychologischen Fragen, sie streiten sich darüber, ob es überhaupt ethisch vertretbar ist, die Verpflanzung von Gesichtern zu wagen. Das Problem ist die Medikation. Empfänger von Transplantaten müssen bis ans Ende ihres Lebens starke Arzneien schlucken, die die Abstoßung des fremden Gewebes verhindern. Die Medikamente unterdrücken die Immunabwehr, und sie haben starke Nebenwirkungen, Hautkrebs kommt vor, Diabetes, Nierenprobleme, chronisches Kopfweh.

Die Gegner der Gesichtsverpflanzung argumentieren, es sei mit der Ethik des Ärztestands nicht vereinbar, einem Patienten solche Mittel zu verabreichen, wenn es nicht um den Erhalt des Lebens gehe. Das Gesicht, sagen sie, sei zum Überleben nicht nötig, anders als Leber oder Lunge. Wer jedoch die Nerven hat, sich die kleine Galerie bisheriger Gesichtsempfänger anzuschauen, ihre Porträts vor den Eingriffen, kann solche Reden nur als theoretisch empfinden. Es mag sein, dass man überlebt ohne Gesicht. Aber ein Leben ist das nicht.

Auf die Möglichkeit, dass Dallas Wiens der zweite oder dritte Patient der Medizingeschichte werden könnte, dem Chirurgen ein komplett neues Gesicht geben, der erste in den USA, kam sein behandelnder Arzt in Texas, Jeffrey Janis. Janis ist selbst ein plastischer Chirurg von Rang, er hat Wiens das Leben gerettet direkt nach dem Unfall, und wie es sich für einen ehrgeizigen Mediziner in den USA gehört, reist er zu allen möglichen Ärztekongressen. Auf einem Symposium hörte Janis den Kollegen Bohdan Pomahac referieren, den Leiter der Verbrennungsmedizin am berühmten Brigham-and-Women’s-Hospital von Boston.

Pomahac, ein gebürtiger Tscheche, berichtete von ersten Erfahrungen mit Teiltransplantationen im Gesicht, aber vor allem hatte er ein sattes Forschungsbudget, das ihm ein gutes halbes Dutzend Verpflanzungen ermöglichen würde. Das US-Verteidigungsministerium hat Pomahac 3,5 Millionen Dollar anvertraut, um die Gesichtsoperationen weiter zu erfor-



ELISE AMENDOLA / DDP IMAGES / AP

Chirurg Pomahac (r.), Ärzteteam: *„Gefäße und*

schen, wovon auch verwundete Soldaten profitieren sollen. Dr. Janis aus Dallas erzählte Dr. Pomahac aus Boston die Geschichte des armen Wiens. Und als Pomahac Wiens zum ersten Mal zu Gesicht bekam, hätte er ihn um ein Haar abgelehnt als Kandidaten. Kaum je zuvor hatte er, der viel sieht, ein derart zerstörtes Gesicht gesehen.

Sein Team schaute sich Wiens trotzdem genauer an, analysierte sein Gewebe, seine Gefäße, die Nerven. Es wurden 3-D-Aufnahmen von seinem Kopf gemacht, ein Modell seines beschädigten Schädels wurde gebastelt, dazu Muster der fehlenden Knochenpartien, die einem späteren Spender ebenfalls auszusägen wären. Außerdem redeten sie mit Dallas Wiens, der, entgegen den Vorhersagen seiner Ärzte, wieder zu reden gelernt hatte. Und es ist gut möglich, dass seine positive Art, sein texanischer Optimismus und der ungebrochene Glaube an alles Mögliche am Ende den Ausschlag gaben, ihn als Kandidaten zu akzeptieren. Wiens war furchtlos. Er wollte seine Chance. Und er sollte sie bekommen.

Boston ist für Ärzte in aller Welt geweihter Grund. Rings um die Harvard Medical School stehen Block für Block gewaltige Krankenhäuser und For-

Nerven des Empfängers sprossen ein“

schungsstätten mit berühmten Namen, sie füllen ein Viertel, groß wie eine eigene Stadt. Hier, im „Ether Dome“, fand 1846 die erste Operation unter Äther-Narkose statt, hier wagte der spätere Nobelpreisträger Joseph Murray am Tag vor Weihnachten 1954 die erste erfolgreiche Transplantation einer Niere, übertragen zwischen eineiigen Zwillingsbrüdern.

An ihren Anfängen war die Organverpflanzung ein grausiges Rätselraten, wenige Patienten überlebten die Eingriffe, oder sie starben an den Überdosen Röntgenstrahlen, denen man sie aussetzte, um ihre Immunabwehr zu entkräften. Es gab die Apparate noch nicht, keine Computer, keine Analysetechnik, mit denen der Mensch heute bis in seine Zellen hinein zergliedert werden kann.

Verglichen damit lag Dallas Wiens Mitte März dieses Jahres auf dem Operationstisch des Brigham wie ein offenes Buch. Nur zwei Menschen vor ihm, in Spanien und Frankreich, hatten komplette Spendergesichter erhalten, nun war die Reihe an ihm. Von der 15 Stunden dauernden Operation gibt es ein auf ein paar Minuten zusammengeschnittenes Video, das die Komplexität des Vorgangs nicht begreiflich macht.

Man sieht eine Gruppe von Ärzten ruhig um den Tisch stehen, im Gesicht extrem starke Lupenbrillen, man sieht eine königsblaue Kühlbox mit weißem Deckel, in der das Spendergesicht gelegen haben muss, kalt konserviert in einem sterilen Plastikbeutel, der in einem zweiten, mit Wasser gefüllten Beutel lag, der wiederum auf Eis in der Box lag.

Bei der Operation ging es im Prinzip darum, das Gesicht des Toten mit allen unterliegenden Geweben, Nerven, Gefäßen abzunehmen, alle Enden abzubinden oder mit dem Elektroskalpell zu verschließen, und diese Maske an die Vena jugularis und die Arteria carotis des Empfängers anzuschließen, die jeder an sich selbst fühlen kann, wenn er sich an den Hals drückt. „Wenn der Blutkreislauf hergestellt ist“, sagt Stefan Tullius, Chef der Abteilung Transplantationsmedizin am Brigham, „hat man erst mal Zeit.“

Als er sich zum ersten Mal betastete, musste er weinen. Aber da waren keine Tränen.

Tullius blättert anatomische Atlanten auf, um die Sache zu erklären. Er stammt aus Bad Kreuznach, an der Wand hängt die Doktorurkunde aus Frankfurt, zwölf Jahre lang hat er am Berliner Virchow-Klinikum gearbeitet und im Lauf der Zeit an die tausend Organe verpflanzt, Nieren, Lebern, Bauchspeicheldrüsen. In Boston arbeitet Tullius seit 2005, er betreibt sein eigenes Forschungslabor, operiert am Brigham, lehrt an der Harvard Medical School. Als Dallas Wiens in den Operationssaal gefahren wurde, stand er mit am Tisch, irgendwo im Rudel um den Chefoperateur Pomahac.

Es müssen Hunderte Äderchen und Nerven in einem Gesicht angeschlossen werden, sagt Tullius, „deshalb dauert das alles so lang“. Die größeren Nervenfasern, kaum so dick wie ein Haar, werden mit feinsten Nadeln und Fäden vernäht, „das ist kein großes Problem heutzutage“. Dass das fremde Gesicht fest auf dem anderen Kopf sitzt, liegt auch daran, dass viele Muskelstränge angeschlossen werden, sagt Tullius, „und die Gefäße und Nerven des Empfängers sprossen ein“.

Sie sprossen ein?

„Sie verzweigen sich haarfein in das neue Gewebe. Und die Haut wird ja auch vernäht. Da fällt jedenfalls nichts runter.“

Tullius spricht vom Druck, der auf den Ärzten lastet, wenn sie im Operationssaal Neues wagen. Und ihm ist bewusst, dass

LIGHTCHASER PHOTOGRAPHY / AP

Operierter Wiens mit Tochter Scarlette: *Das Kind freute sich, wie ein Kind eben*

derart radikale Eingriffe am menschlichen Gesicht die Grenzen der Medizin weit verschieben. Tullius hat zwei Kinder, und sein Sohn war sechs, als im Fernsehen ein Beitrag über eine Teilgesichtsverpflanzung gesendet wurde, an der er auch beteiligt war. Der Sohn, sagt Tullius, habe sich vorher nie weiter für seine Arbeit interessiert, für die Nieren und Bauchspeicheldrüsen und all das.

Als der Junge aber hörte, dass es um ein Gesicht ging, fragte er den Vater: „Und was ist mit dem, der das Gesicht gegeben hat?“ Tullius, er hat selbst ein rundes Gesicht und nicht mehr viele Haare, musste seinem Kind Fragen nach dem Tod beantworten. „Wenn es ums Antlitz geht“, sagt er, er sagt wirklich Antlitz, „stellen sich die Fragen nach Empfänger und Spender, nach Leben und Tod anders, drängender, das ist so.“

Und es geschehen im menschlichen Körper und beim Übertrag von Körperteilen und Organen erstaunliche, unbegriffene Dinge. Einer der Patienten, erzählt Tullius, dem in Boston die untere Gesichtshälfte ersetzt wurde, entwickelte nach der Operation alle vier Wochen knallrote Hautfärbungen, die die Ärzte jedes Mal eine beginnende Abstoßungsreaktion befürchten ließen.

Tatsächlich hatte der Spender zu Lebzeiten eine Hautkrankheit, Rosacea, zu Deutsch: Kupferrose, und sie wurde, in den verpflanzten Gesichtsteilen, auf den Empfänger übertragen; er machte die fremde Krankheit zu seiner eigenen. „Wir haben vieles noch nicht verstanden“, sagt Tullius. Er forscht viel mit Labormäusen. Und dabei stößt er regelmäßig auf philosophische Fragen. Was ist Alter? Und was ist Jugend? Und Leben?

Die Begegnung mit dem neuen, alten Dallas Wiens im kleinen Haus seiner Großeltern am Rand von Fort Worth, Texas, wirft auch solche Fragen auf. Das Gesicht des Fremden, über den niemand etwas weiß, weil seine Angehörigen auf Anonymität bestanden, sitzt auf Wiens’ Kopf wie eine Faschingsmaske aus Latex, aber das stimmt nur auf den ersten Blick. Auf den zweiten ist zu sehen, dass diese Maske Ansätze von Mimik zeigt, dass sich Muskeln bewegen unter der Haut, noch nicht viele, aber das wird wohl besser werden im Laufe der Zeit, wenn die Nerven weiter „einsprossen“. Wer mit Wiens spricht und sich nur auf sein Gesicht konzentriert, vergisst für lange Momente, dass etwas nicht stimmt. Er sieht dann aus, zumal wenn er seine Sonnenbrille trägt, wie irgendein Schlaganfallpatient oder wie ein besonders gefühlsarmer Pokerspieler oder wie ein zynischer Polizist aus einer Fernsehserie, aber insgesamt, und vor allem verglichen mit der Fratze, die ihm der Unfall zwei Jahre lang aufgesetzt hatte, macht er einen annähernd normalen Eindruck.

„Wenn es ums Antlitz geht“, sagt der deutsche Arzt, „stellen sich Fragen nach Leben und Tod anders.“

Der rechte Mundwinkel hängt, und das fällt mehr oder weniger auf, je nachdem, ob er gerade wieder Vollbart trägt oder sich erst kürzlich rasiert hat. Die Haare wachsen jedenfalls. Im Gesicht und auch auf dem Kopf. „Ich war gerade beim Friseur“, sagt Wiens, und aus seinem Hals gluckert ein fröhliches, ansteckendes Lachen.

Die Haare. Der Spender war älter als Wiens, das ist zu sehen, er war auch dicker, und seine Haare waren, als die Totenmaske ziemlich genau bis hinauf in die Mitte des Empfängerschädels verpflanzt wurde, grau. Aber sie sind es nicht mehr. Dallas Wiens hat sich die Haare des Fremden binnen Wochen auf den eigenen Leib gezogen und sein Körper, seine Jugend, seine Hormone haben sie umgefärbt. Sie sind nicht mehr grau. Sie sind jetzt dunkelbraun, fast schwarz, „es sind meine Haare“, sagt Wiens, er fährt sich mit der Hand durch den Schopf wie ein Stenz. „Es ist mein Kopf, mein Gesicht.“ Wem sonst sollten sie gehören?

Dallas Wiens lacht ziemlich viel, er ist eine angenehme Gesellschaft. Er redet schnell, nuschelt dabei, wie verrückt, weil die Mundpartie noch nicht alles so macht, wie sie soll, aber er spricht, obwohl die Ärzte glaubten, er werde dazu nie wieder in der Lage sein. Er geht, obwohl alle sagten, er werde nie wieder gehen können. Er riecht wieder, auch das, und er roch bereits sehr früh.

Schon im Brigham-Krankenhaus, als sie ihm die Schläuche aus der Nase zogen, roch er, mit der Nase des anderen, mit seiner neuen Nase, die Krankenhaus-Lasagne. Und es war, sagt er, „der herrlichste Duft, der mir jemals begegnet ist“. Bald spürte er die Hände seiner Tochter wieder auf seinem Gesicht. Und ihre kleinen Küsse. Und seither muss man sich Dallas Wiens als einen glücklichen Menschen vorstellen.

Die Irritation, und sie ist groß, tritt immer dann ein, wenn man ihn in Gänze wahrnimmt. Wenn er aufsteht, wenn er geht oder wenn er mit den Händen gestikuliert und mehr von ihm in den Blick kommt als nur das Gesicht. Körper und Kopf konzertieren nicht, sie widersprechen sich, auch das wird besser werden, sagen die Ärzte, der Patient werde sich das Gesicht aneignen, er werde zu 60 Prozent aussehen wie er selbst und zu 40 Prozent wie der Spender. Das klingt nach Frankenstein, nach Science-Fiction, aber am Ende ist es nur ein Test auf die Grenzen des eigenen Denkens und der Vorstellungskraft.

Denn wenn Dallas Wiens der Bitte nachkommt, für einen Moment lang seine Sonnenbrille abzunehmen, ist da nichts Beunruhigendes mehr. Wiens entblößt ein erschüttertes, erschütterndes Gesicht. Das Lid über dem rechten Auge ist geschlossen, so, als schliefe die ganze rechte Gesichtshälfte noch. Vom linken Auge ist Weißes zu sehen. Es ist ein anrührender Anblick, der Gedanken an Monster verscheucht und an das Wunder des Lebens heraufruft. Denn dort sitzt ein Mensch. Ein ganz besonderer.

Das Fest

Ortstermin: *Wie sich die CDU im norddeutschen Dorf Hasloh auf die eventuelle Invasion der Facebook-Menschen vorbereitet*

Sie war im Urlaub auf Zypern und hatte das Handy ausgeschaltet und war eine Zeitlang ohne Zugang zum Internet. So dauerte es mehrere Tage, bis Dagmar Steiner von den unangenehmen Entwicklungen in ihrer Heimat erfuhr.

Dagmar Steiner, CDU-Ortsverbandsvorsitzende von Hasloh, ist jetzt zurück in ihrer auffallend weißen, auffallend modernen Küche, den ungelesenen Stapel Post noch vor sich, neben sich den Stellvertreter mit aufgeklapptem Laptop. Michael Witt ist derjenige, der die Attacken abwehren musste, in ihrer Abwesenheit. Der Kampf geht weiter in 25474 Hasloh, Hasloh nördlich von Hamburg, Kreis Pinneberg.

Der Kampf gegen die Leute auf Facebook. Gegen die Leute im Netz.

Vor einer halben Stunde noch stand Witt mit seinem Pausenbrot und ein paar Zeitungen vor seinem kleinen Fachwerkhaus und wollte zu einem Kunden, er vertreibt und installiert Duschkabinen, doch er konnte umdisponieren. Nun ist er wieder im Dienst als Stellvertreter, im Dienst eines CDU-Ortsverbands, der eigentlich nur ein Sommerfest veranstalten wollte, in der Scheune bei einem Laden für Reiterbedarf. Ein Fest für 200 Leute vielleicht, über das dann das „Pinneberger Tageblatt“ schreiben würde, so wie im vergangenen Jahr. Es kam nicht so.

Es gibt die Möglichkeit, über die Internetgemeinschaft Facebook zu Veranstaltungen zu laden. Doch man sollte dabei genau aufpassen, ob eine Einladung nur an die gerichtet ist, die wirklich kommen sollen, oder an alle 20 Millionen deutschen Facebook-Mitglieder. Ein Kästchen ist vorgesehen, um zwischen einer öffentlichen und einer privaten Veranstaltung zu unterscheiden; wenn man den Haken aus diesem Kästchen nicht entfernt, dann steht die Einladung als „öffentlich“ im Netz.

So erging es dem Mädchen Thessa, das versehentlich 20 Millionen Menschen zu seinem 16. Geburtstag einlud. Ein Fehler, infolgedessen Thessas Wohngegend in Hamburg-Bramfeld verwüstet wurde, was anschließend erst die große Politik beschäftigte und jetzt die kleine, in Hasloh. Es gibt einen niedersächsischen CDU-Innenminister, der sprach als Folge von Thessas Geburtstag davon, man müsse bestimmte Facebook-Partys verbieten, und eine CSU-Verbraucherschutzministerin, die sich zu Wort gemeldet hatte mit der Forderung nach einem „Internetführerschein“.

Sehr viele junge Menschen auf Facebook können es nicht leiden, wenn Politiker ihnen Vorschriften für ihr Verhalten im Internet machen wollen, das ist jetzt das Hasloher Problem.

Als Dagmar Steiner vor ein paar Wochen ihr Fest auf Facebook stellte, 20. August, Reiterscheune Hasloh, musste sie sich zwischen „öffentlich“ und „privat“ entscheiden. „Es ist ja nicht privat“, so fand sie. Sie lud also öffentlich ein. Sehr viele Menschen fanden die Einladung und nahmen sie an, gewissermaßen als Rache an den Konservativen.

GREGOR SCHLAEGER / DER SPIEGEL

Kommunalpolitiker Steiner, Witt: *„Es ist ja nicht privat“*

Michael Witt bemerkte das Problem und informierte die Facebook-Gemeinde, dass sie nicht eingeladen sei.

Die Facebook-Gemeinde verspottete ihn und seine Chefin mit Sätzen wie „Dagmar, geht das klar, dass wir bei dir pennen?“, und sagte weiter massenhaft zu.

Es ist eine neue Art, Politik zu machen, die Facebook-Menschen erproben ihre Macht. Das hessische Dietzenbach hat diese Macht zu spüren bekommen, Berlin-Spandau, Freiburg-Vauban, überall dort hatten sich unerwünschte Gäste bei der CDU angekündigt und riefen unterschiedliche Grade von Nervosität hervor.

Michael Witt sagte die Party ab.

Wir kommen trotzdem, hieß es im Netz.

Witt sagte der „Hamburger Morgenpost“, dass Facebook „vielleicht doch nicht das Richtige für uns ist“, und versuchte weiter, seine Chefin auf Zypern zu erreichen. Als es ihm endlich gelang und die Einladung vom Netz gehen konnte, zeigte die Gästeliste mehr als 3500 Personen an.

Dagmar Steiner, blond, elegant, promovierte Ärztin, sitzt in ihrem Schlamassel in ihrer weißen Küche und sagt, dass es eigentlich gar kein Fehler war, es sollte ja eine öffentliche Veranstaltung sein.

Aber was öffentlich sei auf Facebook, darüber müsse man neu nachdenken. Sie sehe da jetzt eine neue Dimension. Sie sagt, sie habe Zeit zum Überlegen gehabt in den letzten Tagen, wer diese Leute sein könnten, die so etwas machen, sie kam auf drei Typen: „Die Politischen. Die Spaßvögel. Die Unruhestifter“. Und wenn sie an Letztere denkt, an manche Leute in Hamburg und deren Hang zum Unruhestiften, dann wird ihr „schon mulmig zumute“.

Wenn die nach Hasloh kämen. Es wäre nicht schön.

Hasloh besteht aus viel rotem Klinker, aus Ein- und Zweifamilienhäusern, besteht aus Grün, das man mit Kühen und Pferden teilt, und aus Verbotsschildern, die Hunden untersagen, auf Rasenstreifen zu kacken. Es wirkt friedlich, aber ziemlich friedlich wirkte auch Thessas Hamburg-Bramfeld, bevor es an ihrem Geburtstag von etwa 1500 Gästen besucht wurde; bevor es zu Schlägereien, brennenden Mülltonnen, Festnahmen kam.

Es könnte sein, dass die Internetmenschen kommen, sich beim Netto-Supermarkt mit Nordgold Pilsener und Oldesloer Weizenkorn versorgen, und danach sieht Hasloh aus wie Hamburg-Bramfeld nach Thessas Party. Es könnte, das ist das Schwierige, aber es muss nicht. Eine schwebende Drohung, keiner weiß, wie ernst sie gemeint ist, gerade deswegen wird die wirkliche Welt nervös. Die Polizei ist involviert, ein Sicherheitsdienst muss möglicherweise engagiert werden, und vielleicht, meint Dagmar Steiner, wird die Frage noch Juristen beschäftigen, wer eigentlich haftet für eine Veranstaltung, die es gar nicht gibt. Barbara Supp

TELEKOMMUNIKATION

Millionenklage gegen Telekom?

Das Management der Deutschen Telekom AG soll über Jahre Verbraucher, Kunden und Aufsichtsbehörden mit doppelten Abrechnungen betrogen haben. Volumen: ein dreistelliger Millionenbetrag. Das behauptet zumindest eine Strafanzeige, die bei der Staatsanwaltschaft in Bonn eingereicht wurde. Die Anzeigeerstatter werfen dem Unternehmen um Telekom-Chef René Obermann vor, es habe sich umlagefähige Kosten für den Aufbau und die Pflege ihrer Kundendatenbanken gleich mehrfach erstatten lassen. So seien die Beträge einmal über die normalen Gebühren für den sogenannten Teilnehmeranschluss auf Millionen Telefonkunden abgewälzt worden. Zugleich habe sich das Unternehmen die Summen von Wettbewerbern bezahlen lassen, die für ihr Telefongeschäft auf Daten der Telekom angewiesen sind. Als Beleg liegen der Anzeige interne Telekom-Zahlen bei, die der Konzern zur Überprüfung seiner Gebühren bei der Bundesnetzagentur eingereicht hat. Diese Berechnungen, so die Anzeigeerstatter Klaus Harisch und Peter Wünsch, seien nachweisbar fingiert. Damit ergebe sich der Verdacht des „gewerbsmäßigen Betrugs“. Seit Jahren schon streiten die beiden Gründer diverser Auskunftsdienste mit der Telekom über fehlerhafte Abrechnungen und haben mehrere Zivilverfahren bestritten. Dabei wurde die Telekom zu Rückzahlungen von insgesamt mehr als 80 Millionen Euro verurteilt. Die Telekom weist die Vorwürfe zurück. Die Staatsanwaltschaft prüft die Anzeige.

Obermann

JUERGEN SCHWARZ

VERSICHERUNGEN

Ausländer als „unerwünschtes Risiko“

Jahrelang soll der Versicherer Ergo Ausländern Auto-Policen verweigert haben. Dem SPIEGEL liegen eidesstattliche Versicherungen von einstigen Vertretern der Ergo-Tochter D.A.S. vor, wonach potentielle Kunden aus Ländern wie Italien, Polen oder Russland mindestens bis Anfang 2010 intern als „unerwünschtes Risiko“ galten. „Türken waren als Kunden besonders unerwünscht“, so die früheren Versicherungsvertreter. Das Unternehmen habe sofort reagiert, wenn der Antrag eines Kunden mit ungewöhnlichem Namen eingereicht worden sei, und habe dann eine schriftliche Begründung des Agenten verlangt. Selbst beim Vorliegen der deutschen Staatsbürgerschaft sei der Kunde nur in Ausnahmefällen angenommen worden. Diese Praxis sei jedoch nur mündlich mitgeteilt worden. Im Auszug aus einem internen Prüfkonzept von 2006 ist trotzdem von einer „Kasko für Italiener“ zu lesen. Dieses Papier sei nur ein Entwurf gewesen, der so nie zum Einsatz gekommen sei, erklärt ein Ergo-Sprecher. „In unseren Kfz-Tarifen gibt es seit 1995 keine Zuschläge oder Ähnliches, was an die Nationalität des Kunden geknüpft ist. Eine Auswertung unseres Bestandes ‚Deutsche vs. andere Nationalitäten‘ zeigt keine Ungleichbehandlung.“

BAYERN LB

Ein halbes Dutzend Beschuldigte

Die Affäre um den umstrittenen Verkauf eines BayernLB-Pakets an der Formel 1 Anfang 2006 wächst sich aus: Neben dem früheren Bankvorstand Gerhard Gribkowsky und dem Formel-1-Chef Bernie Ecclestone führt die Münchner Staatsanwaltschaft nun gut ein halbes Dutzend Vertraute und Berater aus dem Umfeld der beiden Ex-Geschäftspartner als Beschuldigte. Ecclestone verdächtigen die Behörden der Bestechung und Beihilfe zur Untreue. Gegen Gribkowksy wurde vergangene Woche Anklage unter anderem wegen Untreue und Bestechlichkeit erhoben. Der seit Anfang Januar inhaftierte Ex-Banker hat inzwischen seinen Anwalt gewechselt. Er wird jetzt von dem Kölner Strafrechtler Rainer Brüssow vertreten. Sowohl Gribkowsky als auch Ecclestone haben die Anschuldigungen zurückgewiesen.

Gribkowsky, Ecclestone mit Töchtern

DDP IMAGES / AP

EINZELHANDEL

Metro will in die nächste Instanz

Im Streit zwischen dem Media-Markt-Gründer Erich Kellerhals und dem Mehrheitseigentümer der Media-Saturn-Holding, der Metro AG, zeichnet sich kein Kompromiss ab. Die Metro plant, nach der vorläufigen juristischen Niederlage vor dem Landgericht Ingolstadt die nächste Instanz anzurufen. Hintergrund des Streits ist eine Passage des Gesellschaftervertrags und die Frage, ob Kellerhals seine Sperrminorität behalten kann, obwohl die Metro 75 Prozent an der Media-Saturn-Holding besitzt. Der dominierende Konzern will eine schnelle Klärung, da „die Lage bei Metro-Saturn sehr ernst“ sei. Seit 2007 stagniere der Gewinn der Elektronikketten trotz steigender Umsätze bei rund 600 Millionen Euro.

Somalische Flüchtlinge

OLI SCARFF / GETTY IMAGES

Im dürregeplagten Bürgerkriegsland Somalia herrscht akute Hungersnot.
Die wird offiziell und nüchtern von der Uno ausgerufen, wenn drei Kriterien erfüllt sind:

Jeder Erwachsene hat deutlich weniger als **2100 Kalorien** am Tag zur Verfügung.

Mehr als **30 Prozent** der Kinder sind stark unterernährt.

Jeden Tag verhungern **zwei Erwachsene** oder **vier Kinder** pro 10 000 Einwohner.

SUBVENTIONEN

Staat spart durch Ende der Abwrackprämie

Die Subventionen durch den Bund werden bis zum nächsten Jahr auf 22,6 Milliarden Euro sinken. Das bedeutet eine Abnahme um rund sechs Milliarden Euro seit 2009. Die Zahlen gehen aus dem neuen Subventionsbericht der Bundesregierung hervor, der am 3. August vom Kabinett beschlossen werden soll. Der Rückgang der Subventionen ist vor allem auf das Auslaufen der Abwrackprämie zurückzuführen. Größter Profiteur der Bundeshilfen ist nach wie vor die gewerbliche Wirtschaft. 2012 bekommt sie 11,8 Milliarden Euro an Subventionen, das sind 52 Prozent der Unterstützungsmaßnahmen auf Bundesebene. 2009 erhielten die Unternehmen nicht zuletzt wegen der Wirtschaftskrise noch 17 Milliarden Euro an staatlichen Hilfen aus Berlin. Der größere Teil der Bundeshilfen geht nächstes Jahr mit 16,8 Milliarden Euro auf das Konto der Steuervergünstigungen, direkt ausgezahlte Finanzhilfen machen 5,8 Milliarden Euro aus. Größter Posten bei den Finanzhilfen sind noch immer die Subventionen für die Steinkohle in Höhe von 1,3 Milliarden Euro im nächsten Jahr. Auf Platz zwei folgt die Förderung von energiesparenden Gebäudesanierungen. Sie schlägt demnach mit 838 Millionen Euro zu Buche.

VERBRAUCHERSCHUTZ

„Ist drin, was draufsteht?“

CLEMENS BILAN / DAPD

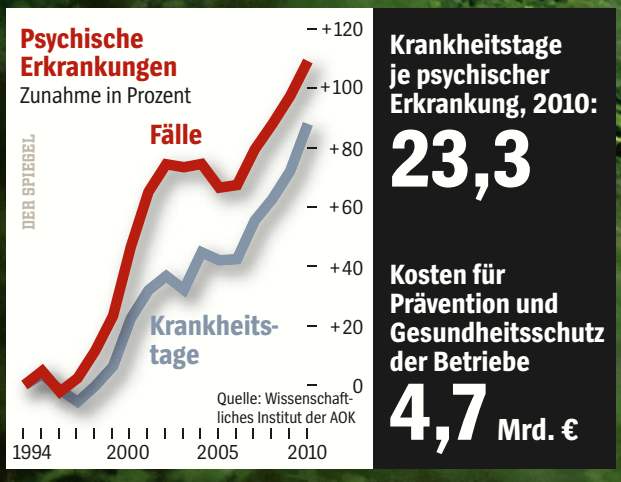
Gerd Billen, 56, Chef des Bundesverbandes der Verbraucherzentralen, über das neue Konsumentenportal lebensmittelklarheit.de und die Wut der Industrie

SPIEGEL: Direkt nach dem Start ist die Web-Seite lebensmittelklarheit.de zusamengebrochen. Hat der Ansturm Sie überrollt?
Billen: Wir haben mit großem Interesse gerechnet, aber bis zu 100 000 Zugriffe haben unsere Server einfach nicht gepackt. Jetzt haben wir sie so weit aufgestockt, dass die Seite weitestgehend reibungslos funktioniert …

SPIEGEL: … zum Ärger der Lebensmittelindustrie. Die hält die Nutzer für chronische Beschwerdehansel. Teilen Sie diese Einschätzung?
Billen: Nein, die hohe Resonanz geht weit über die notorischen Nörgeleien hinaus. Es gibt ein weitverbreitetes Unbehagen über die Art und Weise, wie Lebensmittel verpackt und beworben werden, ein Misstrauen, ob das, was draufsteht, auch wirklich drin ist. Kein Mensch versteht, warum Erdbeeren oder Ananas abgebildet sind, wenn das Produkt selbst nur Spuren davon enthält.
SPIEGEL: Die Wirtschaft empfindet Ihre Seite als Pranger und fürchtet um die Existenz von Unternehmen und Arbeitsplätzen.
Billen: Die Industrie sollte einfach ihre Produkte so gestalten, dass die Verbraucher sie verstehen und akzeptieren. Dann muss sie auch keine Angst um Jobs haben.
SPIEGEL: Sie haben die Industrie sogar eingeladen, „gegen uns zu klagen“. Was macht Sie so siegesgewiss?
Billen: Zum einen haben wir uns rechtlich natürlich abgesichert. Außerdem werden sich Unternehmen genau überlegen, ob es nicht einfacher ist, eine Verpackung zu ändern, als eine Klage einzureichen.

Portal lebensmittelklarheit.de

SPIEGEL: Mogelpackungen gibt es nicht nur in der Lebensmittelindustrie. Wo wollen Sie als Nächstes angreifen?
Billen: Der Finanzmarkt ist ein Bereich mit großem Handlungsbedarf, da muss auf unfaire Praktiken reagiert werden. Ob das zu einem weiteren Portal führt, werden wir sehen.



Krankheitstage je psychischer Erkrankung, 2010:
23,3

Kosten für Prävention und Gesundheitsschutz der Betriebe
4,7 Mrd. €

Jetzt mal langsam!

Bislang sollten Arbeitnehmer möglichst rund um die Uhr effizient, erreichbar und einsatzbereit sein. Doch viele halten dem Dauerstress nicht mehr stand. Nun suchen ausgerechnet die Unternehmen nach Entspannung und Entlastung – aus betriebswirtschaftlichem Kalkül.

Das Thema Entschleunigung verfolgt Jan Runau bis in seinen Urlaub. Runau ist Kommunikationschef von Adidas, ein lässiger Typ, der auch mal in Badelatschen ins Büro kommt. Eigentlich hatte er sich ein paar Tage freigenommen. Eigentlich meldet seine Mailbox nun jedem automatisch, wie lange er nicht im Büro ist … eigentlich.

Doch dann kommen natürlich dauernd Anfragen. Wie diese SPIEGEL-Bitte um ein Interview mit dem Personalchef des Herzogenauracher Konzerns. Die Themen: Verdichtung in der Arbeitswelt, der steigende Zeitdruck und der Fluch ständiger Verfügbarkeit.

Natürlich ist auch Runau erreichbar, selbst wenn es um Sinn und Wert der Unerreichbarkeit geht und darum, wie sein eigenes Unternehmen mit all diesen Fragen umgeht. Und natürlich hat er dafür das Smartphone und damit sein halbes Büro immer bei sich: Er regle das und werde sich „kommende Woche melden“.

Der Adidas-Mann sollte off sein, aber er ist mal wieder on. Ein Manager im Stand-by-Modus – wie viele Millionen Menschen, die ihren Job perfekt machen wollen. Wie auch Jörg Schwitalla.

Der sitzt in seinem gläsernen Büro am Besprechungstisch. Schwitalla hat jetzt 60 Minuten Zeit. Ein großer Mann mit breiten Schultern. Sein ganzes Berufsleben hat der 50-jährige Betriebswirt in der Automobilbranche verbracht; in Deutschland und den USA, in Frankreich und

Ruhe-Idyll Spreewald

PATRICK PLEUL / PICTURE ALLIANCE / DPA

England. „Wir leben heute in einer ganz und gar anderen Welt als noch vor wenigen Jahren“, sagt Schwitalla. Früher hieß einer wie er Personalvorstand, heute ist er „Chief Human Resources Officer“ des Nutzfahrzeug- und Maschinenbaukonzerns MAN. Früher war das ein deutsches Unternehmen, das alle internationalen Märkte bedient hat. Heute ist es ein globaler Konzern, der nirgendwo und überall zugleich zu Hause ist. Den Unterschied kann man in Flugzeiten messen.

In den 60 Stunden vor dem Gespräch hat Schwitalla fast 20 000 Kilometer zurückgelegt. Am Montag flog er von München zu einer Sitzung des Aufsichtsrats nach São Paulo in Brasilien. Unmittelbar danach ging es zurück nach München. Vom Flughafen fuhr Schwitalla direkt zu einer Konferenz mit 150 MAN-Betriebsräten in Augsburg. Beim anschließenden Essen empfand er „ein Gefühl der Enge“.

Als er schließlich am Dienstagabend zum ersten Mal seit zwei Tagen vom Auto aus mit seiner Frau telefonierte, verfuhr er sich trotz Navigationsgerät. „Ich leg jetzt besser auf, und wir sprechen, wenn ich zu Hause bin“, so beendete er das Telefonat. Ein moderner Mensch wie viele Millionen, die vor allem funktionieren wollen. Wie auch Joachim Nisch.

Der schraubt zusammen mit seinen Kollegen im Sindelfinger Mercedes-Benz-Werk seit vielen Jahren die C-Klasse zusammen. 73 Sekunden bleiben den Bandarbeitern. 73 Sekunden, um den linken

„Wir wollen keine Mitarbeiter, die rund um die Uhr arbeiten.“

MATTHIAS MALESSA (M.), Adidas-Personalchef, mit Kollegen auf dem Sportplatz des Konzerns in Herzogenaurach

GABY GERSTER / DER SPIEGEL

Rückspiegel anzubringen, 73 Sekunden für einen Türgriff, 73 Sekunden für die vordere Stoßstange. „Das Schlimme ist gar nicht mal der Takt“, sagt Nisch, „das Schlimme ist die Entmündigung.“

Die Mercedes-Monteure entscheiden nichts mehr selbst. Sie dürfen nicht einmal mehr zählen. Automaten spucken mal sieben Schrauben aus, mal fünf. Das Band zu verlassen ist nicht vorgesehen, alle Schritte und Handgriffe sind ergonomisch optimiert. „Irgendwann taucht man ab, engagiert sich nicht mehr“, sagt Nisch, der auch Arbeitnehmervertreter ist. „Das Einzige, was noch zählt, ist der Jahresurlaub im Sommer.“

Die Arbeitswelt ist der Taktgeber für das gesamte moderne Leben. Ihre Kennzeichen sind Beschleunigung, Verdichtung, Komplexität, Globalisierung. Alles perfekt zu machen ist zur gesellschaftlichen Norm erhoben worden. Diese Faktoren treiben viele bis zur totalen Erschöpfung – auch psychisch.

Die Fehlzeiten der Beschäftigten aufgrund solch seelischer Erkrankungen haben seit 1994 um mehr als 80 Prozent zugenommen. Das hat das wissenschaftliche Institut der AOK ermittelt. Für die Unternehmen sind solche Zahlen alarmierend, denn ein Krankheitstag kostet sie im Schnitt rund 400 Euro. Fällt ein Mitarbeiter wegen eines Burnouts für sechs bis acht Wochen aus, addieren sich die Kosten schnell auf bis zu 16 000 Euro – die verminderte Leistungsfähigkeit vor der Krankheit noch gar nicht einkalkuliert.

Der volkswirtschaftliche Schaden für arbeitsbedingte psychische Belastungen summiert sich auf 6,3 Milliarden Euro jährlich. Stress ist also zum betriebswirtschaftlichen Problem geworden. Deshalb sehen sich die Unternehmen, die den Trend zum Immer-Mehr und Immer-Effizienter bislang befeuert haben, plötzlich mit gewaltigen Herausforderungen konfrontiert. Und sie erkennen neuerdings, dass auch sie es sind, die gegensteuern müssen.

Noch ist es ein Tasten und Suchen danach, welche Regeln künftig gelten müssen und welche Wege aus der Burnout-Falle führen. Manche versuchen es mit restriktiven E-Mail-Regeln, andere verschärfen ihre BlackBerry-Politik, künftig soll eben gerade nicht mehr jeder andauernd erreichbar sein. Die einen legen ein umfangreiches Sportprogramm als Ausgleich zur Arbeit auf, die anderen setzen auf Teilzeitregelungen, die mehr Raum für Privates und Familie bringen sollen.

Noch ist vieles eher PR als Praxis. Und selbst die aktivsten Firmen agieren nicht aus schierer Nächstenliebe – sie tun es, weil sie erkannt haben, dass sie ansonsten einen handfesten ökonomischen Schaden erleiden. Aber was früher als nerviges Problem des Individuums diskreditiert wurde, wird nun als Problem des gesamten Betriebs verstanden. Auch weil der Rhythmus der Arbeitswelt längst den Alltag komplett durchdringt.

Er beeinflusst Beziehungen, Familie, Freizeit, Leben, Denken. Im Fitnesscenter stählen die Menschen den „Bewegungsapparat“, ihren Verstand nehmen sie als Computer mit Festplatte und Arbeitsspeicher wahr. Selbst Banken, Bahnhöfe und Atomkraftwerke werden heute „Stresstests“ unterzogen.

Doch der Vorwurf, dass der Job das Privatleben auffresse, ist nur ein Teil der Wahrheit: Viele geben sich via Twitter, Facebook oder Skype nur zu gern dem Diktat dauernder Transparenz und Erreichbarkeit hin. Seit der Jahrtausendwende galt eher als altbacken, wer noch eine Begrenzung des Arbeitstags forderte. Niemand nutzt den Arbeitnehmer so effektiv und perfide aus wie dieser sich selbst.

Gerade erst hat der zuständige EU-Kommissar László Andor festgestellt, dass in keinem Land der Euro-Zone der Unterschied zwischen der tarifvertraglich vereinbarten und der tatsächlichen Wochenarbeitszeit so groß ist wie in Deutschland. Vertraglich sind es 37,7 Stunden, tatsächlich arbeiten die Deutschen durchschnittlich 40,4 Stunden lang.

Für 88 Prozent aller Arbeitnehmer in Deutschland gibt es keinen klassischen Feierabend mehr, weil sie auch daheim stets erreichbar sind. Zu diesem Ergebnis kommt eine repräsentative Umfrage von Bitcom, dem Branchenverband der IT-Industrie.

„Wir erleben in der Gegenwart eine dreifache Beschleunigung – die des technischen Fortschritts, des sozialen Wandels und des Lebenstempos“, sagt der Soziologe und Zeitforscher Hartmut Rosa.

Was der Soziologe in der Theorie erforscht, begegnet Kai Beckmann Tag für Tag in der Praxis. „Wir ertrinken in einer Informationsflut“, sagt er und meint damit jene Reiz- und Kommunikationsübersättigung, der sich viele heute ausgesetzt sehen. Beckmann ist erst seit ein paar Monaten in der Geschäftsleitung des Pharmaherstellers Merck fürs Personalressort zuständig und Herr über 40 000 Mitarbeiter weltweit. Schnell musste er feststellen: Die Zahl der psychischen Erkrankungen in seinem Konzern nimmt kontinuierlich zu.

Im Jahr 2007 registrierten seine Werkärzte in den deutschen Stützpunkten noch 127 Beschäftigte, die wegen psychosomatischer Störungen in Behandlung waren. Binnen drei Jahren hat sich die Zahl mehr als verdoppelt.

Erst kürzlich hat Beckmann analysieren lassen, wie viele E-Mails pro Tag im Konzern eingehen oder verschickt werden. Natürlich schwoll die Zahl dramatisch an, innerhalb eines Jahres um mehr als 50 Prozent auf 347 000 – Spam nicht mitgezählt. Dabei ist nicht so sehr die Zahl der E-Mails das Problem, sondern die Zeit, die man benötigt, um sich mit ihnen auseinanderzusetzen. E-Mails sind der Zeit- und Aufmerksamkeitsfresser Nummer eins geworden.

In einem ersten Schritt hat Merck nun den „Allen antworten“-Button bei E-Mails schwerer zugänglich gemacht und in den Tiefen der Menüführung versteckt. Damit soll der virtuelle Müll begrenzt werden. Ein Anwender kann nicht mehr reflexartig auf diesen Button klicken, sondern muss ihn gezielt ansteuern und wird dann gefragt, ob er wirklich an alle in der Mail-Historie antworten will.

„Warum sollen 70 Leute im Verteiler lesen, was in Wahrheit nur 2 zu interessieren hat“, fragt Beckmann. Dabei ist für seine jüngeren Konzernkollegen die E-Mail schon ein langsames Medium von gestern, sie verlangen Instant-Messenger auf ihren Computern, um sich mit Kollegen per Chat in Echtzeit auszutauschen.

„Wir leben in exponentiellen Zeiten“, sagt Beckmann. Und Markus Promberger, Arbeitssoziologe am Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung in Nürnberg, flankiert: „Wir befinden uns in einer Phase des Übergangs, in den Betrieben entstehen nachindustrielle Organisationsformen.“

Die Arbeit trennt sich vom Ort, Raum- und Zeitgrenzen verlieren an Bedeutung. Diese Beschleunigung bietet neben Risiken auch Chancen. „Ein schnelles Leben ist interessant“, sagt Promberger, „aber es gibt auch Menschen, die fürchterlich draufzahlen.“

Der Wissenschaftler lässt keine Zweifel daran, dass das permanente Experimentieren in der Wirtschaft weitergehen wird. „Was technisch machbar ist, wird auch gemacht. Die Risiken versucht man dann

STEPHAN SAHM / DER SPIEGEL

MAN-Vorstand Schwitalla
„Gefühl der Enge“

später wieder einzufangen“, wobei die Arbeitswelt derzeit nicht zum ersten Mal einen dramatischen Wandel erlebt.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts arbeiteten acht von zehn Europäern in der Landwirtschaft. Gelebt und geackert wurde in der Hauswirtschaft. Ein knappes Jahrhundert, von der Erfindung des mechanischen Webstuhls bis zu den dampfmaschinenbetriebenen Fabriken, reichte aus, um die vorindustrielle Arbeitswelt auszulöschen.

Doch keine 150 Jahre später löst sich auch die Arbeitsform der Industriegesellschaft auf – acht Stunden in der Fabrikhalle oder im Büro, jeden Tag bei einem festen Arbeitgeber. Und auch wenn die New Economy um die Jahrtausendwende nur eine kurze Episode wilder Kursfeuerwerke war, so hat sie das Wertesystem der Arbeitswelt doch grundlegend revolutioniert. Die Trennung von Beruf und Freizeit wurde unscharf und in Frage gestellt. Seither gilt der Arbeitnehmer als Unternehmer in eigener Sache, was mitunter dramatische Folgen zeitigt.

Seit Mitte 2008 nahmen sich bei der France Télécom 60 Beschäftigte das Leben. Viele von ihnen beschrieben in ihren Abschiedsbriefen eine „Atmosphäre von Angst und Stress“ im Beruf und beklagten das Unverständnis der Firmenleitung dafür.

Für Thomas Sattelberger war das ein Schock und der Moment, an dem er innehielt und fragte: Wie sieht es eigentlich bei uns aus? Sattelberger ist Personalvorstand der Deutschen Telekom in Bonn, des IT-Riesen mit weltweit 247 000 Mitarbeitern, davon allein 123 000 in Deutschland. Und auch wenn das Unternehmen einst aus einem Staatsbetrieb hervorging, ist es heute einem besonders rasanten Wandel ausgesetzt.

Zuerst wurde es in die Privatwirtschaft entlassen, danach börsentauglich gemacht und internationalisiert. Dann wurden Bereiche ausgegliedert, andere zugekauft. Die Belegschaft wurde verkleinert, wieder aus- und umgebaut. Es waren Jahre der Unsicherheit. „Teilweise haben wir unseren Mitarbeitern zu viel zu schnell zugemutet“, sagt Sattelberger.

Ihm wurde klar: Gesundheit war nur ein Nischenthema. Beschränkt darauf, „vor den Kantinen Desinfektionsspender anzubringen oder Pillen für Grippewellen zu horten“. Im vergangenen Herbst befragte die Telekom deshalb all ihre Mitarbeiter, wie sie über die Intensität der psychischen Belastungen und das Thema Gesundheit im Unternehmen denken. „Wir haben uns nicht gescheut, die Büchse der Pandora zu öffnen“, sagt Sattelberger. Die Telekom sei zwar aus der Umfrage im Schnitt passabel rausgekommen, aber in Teilbereichen waren die Ergebnisse „gemessen an unseren Ansprüchen deutlich zu schlecht“.

Anlass genug für den Personalmanager, Konsequenzen zu ziehen. Als kürzlich im Vorstand übergebührlich strapazierende Vorgaben für rund 20 000 Mitarbeiter im technischen Service vereinbart werden sollten, grätschte Sattelberger dazwischen: „Was da geplant wurde, war deutlich überzogen.“ Er erreichte niedrigere Ziele.

In einer Selbstverpflichtung hat sich die Telekom nun eine ganze Reihe Maßnahmen auferlegt, die die mentale und physische Gesundheit fördern sollen, denn „psychosoziale Schieflagen betreffen selten nur den einzelnen Mitarbeiter, sie können gravierende Auswirkungen in ganzen Teams, ganzen Bereichen haben“, sagt Sattelberger. „Wer da wegschaut, darf sich nicht wundern, wenn das Unternehmen von innen heraus krankt.“

So wurde festgelegt, dass außerhalb der üblichen Arbeitszeiten und am Wo-

Zunahme der Stressberufe

Erwerbstätige nach dem Schwerpunkt ihrer ausgeübten Tätigkeit, Veränderung 2007 gegenüber 1996

Schreibtischtätigkeiten
+1 326 000 Personen

Stehende Tätigkeiten mit Personen- und Kundenkontakten
+949 000 Personen

Gesundheits-/Pflegeberufe
+683 000 Personen

Sonstige manuelle Tätigkeiten
–600 000 Personen

Quelle: Statistisches Bundesamt

„Manche unserer Mitarbeiter fanden die Gymnastik anfangs lächerlich, aber die ist nicht trivial.“

Niederegger-Beschäftigte **PETRA WISCHNEWSKI** über das Fitness-programm des Lübecker Marzipanriesen

DIRK EISERMANN / DER SPIEGEL

chenende ein „Smartphone-Verbot“ gilt, E-Mails und Anrufe müssen nicht mehr beantwortet werden, niemand hat Konsequenzen zu befürchten, wenn er sich tatsächlich an dieses Gebot hält. „Wir müssen unseren Mitarbeitern die Möglichkeit geben, Beruf und Privatleben auszubalancieren und zu entschleunigen. Veränderungen im Unternehmen müssen für die Menschen verdaubar sein“, predigt Sattelberger. „Die tragischen Fälle bei der France Télécom sind da warnendes Beispiel.“

Das alles sind eher Absichtserklärungen, die erst noch gelebte Unternehmenskultur werden müssen. Es gibt durchaus Ehepartner von Führungskräften der Telekom, die sagen: „Von einem Smartphone-Verbot merke ich nichts.“ Und es gibt Unternehmensberater, die erzählen, dass von ebenjenen Telekom-Managern, die selbst ihr Handy am Wochenende beiseitelegen, freitags noch Aufträge erteilt werden, die am Montagmorgen erledigt sein müssen.

Mitunter reagieren Firmenleitungen auch erst dann, wenn der Druck von außen kommt, wie im Falle Daimler. Dort beklagten die Arbeitnehmervertreter der rund 12 000 Beschäftigten in der Stuttgarter Zentrale lange Zeit vielfältige Verstöße gegen das Arbeitszeitgesetz, nach dem höchstens zehn Stunden pro Tag gearbeitet werden darf. Sie wehrten sich auch gegen das massenhafte Verfallen von Überstunden.

Zwar forderte Daimler seine Mitarbeiter in den Entwicklungsabteilungen, im Vertrieb oder im Marketing nicht direkt zur kostenlosen Mehrarbeit auf, aber der Konzern nahm die unbezahlten Überstunden billigend in Kauf. Es stellte sich heraus, dass in der Vergangenheit rund 750 000 unbezahlte Arbeitsstunden angefallen waren – das entspräche umgerechnet rund 500 neuen Jobs.

Die Betriebsräte schalteten die Gewerbeaufsicht ein, reichten Klage ein, zogen bis zum Bundesarbeitsgericht. Erst als dort festgestellt wurde, dass Daimler „nicht tatenlos“ hätte zuschauen dürfen, akzeptierte die Konzernspitze, dass Überstunden nun in einem sogenannten Ampelsystem erfasst werden.

Heute befinden sich 82 Prozent aller Mitarbeiter in der Daimler-Zentrale im „grünen oder gelben Bereich“. Wer „rot“ sieht, muss zu Hause bleiben und seine Überstunden abbauen. Auch das ist ein Weg aus der Burnout-Falle.

Aber der Stressfaktor Chef gerät neuerdings ebenfalls ins Visier. Studien belegen, dass Führungskräfte den Krankenstand ihrer Abteilungen quasi mitnehmen, wenn sie ihren Arbeitsplatz wechseln. Bereits vor Jahren hat Volkswagen in seinen Werken probeweise Vorgesetzte aus Bereichen mit überdurchschnittlich hohen Krankheitsraten in solche mit geringen Fehlzeiten versetzt. Resultat: Bereits nach einem Jahr hatten die Manager mit neuer Mannschaft wieder ihren alten Krankenstand erreicht.

„Zu den größten Stressfaktoren im Beruf zählen die Unsicherheit über die eigene Position im Unternehmen, der Mangel an Vertrauen zwischen Chefs und Untergebenen, permanente Überforderung durch unrealistische Vorgaben oder sinnfreie Aufgaben“, sagt Gerhard Bosch vom Institut Arbeit und Qualifikation der Universität Duisburg/Essen.

Der MAN-Konzern etwa befragt derzeit alle seine Mitarbeiter weltweit zu ihrer Zufriedenheit am Arbeitsplatz – und mit ihren Chefs. Heute reicht es nicht mehr aus, dass sich Vorstände allein mit Unternehmensstrategien und Renditezielen auseinandersetzen. Sie müssen sich auch um das Klima in ihrer Firma kümmern.

„Wir müssen offen darüber sprechen, ob die Vorgesetzten Teil der Lösung oder Teil des Problems sind“, sagt Personalvorstand Schwitalla. Reichen sie einfach die Vorgaben nach unten durch und schauen zu, wie ihre Untergebenen damit fertig werden? Oder filtern sie den Druck und setzen Prioritäten? Akzeptieren sie, dass ihre Mitarbeiter neben dem Beruf

THOMAS RABSCH / LAIF

Telekom-Personalvorstand Sattelberger
„Zu viel zu schnell zugemutet“

auch noch ein Privatleben haben? Fördern sie es gar?

„Sie müssen als Vorstand die Regeln vorleben, die Sie aufstellen, sonst setzen Sie sich nicht durch“, sagt Schwitalla. So gilt auch für seine eigene Konzernspitze die ungeschriebene Regel, dass an Wochenenden keine dienstlichen E-Mails geschrieben werden und man nicht miteinander telefoniert.

MAN bietet nicht nur Führungskräften Seminare zur Stressvermeidung und für Zeitmanagement an, sondern auch normalen Angestellten. Das ist ein Trend in der deutschen Wirtschaft.

„Die unternehmerischen Risiken werden immer stärker auf die Arbeitnehmer verlagert“, sagt Hilmar Schneider, Direktor für Arbeitsmarktpolitik am Bonner Institut zur Zukunft der Arbeit. Früher sicherte die Muskelkraft den Erfolg eines Arbeitnehmers, heute ist erfolgreich, wer mental leistungsfähig ist. „Das betrifft nicht nur die Top-Leute. Pförtner, Kassiererinnen – alle übernehmen heute unternehmerische Verantwortung“, sagt der Ökonom.

Diese Autonomie hat ihren Preis, denn niemand ist in der Lage, sieben Tage in der Woche rund um die Uhr verfügbar zu sein. „Die Firmen müssen lernen, langfristig gesund zu sein“, sagt Schneider. Dabei fangen sie erst an, sich Regeln für diese neue Welt zu geben. „Bei allem, was möglich ist, bleibt der Mensch die natürliche Grenze für das, was machbar ist“, sagt Schneider.

Doch in vielen Firmen ist durch alle Hierarchieebenen hindurch heute 24-Stunden-Tag: Die Filiale in Mumbai läuft schon auf Hochtouren, wenn in deutschen Büros morgens die Arbeit beginnt. Und am frühen Nachmittag melden sich die ersten Kollegen aus dem gerade erwachenden New York oder aus São Paulo.

Herzogenaurach ist so eine globale Stadt geworden, mitten in Mittelfranken. „World of Sports“ heißt die Firmenzentrale von Adidas, hinter Nike der zweitgrößte Sportartikelhersteller der Erde. 2900 Menschen arbeiten allein hier, sie stammen aus 50 verschiedenen Nationen.

„Aus dem fränkischen Unternehmen ist in den vergangenen zwei Jahrzehnten ein globaler Arbeitgeber geworden“, sagt Matthias Malessa. Er ist der Personalchef von Adidas – also jener Mann, den Pressesprecher Jan Runau in seinem Urlaub schnell kontaktiert hatte.

Malessa sitzt entspannt im Büro mit Blick auf den weitläufig-grünen Firmencampus. Von hier aus kümmert er sich um die 42 000 Mitarbeiter weltweit.

Dass Teams, zusammengesetzt aus Angestellten auf mehreren Kontinenten, gemeinsam über verschiedene Zeitzonen hinweg an Projekten arbeiten, gehört bei dem Sportartikler zum Alltag. „Sie müssen heute anders führen als früher“, sagt Malessa. In speziellen Seminaren werden die Top-Kräfte auf die Leitung virtueller Teams vorbereitet.

Einmal im Jahr treffen sich die Arbeitsgruppen in der Regel persönlich. „Dieser Kontakt ist unverzichtbar“, sagt Malessa. Dazwischen wird per Skype, Telefon- oder Videokonferenz regelmäßig die laufende Arbeit besprochen. In seinem eigenen Bereich schaltet sich der Personalchef mit seinen Kollegen weltweit alle zwei Wochen zum Jour fixe zusammen.

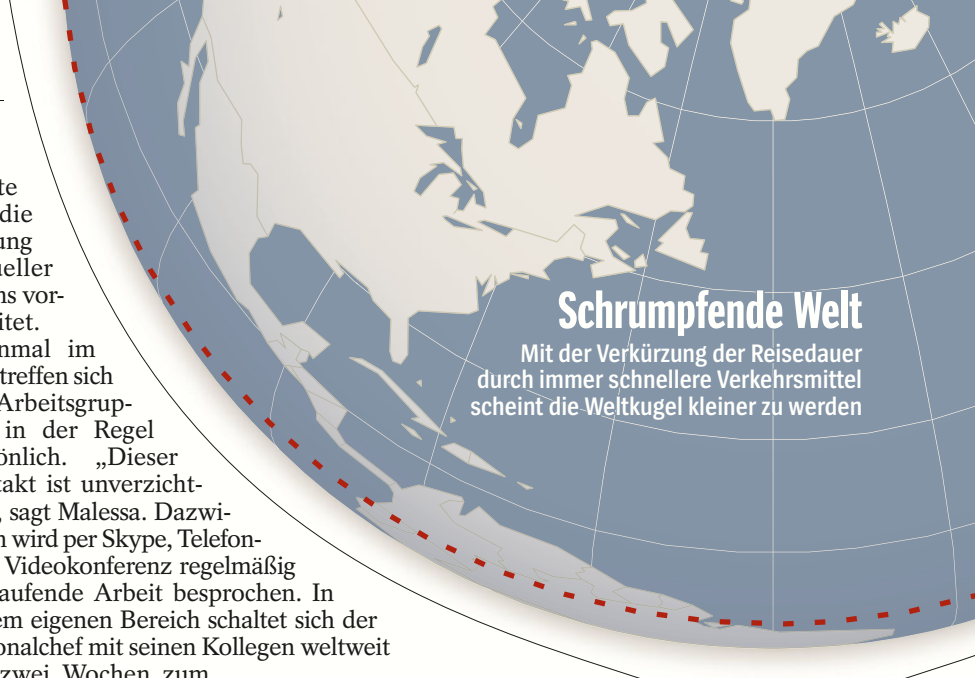
Gerade hat Malessa wieder ein neues Team zusammengestellt: Die Chefin sitzt in Thailand, ihre Mitarbeiter sind in Deutschland, England, Singapur, Japan und den USA beschäftigt. Für die Zeit des Projekts, das mehrere Monate laufen soll, sind zwei persönliche Treffen aller Teilnehmer geplant.

„Wir wollen keine Stechuhrmentalität, aber wir wollen auch keine Mitarbeiter, die rund um die Uhr arbeiten“, sagt Malessa.

An allen Standorten von Adidas gilt eine Kernarbeitszeit von 9 bis 18 Uhr. Doch in globalen Firmen wie dieser sind Termine am frühen Morgen oder am späten Abend selbst bei ausgeklügeltem Zeitmanagement nicht zu vermeiden. „Deshalb bieten wir unseren Leuten ausdrücklich an, auch während der Arbeitszeit Sport zu treiben und für einen Moment abzuschalten“, sagt der Manager.

120 verschiedene Sportprogramme hat das Unternehmen im Angebot. Irgendwo findet auf den firmeneigenen Sportplätzen immer irgendein Match statt, sei es im Tennis oder im Basketball.

Wer seine Belastungsgrenzen nicht kennt, bekommt sie im Zweifelsfall von seinem Personalchef persönlich gezeigt. Kürzlich fiel Malessa auf, dass in Hongkong regelmäßig bis tief in die Nacht hinein gearbeitet wurde. Als auch nach mehreren Ermahnungen die Mitarbeiter ihre Büros nach Feierabend nicht räumten, ließ er in Hongkong kurzerhand abends den Strom abstellen.



Schrumpfende Welt

Mit der Verkürzung der Reisedauer durch immer schnellere Verkehrsmittel scheint die Weltkugel kleiner zu werden

Reisedauer für eine Strecke von 40 075 km – das entspricht der Länge des Äquators

1500 bis 1840

Segelschiff und Pferdekutsche: **104** Tage

1850 bis 1930

Dampfschiff: **29** Tage

Dampflokomotive: **16** Tage

Fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts

Propellerflugzeug: **3** Tage

Seit den sechziger Jahren

Düsenverkehrsflugzeug: **2** Tage

DER SPIEGEL

„Gerade im Gesundheitswesen hat der Faktor Stress extrem zugenommen.“

KLAUS-DIETER SPARR, früherer Chefarzt an der Klinik für Kinderheilkunde, Bad Saarow

NORBERT MICHALKE / DER SPIEGEL

Nicht nur der Milliardenkonzern Adidas operiert heute global. Auch die Beschäftigten vieler hiesiger Mittelständler sind von der weltumspannenden Beschleunigung und Verdichtung betroffen. Entweder die Firmen haben selbst internationale Dependancen, oder sie sind Teil der engmaschigen Lieferketten anderer Unternehmen.

Allein aus Budgetgründen ist es für sie ungleich schwerer als für große Konzerne, teure Gesundheitsprogramme aufzulegen – und doch müssen auch sie auf den Wandel reagieren.

Beim Werkzeugmaschinen- und Laserspezialisten Trumpf im schwäbischen Ditzingen können Arbeitnehmer sich ihre Arbeitszeiten maßschneidern, um Beruf und Privatleben wieder in Einklang zu bringen. „Die Ansprüche unserer Mitarbeiter an ihren Arbeitsplatz verändern sich“, sagt Nicola Leibinger-Kammüller, Vorsitzende der Geschäftsführung von Trumpf. „Vor allem verändern sie sich im Zeitablauf: 25-jährige Hochschulabsolventen möchten anders arbeiten als 40-jährige Väter oder Mütter. Wer auf den Hausbau spart, hat andere zeitliche Wünsche als jemand, der Angehörige pflegen muss.“

In ihrem hochflexiblen Arbeitszeitmodell können die Mitarbeiter alle zwei Jahre neu entscheiden, wie lange sie arbeiten wollen. In einem Korridor von 15 bis 40 Stunden pro Woche haben sie die freie Wahl. Daneben steht eine zweite variable Komponente: Bis zu tausend Stunden können die Mitarbeiter auf ein individuelles Zeitkonto einzahlen, von dem sie es später für eine längere Pause wieder abrufen dürfen. Oder sie nutzen die angesparte Zeit, um damit bei normalem Lohn weniger arbeiten zu müssen. „Unsere Mitarbeiter haben jetzt die Wahl, wie viel sie wann in ihrem Leben arbeiten wollen“, so Leibinger-Kammüller. „Und diese Wahl haben sie immer wieder.“

Trumpf ist mit 8000 Mitarbeitern einer der größeren Mittelständler und kann sich ein solches Modell zum eigenen Vorteil leisten. Denn es bietet den Mitarbeitern nicht nur mehr Autonomie, sondern dem Unternehmen noch größere Flexibilität.

In den deutschen Betrieben findet seit den neunziger Jahren eine stille Revolution statt. Überall haben schlanke Herstellungsmethoden Einzug gehalten, oft wird nur noch „just in time“ produziert – so, wie die Aufträge hereinkommen. „Wenn es keine Lager mehr gibt, dann wird der Mensch, gesteuert über flexible Arbeitszeiten, zum Puffer“, sagt der Arbeitsmarktforscher Gerhard Bosch. Es ist ein System, das keine Fehler erlaubt und in dem deshalb überforderte Mitarbeiter zum Risiko werden.

So wird es zum Ziel der Unternehmen, ihre Beschäftigten nicht kurzfristig zu verheizen, sondern kontinuierlich Leistung abzufordern. „Mittlerweile sind Krankheitstage und Unfallzahlen Kriterien bei der Leistungsbewertung vieler Manager“, sagt Bosch. Deshalb ist in den großen Unternehmen das Gesundheitsmanagement in der Priorität nach oben gerutscht. „Die machen sich mittlerweile auch über gesundes Essen Gedanken“, sagt Bosch.

Kleinere Firmen und Mittelständler glauben indes oft, nicht über genügend Mittel und Ressourcen zu verfügen. Dabei fehlt meist nur das Know-how. Manchmal sind es die einfachen, naheliegenden Ideen, die den Burnout vermeiden helfen – wie bei Niederegger in Lübeck.

Es ist zehn Uhr am Vormittag. Die Frühschicht läuft seit vier Stunden. Dann stoppen alle Bänder in den Produktionshallen der Marzipanfabrik. Die Mitarbeiter mit ihren weißen Hauben und den hellen Kitteln verlassen die Bänder, auf denen üblicherweise die Pralinés in Espresso-, Prosecco-Frucht- oder Rum-Trüffel-Geschmack an ihnen vorbeigleiten. Neben den Maschinen beginnt dann eine zehnminütige Gymnastik.

Die Frauen stellen sich auf die Zehenspitzen und recken die Hände zur Decke, sie heben und senken Kopf und Schultern, machen Kniebeugen, stemmen die Arme nach vorn. Es wird nicht nur geschwitzt, sondern auch gelacht.

Bandarbeit ist starr und berechenbar. Zugleich wird die Belegschaft älter, 80 Prozent der Niederegger-Beschäftigten sind weiblich, 50 Prozent von ihnen jenseits der 50 Jahre. Um die Folgen von Monotonie und gestiegenen Anforderungen in den Griff zu kriegen, hat das Familienunternehmen deshalb vor einiger Zeit mit einem eigenen Gesundheitsmanagement begonnen, zu dem das seltsam anmutende Bandballett gehört, aber auch ein Entwöhnungsprogramm für Raucher und Yoga in der Kantine.

„Manche unserer Mitarbeiter fanden die Gymnastik anfangs lächerlich“, sagt

Petra Wischnewski, die seit 33 Jahren bei Niederegger arbeitet und das Programm koordiniert, „aber die ist nicht trivial. Die Zufriedenheit ist seitdem gestiegen und der Krankenstand gesunken."

Die Maßnahmen für die 500 Mitarbeiter in Lübeck haben das Ziel, die Älteren länger gesund in der Firma zu halten. Wie Niederegger-Inhaber Holger Strait rechnen drei Viertel der deutschen Unternehmen mit gravierenden Folgen des demografischen Wandels. Das sind Ergebnisse einer aktuellen DIHK-Umfrage unter rund 28 000 Unternehmen.

Die Bevölkerungsentwicklung – weniger Junge werden künftig mehr Senioren gegenüberstehen – trifft alle Unternehmen gleichermaßen, den multinationalen Konzern wie den Handwerksmeister in der Nachbarschaft. Im Jahr 2020 wird jeder dritte Arbeitnehmer über fünfzig sein.

Beim Pharma- und Chemiekonzern Bayer in Leverkusen liegt das Durchschnittsalter in den Werken je nach Standort zwischen 40 und 43 Jahren. Bereits in wenigen Jahren wird es auch hier auf 50 Jahre gestiegen sein. Was auf den ersten Blick wenig aufsehenerregend scheint, hat drastische Konsequenzen.

„Wir haben heute noch keinerlei Erfahrung mit den Folgen der körperlichen und psychischen Belastung von 60-jährigen Arbeitnehmern", sagt Horst-Uwe Groh, Personalleiter bei Bayer. Die älteren Arbeitnehmer müssen in kleineren Betriebsteams als früher arbeiten, deren Belastungen zugleich größer geworden sind.

Die Lösung des Problems werden die Unternehmen allein nicht leisten können.

BERT BOSTELMANN / BILDFOLIO

Konzernchefin Leibinger-Kammüller
„Die Ansprüche verändern sich"

In der chemischen Industrie gilt ein Tarifvertrag, der es älteren Arbeitnehmern über 59 Jahren erlaubt, ihre Arbeitszeit zu reduzieren. Den Gehaltsverzicht gleicht zum Teil ein neu geschaffener Demografiefonds aus, in den jedes Unternehmen für seine Mitarbeiter einzahlt.

Eine weitere, nicht weniger weitreichende Dimension des demografischen Wandels hat kaum ein Unternehmen im Blick. Zu den größten Stressfaktoren im Arbeitsleben gehört die mangelnde Vereinbarkeit von Beruf und Familie.

Wenn das allgemeine Klagen anhebt, ist vor allem von mangelnden Kinderbetreuungsplätzen die Rede. Bayer unterhält an mehreren Standorten eigene Kindertagesstätten. „Doch bei unserem sozialen Dienst melden sich mittlerweile überforderte Mitarbeiter, die nicht mehr wissen, wie sie ihren Beruf und die Pflege ihrer Eltern unter einen Hut bringen sollen", sagt Groh. Deshalb hilft der Chemieriese seinen Angestellten jetzt auch bei der Suche nach qualifizierten Pflegekräften oder Heimen und übernimmt die Kosten der Vermittlung.

War der technische Fortschritt nicht auch immer an das Versprechen gekoppelt, er schaffe mehr Zeit? 1949 beschrieb der französische Sozialwissenschaftler Jean Fourastié eine Dienstleistungsgesellschaft mit Wohlstand und einem Leben in Annehmlichkeit für alle. Noch in den siebziger Jahren glaubten Soziologen, die Menschheit wäre auf dem Weg in eine Freizeitgesellschaft, deren größtes Problem die Langeweile sei.

Die Paradoxie der Moderne ist indes: Wir gewinnen Zeit im Überfluss – und sehen sie zugleich immer schneller verrinnen.

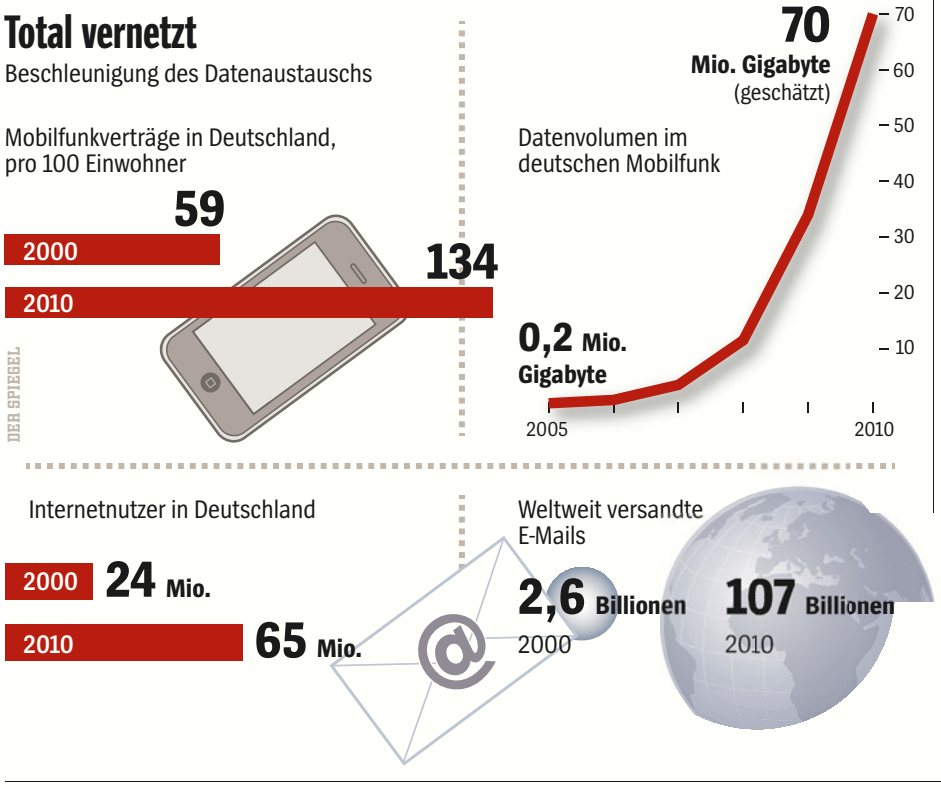
Gemessen an den Reisezeiten scheint die Welt seit der industriellen Revolution auf etwa ein Fünfzigstel ihrer ursprünglichen Größe geschrumpft zu sein (siehe Grafik Seite 63). Natürlich spart das Zeit. Aber wer Autos und Flugzeuge nutzt, plant auch anders.

Und das exponentiell wachsende kollektive Wissen der Gesellschaft bedeutet, dass im Verhältnis der Einzelne immer weniger weiß und ständig nachsitzen muss. Er ist permanent damit beschäftigt, Passwörter, Adressen und Know-how zu aktualisieren oder Anleitungen der neuesten Generation von Handy oder Computer zu verarbeiten.

„Die Zeit wird uns wirklich knapp", sagt der Soziologe und Beschleunigungsforscher Rosa. Für ihn gehört es zu den großen Missverständnissen, zu glauben, wir könnten selbst über unsere Zeit verfügen. „Es ist ein strukturelles Problem: Wenn sich die ganze Gesellschaft beschleunigt, kann ich individuell nicht langsamer werden."

Und so bricht der rasende Stillstand aus. Alle werden hektisch immer schneller, nicht, um vorwärtszukommen wie früher, sondern um den Anschluss nicht zu verpassen. Das Phänomen ist mittlerweile in allen Bereichen der Gesellschaft angekommen. Ob im Gesundheitswesen, im akademischen Alltag oder im Öffentlichen Dienst: Überall wird nach Auswegen aus dem Dilemma gesucht. Und nur wenige können es sich leisten, ihm so zu entfliehen wie Klaus-Dieter Sparr.

Jahrelang leitete er als Chefarzt die Klinik für Kinderheilkunde in Bad Saarow zwischen Berlin und Frankfurt (Oder). Er hat alles erlebt, die DDR, die Wende, die Privatisierung, den Wettbewerbsdruck, den Renditehunger des



Klinikkonzerns Helios. Als Sparrs Krankenhaus 1991 in die Privatwirtschaft entlassen wurde, hatte seine Station rund 60 Betten und knapp 1000 Patienten pro Jahr. Heute sind es 28 Betten und rund 1600 Patienten.

Die Abteilung hat exakt 5,5 Planstellen für Ärzte – vor 20 Jahren waren es doppelt so viele. „Besser lässt sich Verdichtung von Arbeit nicht illustrieren“, findet Sparr. „Gerade im Gesundheitswesen hat der Faktor Stress extrem zugenommen. Renditen erhöht man in der Regel nur, wenn man mit weniger Personal mehr Patienten versorgt“, so der Mediziner nüchtern. Es soll kein Vorwurf an seinen langjährigen Arbeitgeber sein. „Die Welt ist, wie sie ist.“

Aber Sparr wollte nicht länger Teil dieser Welt sein. Weil er als Chefarzt auch noch nach Zwölf-Stunden-Tagen zum Teil 14 Tage Rufbereitschaft pro Monat hatte, zog er vor einem Jahr den Schlussstrich und verabschiedete sich mit 63 Jahren in den vorzeitigen Ruhestand.

Jetzt unternimmt er mit seiner Frau ausgedehnte Reisen. Kürzlich ist er zu den „Weißen Nächten“ nach St. Petersburg aufgebrochen. Für ihn ist das Rennen gelaufen.

Natürlich können sich die wenigsten leisten, einfach aus dem Beruf auszusteigen, wenn es zu stressig wird. Im Gegenteil: Jeder muss lernen, mit dem Stress umzugehen und individuelle Lösungen zu finden, damit es gar nicht erst zum Burnout kommt. Wer darauf vertraut, dass es seine Firma für ihn schon richten wird, bleibt gefährdet.

„Der Weg aus der Erschöpfungsspirale führt nicht über noch bessere Anpassung, indem man noch schneller arbeitet, seine Projekte noch effizienter managt, sich noch besser über die Abläufe im Unternehmen informiert, sondern über das genaue Gegenteil“, sagt Hans-Peter Unger, Chefarzt der Abteilung Psychiatrie und Psychotherapie der Asklepios-Klinik in Hamburg. „Ein gewisser Eigensinn stoppt den Stress.“

Gemeinsam mit der Autorin Carola Kleinschmidt hat Unger den Ratgeber „Bevor der Job krank macht“ verfasst. Im Kern stellen beide nur drei Fragen, an denen sich das individuelle Wohlbefinden festmachen lässt:

- Achte ich gerade genug auf mich selbst, meine Rhythmen, Bedürfnisse, Körpersignale?
- Handle ich im Moment verantwortlich und wertschätzend mir selbst und mir wichtigen anderen Menschen gegenüber?
- Entspricht meine Arbeit meinen persönlichen Wertvorstellungen und Lebenszielen?

Spätestens wenn alle drei Fragen klar mit Nein beantwortet werden, ist es Zeit zu handeln. Unger bietet keine Patentrezepte an, denn die gibt es nicht. Dennoch gibt es einige zentrale Punkte, die jeder beherzigen sollte.

Der Mediziner weiß, dass Arbeit für viele Menschen auch Selbstverwirklichung bedeutet und nicht nur Last. Aber jeder soll bewusst entscheiden, wo die Grenze zwischen Arbeit und Persönlichem mit Familie, Freunden und Freizeitaktivitäten verläuft. Niemand dürfe sich als Opfer eines Systems fühlen, sondern eigensinnig sehen, wie und wo man etwas verändern könne, wofür jeder letztlich auch selbst verantwortlich ist.

Unger nennt dieses Vorgehen „innere Verträge“ schließen, also sich eigene Zielen zu setzen. Dazu gehört auch, auf eigene Körpersignale zu achten. „Nur wer in Kontakt mit sich selbst steht, lässt sich nicht hetzen“, sagt Unger. So könne man „zwischen äußerer Hektik und eigenem Tempo“ unterscheiden. Zudem sollte jeder dem eigenen Biorhythmus gehorchen. Es ergibt keinen Sinn, sich am späten Abend an die Lösung schwieriger Aufgaben zu machen, wenn der Vormittag die Zeit der höchsten Leistungsbereitschaft ist. Die Chronobiologie zeige, dass innere Zeitgeber, bestimmte Hirnzentren und phasenhafte Hormonausschüttungen unseren 24-Stunden-Rhythmus takten.

MANFRED WITT / DER SPIEGEL

Ex-Politiker Engholm
„In der Kneipe mal einen reinhauen“

Letztlich gelte es auch, auf scheinbar banale Dinge zu achten: Verfüge ich über eine gute Partnerschaft, ein stabiles soziales Umfeld? Treibe ich Sport als körperlichen Ausgleich? Akzeptiere ich auch mal ein Scheitern und sehe das nicht gleich als großes persönliches Unglück? Verzichte ich auch mal auf ein Projekt, eine Aufgabe, einen Auftrag? „Menschen, die diesen Sachverhalt nicht akzeptieren, sondern immer versuchen, die optimale Wahl zu treffen, laufen Gefahr, sich in der Vielzahl der Optionen zu verlieren – und am Ende gänzlich entscheidungsunfähig zu werden“, sagt Unger. Das gilt für Jung und Alt, Akademiker wie Arbeiter, Reiche wie Arme.

Der Berliner Stadtteil Neukölln zum Beispiel ist als sozialer Brennpunkt der Republik berüchtigt: Mehr als ein Drittel der 307 000 Einwohner sind Migranten, 43 Prozent aller Menschen unter 25 beziehen Hartz IV, der Bezirk gibt weit mehr als die Hälfte seines 703-Millionen-Euro-Etats für Transferleistungen aus.

In den Jobcentern, Sozialbehörden oder Wohngeldstellen des Bezirksamts arbeiten knapp 1900 Menschen. Noch immer hält sich hartnäckig das Klischee, deren Büros seien der letzte Hort der Nichtstuer. Doch sie sind gefordert, wie alle Arbeitnehmer – und deshalb auch in vielen Fällen überfordert.

Zehn Prozent beträgt der Krankenstand, der in Berlin nicht so heißen darf. Lieber spricht man von Gesundheitsquote. Es hört sich zwar besser an, dass 90 Prozent fit sind. Doch es hilft nichts: Der Krankenstand im Bezirksamt Neukölln ist mehr als doppelt so hoch wie im Bundesdurchschnitt.

Für den hemdsärmeligen Bezirksbürgermeister Heinz Buschkowsky war es Zeit zu handeln. Vor knapp einem Jahr installierte er ein Programm, das Burnout-Fälle verhindern soll. Buschkowsky engagierte externe Fachleute, an die sich seine Mitarbeiter in allen Lebenslagen und zu jeder Tages- und Nachtzeit telefonisch wenden können.

Obwohl Berlin chronisch knapp bei Kasse ist, lässt sich der Bezirk Neukölln die Maßnahme jährlich einen sechsstelligen Betrag kosten. „Nichts zu tun ist wesentlich teurer“, sagt Buschkowskys Gesundheitsbeauftragte, Françoise Lancelle. „Jeder Prozentpunkt, den wir beim Krankenstand runterkommen, spart uns 250 000 Euro im Jahr.“

Insgesamt geben deutsche Unternehmen für die Gesundheitsvorsorge ihrer Mitarbeiter rund 4,7 Milliarden Euro aus – Tendenz steigend. So verwundert es kaum, dass rund ums Thema Burnout auch eine Art Wohlfühl-Industrie entstanden ist, mit Reha-Kliniken und Ratgeberliteratur, Coaching-Agenturen und Führungsseminaren.

Unternehmensberatungen wie Deloitte oder McKinsey, die früher die Unternehmen auf Effizienz getrimmt haben, verdienen heute Geld mit Beratungsprogrammen für ein „gesundes Unternehmen“.

Walter Scheurle, Personalvorstand der Deutschen Post AG, und sein „Chief Medical Officer“ Andreas Tautz staunten nicht schlecht, als ihnen Unternehmensberater kürzlich massenweise Ruheliegen der Firma Brainlight (Unternehmensmotto: „Life in Balance“) für ihre Postboten

TIM WEGNER / DER SPIEGEL

andrehen wollten. Startpreis: 4998 Euro pro Stück, dafür aber mit Verdunklungsbrille, Farbwechselspielen und entspannender Chill-out-Musik.

„Man glaubt es kaum, wie viele abstruse und dubiose Anbieter sich da draußen tummeln“, erzählt Tautz. Firmen, die ihm für 17 Euro pro Mitarbeiter Bildschirm- und Arbeitsplatzanalysen erstellen wollen. Diätberater, die „letztlich nur irgendwelche Instantpulver verticken“, so Tautz, oder Hersteller von Einlegesohlen, um Schuh- und Fußkrümmungen bei den Boten zu vermeiden.

Solche Angebote zielen allerdings im Wortsinn aufs Fußvolk. Exquisiter geht es da schon in Schloss Elmau zu, das sich auch „Luxury Spa & Cultural Hideaway“ nennt. In den Bergen hinter Garmisch-Partenkirchen können geplagte Manager „Yoga Retreats“, „Thai-Weeks“ oder „Anti-Burn-Out-Packages“ buchen, darin enthalten: drei Physio-Relax-Massagen, zwei Salzwasser-Floating-Behandlungen, täglich jeweils eine Einheit Nordic Walking, Pilates sowie Tai Chi Chuan oder Yoga und leichte vitale Vollkost – alles unter Anleitung erfahrener Mediziner.

Natürlich können solche Angebote vieles – nur nicht einen Burnout verhindern. Sie zielen auf den Augenblick und nicht auf nachhaltige Hilfe. Damit nimmt es Andrea Gensel schon genauer.

Die 48-Jährige arbeitet seit neun Jahren in der psychologischen Beratung für Unternehmen, vor zwei Jahren gründete sie CarpeDiem24. Gensel, Betriebspsychologin und Mutter zweier Kinder, hat sich schon früh auf das sogenannte Employee Assistance Program (EAP) spezialisiert. In den USA gehören solche Programme längst zum Standard, hierzulande betrat die Lübeckerin Neuland.

Im Rahmen eines solchen Programms können sich Mitarbeiter eines Unternehmens rund um die Uhr mit allen Problemen anonym an externe Experten wenden. Zwischen 1,10 Euro und maximal 5,80 Euro pro Mitarbeiter kostet das Grundpaket die Firmen im Monat. Weitere Leistungen können dazugebucht werden.

Gensel beschäftigt mittlerweile 40 Mitarbeiter, darunter Ärzte, Psychologen und Therapeuten, in ihrem Beirat sitzt der ehemalige SPD-Vorsitzende Björn Engholm. Großkunden wie der Flughafen München oder Vestas Windkraft gehören genauso zu ihren Klienten wie der Pumpenbauer Grundfos oder Hansa-Milch. Auch Niederegger berät Gensel in Führungsfragen. „Viele Beschäftigte spüren einfach nicht mehr, wo ihr Limit liegt, für sie können wir ein hilfreiches Korrektiv sein.“

Laut einer Erhebung des Wissenschaftlers Larry Chapman zahlt sich jeder Euro, der in betriebliche Prävention investiert wird, volkswirtschaftlich fünffach aus. In den Firmen selbst sei der Faktor deutlich höher. „In vielen Unternehmen rechnet sich ein investierter Euro mit zehn eingesparten Euro durch verminderte Fehlzeiten und erhöhte Produktivität“, sagt Heinz Kowalski, Geschäftsführer des Instituts für Betriebliche Gesundheitsförderung in Köln.

Die Werksärzte von BASF zum Beispiel setzten sich mit dem Thema Burnout bereits auseinander, als die meisten niedergelassenen Hausärzte den Begriff noch gar nicht kannten. Schon 2001 veröffentlichte ein Ärzte-Team des Chemiekonzerns einen Fachaufsatz über den „Stress in der Arbeitswelt“. Seit 2008 setzen sie ihr Stressmanagement-Programm weltweit ein.

Heute leitet Stefan Lang den medizinischen Dienst des Konzerns und die Ambulanz in Ludwigshafen. Von seinen 145 Mitarbeitern sind 26 Ärzte. „Natürlich haben auch bei uns, wie in allen Unternehmen, in den vergangenen Jahrzehnten die stress- und psychisch bedingten Gesundheitsprobleme an Bedeutung gewonnen“, sagt Lang.

Der Mediziner ist davon überzeugt, dass die Möglichkeiten und Chancen eines konsequenten Gesundheitsmanagements unterschätzt werden. „Der normale Medizinbetrieb ist vor allem mit der Heilung von Krankheiten beschäftigt, unsere Aufgabe als Arbeitsmediziner ist es, Krankheiten zu verhindern.“ BASF bietet jedem Mitarbeiter einen jährlichen Gesundheitscheck an. Das Angebot an Programmen, Seminaren, Kursen und Kuren für die Mitarbeiter ist kaum noch zu überblicken.

Dass viel nicht unbedingt viel hilft, weiß auch der Mediziner. Ihn wundert eher, dass etliche Unternehmen noch immer nicht daran interessiert zu sein scheinen, was wirklich nützt. Lang veröffentlichte eine wissenschaftliche Studie zum eigenen Gesundheitsprogramm, das BASF seit 1983 seinen Mitarbeitern anbietet. Sein Ärzte-Team verglich die Lebensläufe von Teilnehmern und Nichtteilnehmern an den Programmen. Insgesamt werteten sie die Krankengeschichten von über 24 500 langjährigen BASF-Beschäftigten aus. „Bei der Kontrolle, wie unser Ge-

sundheitsprogramm wirkt, haben wir uns für den härtesten Erfolgsmesser in der Medizin entschieden: die Sterberate“, sagt Lang. Das Ergebnis war eindeutig: Für Absolventen des Gesundheitsprogramms war das Risiko, vorzeitig zu sterben, um bis zu 17 Prozent niedriger als bei der Vergleichsgruppe.

Für Lang gehören Stress- und Gesundheitsmanagement deshalb zu den großen Führungsaufgaben in den Chefetagen aller Unternehmen. Der demografische Wandel, gekoppelt mit der weiteren Beschleunigung der Arbeitswelt, lasse den Managern gar keine andere Wahl.

Aber nicht alle hatten so viel Glück wie SPD-Mann Björn Engholm. Der einstige Kanzlerkandidat sitzt in der Küche seiner Wohnung mit Blick auf den weitläufigen Garten am Rande von Lübeck. Während seiner Zeit als aktiver Politiker nahm sich der heute 71-Jährige immer wieder Auszeiten. Abends hieß es für ihn: „Schluss für heute!“ Dann streifte er sich den Rollkragenpullover über, schlüpfte in Jeans, besuchte Ausstellungen, Konzerte, traf sich mit Freunden und Künstlern, um „in anständigen Kneipen auch mal ordentlich einen reinzuhauen“. Deshalb haftete ihm stets das Etikett an, ein Schöngeist und Teil der Toskana-Fraktion zu sein – obwohl er nur einmal im Leben Urlaub in Oberitalien gemacht hat. Es war Engholms Lebensstil, der dem schon damals hektischen Politikbetrieb suspekt war.

Heute hören ihm Personalvorstände gerade wegen dieses Lebensstils zu. „Ich habe mit dem Thema mannigfaltig Erfahrungen im Freundeskreis gemacht“, sagt der Anti-Burnout-Berater Engholm. „Ich selber bin halbwegs verschont geblieben, trotz mancher Krisen.“ Er habe stets darauf geachtet, dass sich sein Leben nicht nur um den Beruf drehe.

Heute erschaffe die rasende Gegenwart Menschen, die versuchen, schon mit 26 Jahren Promotion und mehrjährige Auslandserfahrung vorweisen zu können. Das soll totale Flexibilität und geringe persönliche Ansprüche signalisieren. „Wer sich so unter Druck setzt, der gehört zu den Kandidaten, die eines Tages Hilfe brauchen“, sagt Engholm.

Wenn er manchmal bei Vorstellungsgesprächen in den von ihm beratenen Firmen dabei ist, fragt er die Bewerber, was sie zuletzt im Theater gesehen haben, welches Buch sie lesen oder ob sie sich sozial engagieren. Meist lautet die Antwort: keine Zeit.

Solche Anreize aber erhöhten die Kreativität, diese Selbstregulierungsfähigkeit schwinde bei vielen: „Die Leute müssen wieder lernen, dass ihr Zugang zur Welt nicht allein das Internet ist, sondern die Summe ihrer fünf Sinne: sehen, hören, riechen, schmecken, tasten.“

Markus Dettmer, Janko Tietz

PAUL LANGROCK / ZENIT

Atomkraftwerk Unterweser: *„Wir versenken Milliarden“*

ENERGIEPREISE

Die Milchkaffee-Lüge

Die Öko-Wende wird teurer, als die Bundesregierung ihren Bürgern vorgaukelt. Gleichzeitig fließt der Großteil der Fördermilliarden in die ineffiziente Solarenergie.

Auf der Baustelle gab es Freibier und Rostbratwürstl, dann erschien der bayerische Ministerpräsident Horst Seehofer, und schließlich kam sogar die Sonne hinter den Wolken hervor. Wenn das kein gutes Zeichen für Oberfrankens Aufbruch ins Solarzeitalter war.

Es herrscht Gründerstimmung in Deutschland, der Energiewende der Bundesregierung sei Dank. Kaum eine Woche vergeht, ohne dass irgendwo der Grundstein für einen neuen Solarpark, eine weitere Biogasanlage oder ein noch größeres Windrad gelegt wird. Im oberfränkischen Fesselsdorf, wo Seehofer gerade den ersten Spatenstich tat, soll in den kommenden Monaten eine der größten Photovoltaikanlagen Bayerns entstehen.

Der Plan der Bundesregierung sieht vor, den Öko-Anteil an der Stromerzeugung bis 2020 auf 35 Prozent zu erhöhen. Es handelt sich um ein in jeder Hinsicht ambitioniertes Ziel. Nicht nur, dass die Naturstromkapazitäten binnen weniger Jahre verdoppelt, die Netze ausgebaut und neue Stromspeicheranlagen installiert werden müssen. Die ganze Energiewende soll auch praktisch nichts kosten, da sind sich die Koalitionspartner Union und FDP einig.

„Die Kilowattstunde Strom wird nach unseren Berechnungen um lediglich einen Cent teurer werden“, sagt Bundeswirtschaftsminister Philipp Rösler (FDP). Beim Durchschnittshaushalt entspreche das gerade mal einem Milchkaffee pro Monat, heißt es bei Bundesumweltminister Norbert Röttgen (CDU). Deutschland schaltet ruck, zuck auf Ökostrom um, und das zum Fast-Nulltarif – welcher Politiker aus dem bürgerlichen Lager hätte das vor wenigen Monaten für möglich gehalten?

Doch die offizielle Rechnung stimmt offenbar vorn und hinten nicht. Nach Einschätzung des Rheinisch-Westfälischen Instituts für Wirtschaftsforschung (RWI) hat die Politik die Kosten für den Ausbau der erneuerbaren Energien viel zu niedrig angesetzt, den Umweltnutzen hingegen systematisch übertrieben.

Die Fachleute des RWI schätzen, dass sich der Strom nicht um einen Cent pro Kilowattstunde verteuern wird, sondern womöglich um das Fünffache. Die halbstaatliche Deutsche Energie-Agentur geht in einer internen Prognose von plus vier bis fünf Cent aus. Laut dem Verbraucherzentrale Bundesverband könnten es zusätzlich „durchaus fünf und mehr Cent je Kilowattstunde werden“.

Im Bundeswirtschaftsministerium kursiert eine interne Berechnung, die über die offiziellen Verlautbarungen hinausgeht. Der durchschnittliche Drei-Personen-Haushalt wird demnach zunächst mit 0,5 bis 1,5 Cent pro Kilowattstunde be-

lastet und mittelfristig mit bis zu 5 Cent; das wären 175 Euro zusätzlich im Jahr. „Von wegen Milchkaffee“, höhnt Manuel Frondel vom RWI.

Das Problem ist die verquere Förderpolitik der Bundesregierung. Mehr als 13 Milliarden Euro müssen die Stromkunden bereits in diesem Jahr für die Subventionierung erneuerbarer Energien bezahlen. Am stärksten unterstützt werden Solaranlagen, die aber besonders wenig zur Stromerzeugung beitragen, sowie Offshore-Windanlagen im hohen Norden, die weit von den potentiellen Stromabnehmern im tiefen Süden entfernt sind.

Vor allem die Photovoltaik gilt inzwischen als Milliardengrab. Auf sie entfällt mittlerweile fast jeder zweite Euro aus dem Ökostrom-Fördertopf, dabei trägt sie nicht einmal ein Zehntel zur Ökostrom-Produktion bei. Und selbst darauf ist kein Verlass, weil man nie weiß, wo und wann hierzulande die Sonne scheint.

Aus wirtschaftlichen und ökologischen Gründen wäre es deshalb am besten, die Solarsubventionen drastisch zu streichen und das Geld an anderer Stelle auszugeben, etwa über ein technologieneutrales Fördersystem. An Land errichtete Windräder zum Beispiel sind deutlich effektiver als die Sonnenkraft. Bei etwa gleicher Fördersumme speisen sie bereits rund fünfmal mehr Strom ins Netz ein. Bei Wasserkraftwerken ist die Relation zwischen den Subventionen und der Stromerzeugung sogar sechsmal besser, bei Biomassekraftwerken immerhin dreimal.

„Wir versenken Milliarden in eine Technik, die am wenigsten bringt“, sagt der frühere Hamburger Umweltsenator Fritz Vahrenholt, heute Chef der RWE-Ökostrom-Tochter Innogy. Der von der Bundesregierung beauftragte Sachverständigenrat für Umweltfragen plädiert in seinem jüngsten Gutachten dafür, die Solarförderung stark einzuschränken.

„Unter Klimagesichtspunkten handelt es sich bei jeder Solaranlage um eine Fehlinvestition“, sagt Joachim Weimann, Umweltökonom an der Universität Magdeburg. Er hat ausgerechnet, dass es etwa 500 Euro kostet, um mit der Photovoltaik eine Tonne CO_2 einzusparen. Bei der Windkraft hingegen koste dieselbe Ersparnis nur 150 Euro, mit Hilfe von Gebäudesanierung gar lediglich 15 Euro.

Tatsächlich hatte Umweltminister Röttgen eigentlich vor, die Solarsubventionen über das Erneuerbare-Energien-Gesetz deutlich zu kürzen. Doch dann kam der Reaktorunfall in Japan und als Folge die Energiewende in Deutschland dazwischen. Um jetzt möglichst schnell aus der Atomkraft aussteigen zu können, wird offenbar jede Kilowattstunde gebraucht, zu welchem Preis auch immer.

Welche Folgen die Solarförderung hat, werden die Bürger bereits der nächsten Abrechnung ihres Stromversorgers entnehmen können. Pro Kilowattstunde Strom sind seit Jahresbeginn 3,5 Cent Öko-Zuschlag fällig, im vergangenen Jahren waren es nur gut zwei Cent. Und es wird immer teurer.

Seit die ersten Atommeiler vom Netz gingen, ist der Strompreis an der Leipziger Energiebörse um etwa zwölf Prozent gestiegen. Deutschland ist netto vom Stromexporteur zum -importeur geworden.

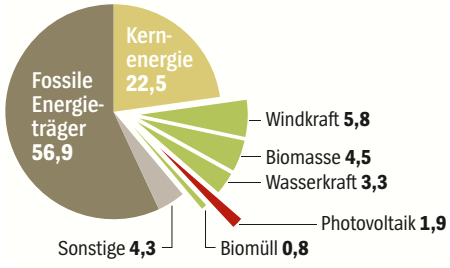
Mehrere Millionen Kilowattstunden kommen jeden Tag aus dem Ausland, wie sich am Rechner des europäischen Netzwerks der Fernleitungsnetzbetreiber in Brüssel anschaulich nachvollziehen lässt.

Regierungspolitiker Angela Merkel, Rösler
Verquere Förderpolitik

MICHAEL GOTTSCHALK / DAPD

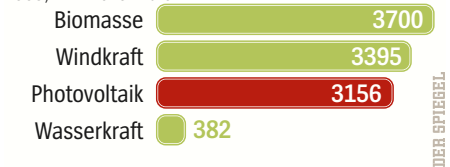
Geringe Ausbeute …

Strommix
Bruttostromerzeugung 2010 nach Energieträgern, in Prozent



… trotz starker Förderung

Vergütung für die Einspeisung von Ökostrom
2009, in Millionen Euro



DER SPIEGEL

Strompreis mit Steuern und Abgaben, 2010
für Haushalte mit einem Verbrauch von 3500 kWh pro Jahr; in Cent pro Kilowattstunde (kWh)

		Veränderung gegenüber 2000
Deutschland	23,8	+55,6 %
Niederlande	17,0	+11,8 %
Großbritannien	13,9	+27,5 %
Frankreich	12,6	+7,7 %

Quellen: RWI, AG Energiebilanzen, Bundesnetzagentur

Länder, die gerade mehr Strom produzieren, als sie brauchen, sind auf den Monitoren gelb dargestellt, Länder, die auf Importe angewiesen sind, erscheinen blau. Deutschland zählte früher zu den gelben Ländern, doch seit sieben Atommeiler vom Netz gingen, ist blau die dominierende Farbe.

Der einst im eigenen Land produzierte Atomstrom kommt nun vor allem aus Tschechien und Frankreich – ist freilich teurer. Und der Strombedarf in Deutschland wird in den nächsten Jahren nicht zurückgehen, ganz im Gegenteil. Elektroautos sollen demnächst stundenlang am Netz hängen und ihre Batterien aufladen. Auch die neuen Wärmepumpen in den Passivhäusern brauchen Energie.

Die Vorstellung, der Bedarf könne in absehbarer Zukunft mit Hilfe von Solardächern gedeckt werden, löst in Fachkreisen Kopfschütteln aus. Etwa eine Million Anlagen gibt es bereits in Deutschland; ihre Maximalleistung beträgt zusammen fast 18 Gigawatt. Nominal reicht das, um alle noch verbliebenen deutschen Atomkraftwerke auf einen Schlag zu ersetzen. Doch das ist graue Theorie.

Ihre Höchstleistung rufen Solaranlagen nur im Labor und bei optimaler Bestrahlung (1000 Watt pro Quadratmeter), idealem Einstrahlungswinkel (48,2 Grad) und standardisierter Modultemperatur (25 Grad Celsius) ab. Außerhalb des Labors sind solche Werte selten. Nachts stellen alle Photovoltaikanlagen die Arbeit ein, im Winter passiert auch tagsüber wenig.

Umso erstaunlicher ist, dass die Bundesregierung so vehement auf Sonne setzt. Zwar wurden die Fördersätze für Solarstrom in den vergangenen Jahren schrittweise von über 50 Cent pro Kilowattstunde auf nunmehr gut 20 Cent gekürzt. Doch weil gleichzeitig auch die Solarmodule, die jetzt oft in China gefertigt werden, immer billiger wurden, lohnt sich das Geschäft weiterhin. Zwischen fünf und neun Prozent Rendite dürften Solaranlagen abwerfen, die dieses Jahr ans Netz gehen, sicher und vom Staat garantiert. Da können Bundesanleihen und Riester-Rente nicht mithalten.

Die Umverteilungswirkung dieser Solarförderung ist bemerkenswert, weil sie die von der Politik normalerweise gewünschten Verhältnisse auf den Kopf stellt. Die reichen Südländer Bayern und Baden-Württemberg, wo es besonders viele Solaranlagen gibt, kassieren; der Rest des Landes zahlt.

Innerhalb der Bevölkerung wandert das Solargeld zudem quasi von unten nach oben, von Arm zu Reich. Wer zur Miete in der Etagenwohnung lebt, bezahlt für das Solardach des Eigenheimbesitzers. Holger Krawinkel vom Verbraucherzentrale Bundesverband drückt es so aus: „Die normalen Bürger begleichen jetzt die Zeche.“

ALEXANDER NEUBACHER

FINANZPOLITIK

„In letzter Sekunde“

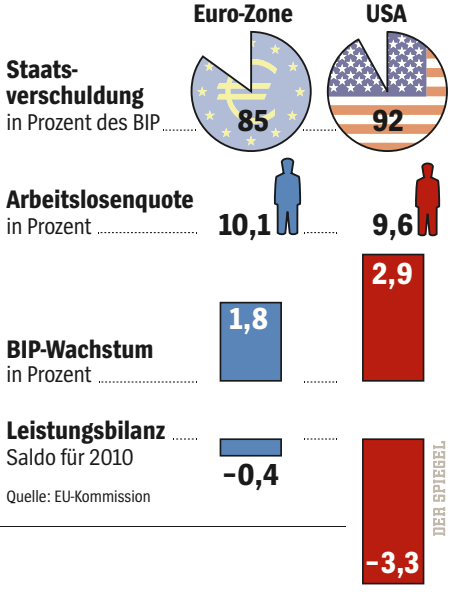
Lawrence Summers, 56, Harvard-Ökonom und früherer Obama-Berater, über den richtigen Weg für den Euro-Raum und die Schuldenkrise der Vereinigten Staaten

SPIEGEL: Mister Summers, unter deutscher und französischer Führung wurde gerade eine Reihe neuer Maßnahmen zur Bekämpfung der Griechenland-Krise auf den Weg gebracht. Flickwerk oder eine grundlegende Lösung?
Summers: Es war ein signifikanter Schritt, und einige der fundamentalen Probleme werden damit angesprochen. Aber nur weil man Probleme anspricht, heißt es nicht, dass man sie gelöst hat. Es wird noch einiges an harter Arbeit über die nächsten Jahre brauchen, und es muss ganz eindeutig noch einiges verbessert werden.
SPIEGEL: Was meinen Sie konkret?
Summers: Es muss genügend Liquidität garantiert werden. Es braucht Mechanismen, die die fiskalische Verantwortung sicherstellen. Es fehlt an klaren Wegen, wie generell auf Krisen reagiert wird.
SPIEGEL: Wären nicht drastischere Schritte angebracht, wie etwa ein harter Schuldenschnitt für Griechenland?
Summers: Nicht unbedingt. Zunächst sind Maßnahmen zwingend, die für stabiles Wachstum sorgen, genauso wie Entschlossenheit zur fiskalischen Konsolidierung. Und die Schuldner müssen endlich anfangen, die Lage realistisch zu sehen.
SPIEGEL: Ist die europäische Führung bislang zu bürokratisch vorgegangen?
Summers: Kein Architekt ignoriert die Gesetze der Physik, wenn er eine Brücke baut. Aber Politiker rund um die Welt nehmen an, dass die Gesetze der Ökonomie flexibel sind und der jeweiligen politischen Situation angepasst werden können. Das ist in einigen Fällen auch in Europa passiert und hat dazu geführt, dass die ökonomischen Realitäten nicht klar gesehen wurden.
SPIEGEL: Vieles, was aus ökonomischer Sicht richtig sein mag, lässt sich deswegen noch lange nicht politisch umsetzen. Haben Sie das in Ihrer Zeit als US-Finanzminister unter Bill Clinton und später als oberster Wirtschaftsberater von Barack Obama nicht oft selbst erfahren müssen?
Summers: Natürlich kann man in demokratischen Staaten nichts ohne politische Unterstützung erreichen. Aber gleichzeitig ist es auch Aufgabe der Regierung, die ökonomischen Realitäten klar zu kommunizieren. Von einer guten politischen Führung muss erwartet werden, dass sie nicht die Einstellung ihrer Bürger einfach hinnimmt, sondern dass sie auch hilft, diese Einstellung der Menschen den Notwendigkeiten anzupassen.
SPIEGEL: Die deutsche Öffentlichkeit will beispielsweise, dass gierige Finanzspekulanten bestraft werden – was wiederum die Finanzmärkte nicht gern sehen.
Summers: In jeder Finanzkrise kommt es zum Konflikt zwischen gerechter Vergeltung und dem Zwang, den Märkten Sicherheit zu vermitteln. Normalerweise stellt sich schnell heraus, dass der Wunsch nach Bestrafung keine gute Grundlage für politische Entscheidungen ist.
SPIEGEL: Wissen die Deutschen nicht genug zu schätzen, wie sehr sie bislang von Europa profitiert haben?
Summers: Natürlich hat Deutschland enorm von der europäischen Integration profitiert und große Handelsüberschüsse aufgebaut. Aber wenn andere Staaten nun das Gleiche tun, um dadurch Schulden zu tilgen, muss Deutschland seinen Überschuss dafür reduzieren oder sogar auf ein Defizit zusteuern.
SPIEGEL: Auch die USA drohen von einem Schuldenberg begraben zu werden. Aber wäre das ganze Haushalts-Theater in Washington wirklich nötig?
Summers: Niemand bestreitet, dass die USA ernsthafte Schuldenprobleme haben. Die muss man angehen. Aber wie einige Politiker in Washington mit der Kreditwürdigkeit unseres Landes spielen, um ihre eigene politische Agenda durchzudrücken, finde ich unbeschreiblich. Es ist ein Riesenunterschied, ob man seine Schulden nicht bezahlt, weil man es nicht kann – oder weil man sich entscheidet bankrottzugehen. Und alle, die mit diesem Gedanken spielen, bedrohen das Fundament von Amerikas Finanzsystem.
SPIEGEL: Wie wahrscheinlich ist denn, dass es zum Äußersten kommt, der Zahlungsunfähigkeit? Derzeit stecken die Verhandlungen im Kongress fest.
Summers: Ich bin immer noch optimistisch. Es würde mich einfach umhauen, wenn es nicht am Ende – vielleicht sogar buchstäblich in letzter Sekunde – eine Einigung geben würde.
SPIEGEL: Konservativen Republikanern scheint das alles ziemlich egal zu sein. Sie wollen unter allen Umständen durchsetzen, dass die Steuern nicht steigen, um das Defizit zu tilgen. Sind Steuererhöhungen in den USA mittlerweile unmöglich?
Summers: Die Einnahmen aus Bundessteuern liegen in den USA derzeit bei 15 Prozent des Bruttoinlandsprodukts, so niedrig wie seit Jahrzehnten nicht. Gleichzeitig gehen die Kosten für das Gesundheitssystem nach oben, die Militärausgaben auch, weil die Welt ein gefährlicherer Platz geworden ist. Und die Gesellschaft wird älter. Wie soll es also gelingen, beim jetzigen Steuersatz einen ausgeglichenen Haushalt zu erzielen? Die Staatseinnahmen müssen einfach steigen.

Experte Summers

JARED LEEDS

Wirtschaftsdaten Euro-Zone und USA im Vergleich, 2010



Quelle: EU-Kommission

DER SPIEGEL

SPIEGEL: Aber auch die Obama-Regierung hat gerade erst Steuersenkungen verlängert, die George W. Bush superreichen Amerikanern zugeschanzt hatte.

Summers: Das war die richtige Entscheidung. Schauen Sie sich unsere Wirtschaftslage an. Der Aufschwung hat immer noch nicht richtig eingesetzt. Wir mussten diese Entscheidung treffen, weil sie Teil eines Pakets war. Nur so konnten wir auch Steuersenkungen für die Mittelklasse durchsetzen. Wäre uns das nicht gelungen, könnten wir jetzt gar eine neue Rezession erleben.

JEWEL SAMAD / AFP

Präsident Obama mit Ford-Arbeitern in Chicago: *„Das Land wirklich vorangebracht“*

SPIEGEL: Wenn Steuererhöhungen tabu sind, muss der Staat eben noch mehr sparen. Aber der Zeitpunkt könnte nicht schlechter sein. Brauchte die immer noch stockende US-Wirtschaft nicht Rückenwind durch höhere Staatsausgaben?

Summers: Ich finde schon. Wir müssen mindestens genauso über das Jobdefizit nachdenken wie über unser Haushaltsdefizit. Und dafür müssen wir die Nachfrage stärken, denn nur so wächst die Wirtschaft, und es gibt mehr Arbeit.

SPIEGEL: Im Klartext: ein weiteres milliardenschweres Konjunkturprogramm?

Summers: Ich wünsche mir eine Reihe von Maßnahmen, ob sie nun Konjunkturpaket heißen oder nicht. Die Lohnsteuersenkungen sollten weitergehen. Amerika muss weit mehr in Infrastruktur investieren, im Moment leisten wir uns ja nicht mal, unsere Straßen einigermaßen in Schuss zu halten. Und die lokalen Einrichtungen brauchen mehr Geld, gerade in Zeiten, wo in vielen Schulen die Kinder nur noch an vier Tagen in der Woche zum Unterricht gehen können, weil nicht genug Geld für Schulbus-Sprit und Beheizung der Räume vorhanden ist.

SPIEGEL: Ist das nicht eine ziemlich unrealistische Wunschliste? Präsident Obama verhandelt gerade mit den Republikanern über Billionenkürzungen bei Staatsausgaben, um ihre Zustimmung in der Schuldendebatte zu erkaufen.

Summers: Wenn alle nur noch begeistert von gigantischen Haushaltskürzungen reden, verlieren sie die Folgen aus dem Blick – dass das Wirtschaftswachstum abgewürgt werden könnte. Die Ironie ist ja: Wie groß unser Haushaltsdefizit in fünf Jahren ist, hängt vor allem davon ab, wie schnell bis dahin die Wirtschaft wächst.

SPIEGEL: Obama vertraute in seinen beiden ersten Amtsjahren vor allem auf Ihren Rat. Jetzt liegt Amerikas Arbeitslosenrate bei über neun Prozent, die Konjunktur lahmt. Was ist schiefgelaufen?

Summers: Vergessen Sie nicht: Es bestand das ernsthafte Risiko, dass die Weltwirtschaft wie in den dreißiger Jahren völlig aus den Fugen gerät. Die Maßnahmen der Obama-Regierung haben das verhindert. Aber es wird noch lange dauern, bis wir zurück bei Arbeitslosenraten sind, wie sie Amerikaner lange gewohnt waren. Wir wollten noch mehr Konjunkturmaßnahmen, aber der Kongress hat sie nicht bewilligt.

SPIEGEL: Was würden Sie im Rückblick anders machen?

Summers: Ein noch größeres Konjunkturprogramm schnüren.

SPIEGEL: Kann Präsident Obama sein Amt nächstes Jahr behalten, wenn die US-Arbeitslosenrate am Wahltag weiter über neun Prozent liegt?

Summers: Historisch gesehen werden Präsidenten nicht wegen einer Zahl wieder- oder abgewählt. Und auch wenn manche Leute das anders sehen mögen, hat Obama nicht nur eine Wirtschaftskatastrophe verhindert, sondern das Land wirklich vorangebracht – bei der Gesundheitsreform oder der Reform der Finanzmärkte etwa. Ich bin sehr optimistisch, was seine politische Zukunft angeht.

SPIEGEL: Sie haben gerade als Berater bei einer großen Wagniskapitalfirma im Silicon Valley angeheuert. Wollen Sie das nächste Facebook entdecken?

Summers: Es ist eine faszinierende Umgebung. Und es ist immer noch eine der größten Stärken Amerikas, dass du als Firmengründer deine ersten 100 Millionen Dollar einsammeln kannst, bevor du dir deinen ersten Anzug kaufst.

SPIEGEL: Also ist Amerika zwar immer noch der beste Ort in der Welt für ein paar Auserwählte wie Facebook-Gründer Mark Zuckerberg – aber für den Durchschnittsamerikaner immer unwirtlicher?

Summers: Klar, die Globalisierung hat dazu geführt, dass einige wenige mit großartigen Ideen diese weltweit noch besser vermarkten können. Der Durchschnittslohn für Amerikaner stagniert hingegen. Deswegen war es ja so wichtig, dass die Obama-Regierung eine Gesundheitsversicherung für alle entworfen hat.

SPIEGEL: Viele Linke sind mit Obamas Bilanz weit weniger zufrieden. Sie sagen, dass er seine linken Wurzeln verraten und lieber an die Wall Street gedacht hat als an den Durchschnittsamerikaner. Unter anderem, weil er Leute wie Sie eingestellt hat.

Summers: Einspruch! Schauen Sie sich an, was im US-Kongress in den vergangenen zwei Jahren beschlossen wurde. Aus meiner Sicht wurde dort mehr für die Mittelklasse erreicht als jemals seit den sechziger Jahren, vielleicht sogar seit den Dreißigern. Die Linke schimpft, Obama sei zu nah an der Wall Street. Die Rechte schimpft, Obama sei ein Sozialist. Irgendetwas muss er also richtig machen.

Interview: Gregor Peter Schmitz, Thomas Schulz

SCHULDENKRISE

Am Ende Europas

Portugal hat jahrzehntelang über seine Verhältnisse gelebt, jetzt ist es hilflos und verarmt. Die Regierung reagiert mit einem brutalen Sparpaket. Das allein wird nicht helfen: Was dem Land fehlt, sind wettbewerbsfähige Industrien. *Von Alexander Jung*

Das Cabo da Roca liegt gut 30 Kilometer von Lissabon entfernt, es ist der westlichste Punkt des Kontinents. Hier tost das Meer, die Luft schmeckt salzig. Ein Leuchtturm thront über den Klippen, davor ein Schild mit der Aufschrift „Das Ende Europas“. In diesen Tagen klingt das irgendwie seltsam.

Auf dem Weg dorthin, von Cascais nach Guincho, verläuft kilometerlang ein zweispuriger Radweg die Atlantikküste entlang. Nachts wird der braunrote Spezialasphalt von Designerlampen beleuchtet, sie stehen im Abstand von nur 50 Metern. Radfahrer nutzen die Strecke freilich selten, auch tagsüber nicht: Der Wind hier bläst einfach zu gewaltig.

Die Luxuspiste erinnert an bessere Zeiten, an die Jahre, als die Portugiesen noch aus dem Vollen schöpfen konnten. Damals bauten sie das „Colombo“ in Lissabon, seinerzeit das größte Einkaufszentrum Europas. Sie errichteten Fußballstadien, die zu den modernsten der Welt gehören. Und sie überzogen das Land mit Straßen, allein 2700 Autobahnkilometer in zwei Jahrzehnten, oft sechsspurig ausgebaut – und häufig völlig leer.

Vieles in Portugal ist eine Nummer zu groß geraten, die dramatischen Folgen dieser Maßlosigkeit treten jetzt offen zutage. Im April musste das Land unter den Rettungsschirm der Euro-Staaten flüchten, doch das verschaffte ihm nur kurzzeitig Ruhe.

Spätestens seit die Rating-Agentur Moody’s Zweifel daran äußerte, ob das Land noch seine Schulden bedienen könne, und die Bonität auf Ramschstatus abstufte, ist der Ernst der Lage klar: Portugal hat sich finanziell übernommen, und es wird Mühe haben, die Krise zu überwinden. Droht dem Euro-Raum ein zweiter Fall Griechenland?

Damit der Staat handlungsfähig bleibt, schnürte die neue Mitte-rechts-Regierung unter Pedro Passos Coelho ein geradezu brutales Sparpaket, unter anderem kürzte sie Gesundheitsleistungen und Beamtengehälter. Vorige Woche erweiterte Coelho den Katalog der Grausamkeiten sogar noch, nachdem sich neue Löcher im Haushalt aufgetan hatten. Das Volk müsse sich auf „zwei harte Jahre“ einstellen, hatte zuvor schon der Ministerpräsident ange-

GUIDO ALBERTO ROSSI / PICTURE PRESS

Brücke „Vasco Da Gama“ nach Lissabon: *Vieles ist eine Nummer zu groß geraten*

kündigt. Margarida Sá Pereira, eine Geschäftsfrau in Lissabon, macht sich auf magere Zeiten gefasst.

Seit 1789 verkauft ihre Familie in der Rua do Loreto Kerzen: zu Ostern viele in Eiform, zu Weihnachten als Tannenbaum, jede handgezogen aus feinstem Wachs. Sá Pereira, eine zierliche Dame mit auffälliger Brille, steht hinter dem Tresen, links und rechts ragen holzgetäfelte Vitrinen bis an die Decke. Die Minuten vergehen, niemand betritt den Laden.

Die Kunden hielten seit einigen Monaten ihr Geld zusammen, beobachtet sie. Und nun wolle die neue Regierung ausgerechnet noch das Weihnachtsgeld besteuern: In den Tagen vor dem Fest macht Sá Pereira gut ein Viertel des Jahresumsatzes. „Weihnachten wird sehr schwer für uns“, fürchtet sie.

Jahrzehntelang haben die Portugiesen über ihre Verhältnisse gelebt, sie wurden dazu allerdings auch verleitet: Zuerst lockte die EU großzügig mit Hilfen, seit dem Beitritt zur Gemeinschaft 1986 flossen rund 55 Milliarden Euro aus Brüssel ins Land. Dann verlieh die Einführung der gemeinsamen Währung der Volkswirtschaft weiteren Schub.

Auf einmal genoss Portugal Kredit wie die Großen, wie Deutschland oder Frankreich, die Menschen gewöhnten sich an ein Leben auf Pump mit schnellem Auto und schicker Wohnung. Ein trügerischer Wohlstand, denn er entsprach nicht der wahren Wirtschaftskraft.

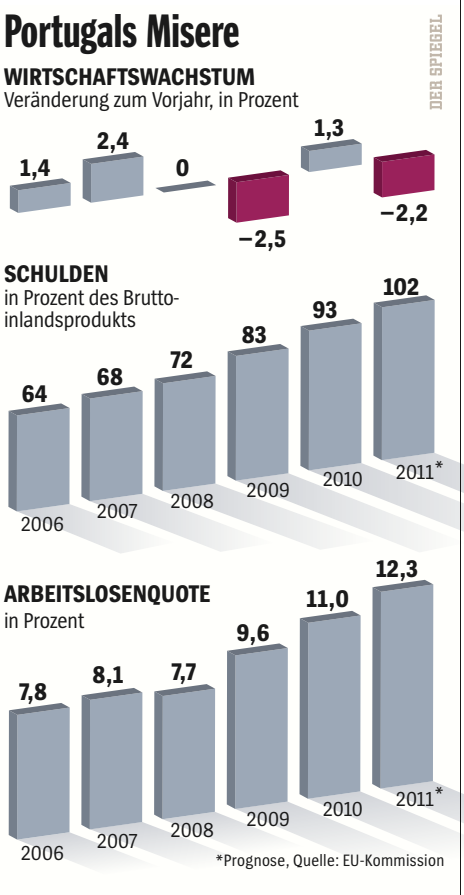
Jetzt bleibt den Portugiesen nichts anderes übrig, als wirklich überall zu sparen. Sogar die Raucher schränken sich ein, die Einnahmen aus der Tabaksteuer sind im Mai um mehr als 20 Prozent zurückgegangen. In den Schaufenstern der Geschäfte vor allem in kleineren Gemeinden künden die Schilder „Liquidição total“ vom Niedergang.

Das Land steckt tief in der Krise, das Schlimmste aber steht wohl noch bevor, das ist absehbar: Die Zinsen ziehen an, Kredite werden teurer, die Banken verleihen weniger Geld, die Firmen investieren nicht mehr, manche gehen an der Kreditklemme zugrunde, und die Zahl der Arbeitslosen steigt weiter. Erstaunlich nur: Es regt sich kaum Widerstand im Land. Viele sind einfach geschockt.

Dabei haben die Portugiesen nicht getrickst wie die Griechen. Ihre Banken haben längst nicht so viele riskante Kredite vergeben wie die Institute der Iren. Und eine Immobilienblase ist in Portugal auch nicht entstanden, jedenfalls keine wie in Spanien. Nun aber werden die Portugiesen in eine Reihe mit den anderen gestellt: heillos verschuldet und ökonomisch nur bedingt zukunftsfähig. Wie, fragen sich die Bürger besorgt, ist es bloß so weit gekommen?

Eine Antwort darauf findet sich in Figueiró dos Vinhos, einer hübschen Kleinstadt bei Coimbra, die Landschaft hier ähnelt dem Harz: hügelig und dicht bewaldet. In Figueiró hatte das westfälische Textilunternehmen Gerry Weber 1993 eine Fertigung errichtet, rund 160 Kräfte, durchweg Frauen, produzierten Jacken und Hosen. Die Arbeiterinnen waren billig, und es lockten Zuschüsse: Von den rund drei Millionen Euro, die das Unternehmen investierte, steuerte Brüssel die Hälfte bei.

Zehn Jahre später das plötzliche Ende: Gemeinderat Jorge Domingues, rechte Hand des Bürgermeisters von Figueiró, kann sich daran erinnern, wie sie von der Nachricht der Werkschließung überrascht wurden: „Wir waren alle maßlos enttäuscht.“



JOAO HENRIQUES / 4SEE / LAIF

Ministerpräsident Coelho
„Zwei harte Jahre“

Domingues steht vor dem Tor zur Fabrik, einem weißen zweistöckigen Gebäude, die Jalousien sind heruntergelassen, davor ein Schild: „zu verkaufen“. Im Dach-Apartment hätten die deutschen Manager während ihrer Besuche gewohnt, erzählt er und deutet nach oben. 2003 entschieden sie, die Produktion zu verlagern, nach Rumänien: Dort lockten noch mal 40 Prozent niedrigere Kosten. Die Frauen von Figueiró wurden Opfer der Globalisierung.

In den vergangenen Jahren erging es vielen Portugiesen so. Reihenweise haben internationale Unternehmen ihre Produktion dichtgemacht. Allein in der Schuhindustrie verschwanden 50 000 Arbeitsplätze.

Jeder vierte Jobverlust zwischen 2003 und 2006 wurde damit begründet, dass die Stelle ins Ausland gewandert sei, insbesondere nach Osteuropa und Fernost. Zum Vergleich: In Deutschland fielen nur knapp sieben Prozent der Arbeitsplätze dem Jobexport zum Opfer.

In dieser Zeit hat es Portugal versäumt, auf der Leiter der ökonomischen Entwicklung aufzusteigen, so wie es den Tigerstaaten Südostasiens zuvor gelungen war: vom Produzenten billiger Massenware zum effizienten Hightech-Lieferanten. Stattdessen tritt die Wirtschaft seit Jahren auf der Stelle, nur die Einkommen laufen davon: Die Lohnstückkosten sind gegenüber dem deutschen Niveau seit 1996 um mehr als ein Drittel gestiegen.

Mit anderen Worten: Portugal ist zu teuer für das, was es zu leisten vermag.

Natürlich gibt es Ausnahmen: Volkswagen betreibt in Palmela südlich von Lissabon erfolgreich ein Werk, dort montieren rund 3000 Mitarbeiter die Modelle Sharan, Eos und Scirocco, fast alle Fahrzeuge gehen in den Export. VW hat mit dem Betriebsrat flexible Regeln vereinbart, so kann das Unternehmen bei schwacher Konjunktur jährlich bis zu 22 Arbeitstage kurzerhand streichen.

Gegenwärtig aber brummt es, die Werkferien werden sogar von drei auf zwei Wochen verkürzt. Rund 1,6 Milliarden Euro Umsatz erwirtschaftet VW am Standort Palmela, das entspricht einem Prozent des Bruttoinlandsprodukts von ganz Portugal. Damit ist das Werk, das im Konzernverbund zu den kleineren zählt, bereits die größte ausländische Investition im Land.

„Wir sind eine Insel im Sturm“, sagt Jürgen Hoffmann, Finanzchef von VW in Portugal, und beschreibt damit ziemlich genau das zentrale Problem der portugiesischen Volkswirtschaft. Was ihr fehlt, ist eine breite industrielle Basis, sie

braucht also weitaus mehr Betriebe, die investieren und exportfähige Waren herstellen. Das gesamte Inlandsprodukt Portugals summiert sich auf 166 Milliarden Euro, das ist gerade mal so viel, wie Daimler und Siemens zusammen an Umsatz erwirtschaften. In Portugal wird zu wenig produziert, dafür zu viel konsumiert.

Dieses Missverhältnis ist zum Teil auch historisch bedingt. Wettbewerb und Unternehmertum haben keine Tradition im Land. Seit Generationen nimmt der Staat eine überragende Rolle ein, Erbe der Rechtsdiktatur nach 1936, aber auch der „Nelkenrevolution“ von 1974. Vom Wagemut, der vor Jahrhunderten die Entdecker der Weltmeere auszeichnete, ist nicht mehr viel geblieben.

Heute leistet sich das Land einen völlig überdimensionierten Beamtenapparat. Von fünf Millionen Erwerbstätigen arbeiten 750 000 im Öffentlichen Dienst, sie werden gut entlohnt: In den Ämtern liegt der Verdienst laut OECD „weit oberhalb“ dessen, was in der privaten Wirtschaft bei vergleichbaren Tätigkeiten gezahlt wird.

Dennoch funktioniert die Verwaltung mehr schlecht als recht. Die Bearbeitung von Steuererklärungen zieht sich oft hin, auch Rechnungen werden spät bezahlt, Genehmigungsverfahren sind ein Geduldsspiel. Bis alle Formalitäten etwa für den Bau eines Lagerhauses erledigt sind, vergehen im Schnitt 287 Tage, der OECD-Schnitt liegt bei 157 Tagen.

Die neue Regierung hat dem Schlendrian den Kampf angesagt, im Rahmen der Möglichkeiten. In der Justiz will sie den Stau an offenen Fällen reduzieren: auf eine Wartezeit von dann noch zwei Jahren. Diese gewisse Lässigkeit, oder Nachlässigkeit, spielt auch in der Privatwirtschaft eine Rolle.

In einer Broschüre des Außenwirtschaftszentrums Bayern für potentielle Investoren weisen die Berater jedenfalls darauf hin, dass in Portugal leitendes Personal „üblicherweise erst zwischen 9.30 Uhr und 10 Uhr zur Arbeit erscheint“. Außerdem seien Mittagessen und Mittagspause „dem Portugiesen heilig“, heißt es dort: „Versuchen Sie nicht, zwischen 13 und 15 Uhr den gewohnten Tagesablauf zu stören.“

Ebenfalls abschreckend für einige Investoren: der Mangel an qualifiziertem Nachwuchs. Nur 15 Prozent der erwerbstätigen Portugiesen haben eine Hochschule besucht, der EU-Schnitt liegt doppelt so hoch. Zudem brechen viele Jugendliche die Schule ab. Viele deutsche Unternehmen in Portugal, so eine Umfrage der Außenhandelskammer, sind mit der Qualifizierung der Berufsanfänger unzufrieden. Der Manager Paul Van Rooij hat daraus Konsequenzen gezogen.

Van Rooij leitet den Automobilzulieferer Gametal, die Firma gehört zur Iser-

lohner Kirchhoff-Gruppe. Im Werk in Ovar, südlich von Porto, fertigen die Mitarbeiter Metallteile, unter anderem für VW. Sie bedienen tonnenschwere Pressen, die auf Stahlbleche sausen und diese wie ein Stück Butter verformen, jedes Mal erzittert der Boden.

Neuerdings stehen am Ende der Halle einige Containerbüros, darin hat Van Rooij eine kleine Werkzeugbau-Schule eingerichtet. Mit 20 jungen Auszubildenden hat er begonnen, inzwischen seien einige abgeworben worden, so begehrt seien die jungen Fachkräfte. Auch die Außenhandelskammer hat schon vor vielen Jahren ein duales System nach deutschem Vorbild organisiert, ein in Portugal noch immer einzigartiger Ansatz.

„Industrie gilt hier nicht als sexy“, erklärt Van Rooij das Desinteresse. Selbst die Banken könnten mit dem produzierenden Gewerbe zuweilen wenig anfangen, nachdem sie jahrelang vorwiegend Konsumprojekte, etwa Einkaufszentren, finanziert haben.

GETTY IMAGES

Korkfabrikant Amorim: *„So viele Schätze“*

Kein Wunder, dass es Portugal an handfesten, exportfähigen Industrien fehlt, doch welche könnten das sein? Die Antwort des Unternehmers António Rios de Amorim klingt einfach: „Dieses Land muss auf dem aufbauen, was es am besten kann.“

Der 43-jährige Amorim ist Chef des gleichnamigen Herstellers von Naturkork, des Weltmarktführers: Jeder vierte Korkstöpsel stammt aus seinen Fabriken, gut drei Milliarden Stück. Die Rinden stammen aus dem Süden Portugals, dort werden sie seit Menschengedenken vom Stamm alter Korkeichen geschält, alle neun Jahre wiederholt sich die Prozedur. Im Norden, in einem Dorf bei Porto, wo die Zentrale liegt, werden die Korken ausgestanzt, gewaschen und gebleicht.

In seinem Büro schaut Amorim auf eine Wandtapete, vielleicht acht Meter breit ist sie. Sie zeigt einen Korkeichenwald, die Bäume stehen, anders als üblich, exakt in Reih und Glied. Als Amorim 2001 die Leitung übernahm und gerade die Vorherrschaft von Korken durch Dreh- und Glasverschlüsse ins Wanken geriet, hat er den Familienbetrieb neu sortiert.

Er baute das Geschäft mit aufstrebenden Weinländern wie Chile, Australien oder Neuseeland aus und vergrößerte damit die Absatzbasis. Er investierte in Forschung, um der Ursache des Korkgeschmacks auf die Spur zu kommen. Vor allem aber erweiterte Amorim die Produktpalette: Mit Kork werden Fußböden schallgedämmt, Fassaden verkleidet, Auto-Ölwannen abgedichtet, Fußbetten ausgelegt, sogar Hitzeschilde von Raumfähren sind mit Kork ausgestattet. Ergebnis der neuen Struktur: Zuletzt hat das Unternehmen das beste Jahr seiner Geschichte erzielt, mitten im nationalen Abschwung.

In diesem Ansatz sieht Amorim ein Vorbild für das ganze Land. Portugal müsse seine originären Stärken suchen und weiterentwickeln. „Wir haben so viele Schätze“, sagt der Manager, „wir müssen sie nur heben.“

Mit Sparen allein wird Portugal jedenfalls nicht wieder auf die Beine kommen, genauso wenig wie Griechenland, Irland oder Spanien. Denkbar wäre etwa, die Holz- und Papierindustrie als einen solchen Produktivkern der Volkswirtschaft zu definieren, immerhin ist ein Drittel des Landes bewaldet. In der Schuhindustrie haben einige Firmen bereits den Schwerpunkt auf die Produktion hochwertiger Designerware verlagert. „Portugal muss eine höhere Produktivität erreichen, indem es sich auf Qualitätsprodukte spezialisiert“, empfehlen die Volkswirte der OECD in ihrem Länderbericht.

Sie sehen insbesondere im Tourismus noch große Potentiale. Bislang arbeitet der Sektor weniger als halb so produktiv wie etwa bei den Franzosen: zu viel Billigangebote, zu schwache Auslastung. Der Chefökonom des Internationalen Währungsfonds, Olivier Blanchard, hat vor einigen Jahren die Idee formuliert, Portugal als Altersrefugium zu etablieren, das sogenannte Florida-Modell.

Eine ähnliche Strategie schwebt dem Stadtrat Domingues für Figueiró vor, den ehemaligen Textilstandort. Der Beamte möchte Touristen in die Region locken, sie könnten sich zwischen Pinienwäldern und Wasserfällen entspannen, gern auch auf Dauer. Etwa hundert Ausländer besäßen hier bereits eine Ferienwohnung, schätzt Domingues: „Sogar ein Australier hat sich schon niedergelassen.“ ◆

zedur. Im Norden, in einem Dorf bei Porto, wo die Zentrale liegt, werden die Korken ausgestanzt, gewaschen und gebleicht.

In seinem Büro schaut Amorim auf eine Wandtapete, vielleicht acht Meter breit ist sie. Sie zeigt einen Korkeichenwald, die Bäume stehen, anders als üblich, exakt in Reih und Glied. Als Amorim 2001 die Leitung übernahm und gerade die Vorherrschaft von Korken durch Dreh- und Glasverschlüsse ins Wanken geriet, hat er den Familienbetrieb neu sortiert.

Er baute das Geschäft mit aufstrebenden Weinländern wie Chile, Australien oder Neuseeland aus und vergrößerte damit die Absatzbasis. Er investierte in Forschung, um der Ursache des Korkgeschmacks auf die Spur zu kommen. Vor allem aber erweiterte Amorim die Produktpalette: Mit Kork werden Fußböden schallgedämmt, Fassaden verkleidet, Auto-Ölwannen abgedichtet, Fußbetten ausgelegt, sogar Hitzeschilde von Raumfähren sind mit Kork ausgestattet. Ergebnis der neuen Struktur: Zuletzt hat das Unternehmen das beste Jahr seiner Geschichte erzielt, mitten im nationalen Abschwung.

In diesem Ansatz sieht Amorim ein Vorbild für das ganze Land. Portugal müsse seine originären Stärken suchen und weiterentwickeln. „Wir haben so viele Schätze“, sagt der Manager, „wir müssen sie nur heben.“

Mit Sparen allein wird Portugal jedenfalls nicht wieder auf die Beine kommen, genauso wenig wie Griechenland, Irland oder Spanien. Denkbar wäre etwa, die Holz- und Papierindustrie als einen solchen Produktivkern der Volkswirtschaft zu definieren, immerhin ist ein Drittel des Landes bewaldet. In der Schuhindustrie haben einige Firmen bereits den Schwerpunkt auf die Produktion hochwertiger Designerware verlagert. „Portugal muss eine höhere Produktivität erreichen, indem es sich auf Qualitätsprodukte spezialisiert“, empfehlen die Volkswirte der OECD in ihrem Länderbericht.

Sie sehen insbesondere im Tourismus noch große Potentiale. Bislang arbeitet der Sektor weniger als halb so produktiv wie etwa bei den Franzosen: zu viel Billigangebote, zu schwache Auslastung. Der Chefökonom des Internationalen Währungsfonds, Olivier Blanchard, hat vor einigen Jahren die Idee formuliert, Portugal als Altersrefugium zu etablieren, das sogenannte Florida-Modell.

Eine ähnliche Strategie schwebt dem Stadtrat Domingues für Figueiró vor, den ehemaligen Textilstandort. Der Beamte möchte Touristen in die Region locken, sie könnten sich zwischen Pinienwäldern und Wasserfällen entspannen, gern auch auf Dauer. Etwa hundert Ausländer besäßen hier bereits eine Ferienwohnung, schätzt Domingues: „Sogar ein Australier hat sich schon niedergelassen.“

JAPAN

Atomfreie Kreuzfahrten

Die Folgen der Reaktorkatastrophe von Fukushima verunsichern die Bevölkerung, seit die Radioaktivität tiefer in die Nahrungsmittelkette vordringt. So wurde belastetes Fleisch von rund 1500 Rindern, an die Bauern mit Cäsium kontaminiertes Reisstroh verfüttert hatten, an Supermärkte und Restaurants im ganzen Land geliefert. Für diese Zustände machen viele das chaotische Krisenmanagement von Premier Naoto Kan, 64, verantwortlich. Auf Druck seiner Parteifreunde hatte der Premier Anfang Juni zwar seinen Rücktritt in Aussicht gestellt. Noch aber klammert er sich hartnäckig an sein Amt. Auch sein kürzlich angekündigter Atomausstieg wirkte wie der durchsichtige Versuch, die politische Halbwertszeit seiner Regierung zu verlängern: Japan müsse eine „Gesellschaft entwickeln, die auf Atomenergie verzichten kann“, hatte Kan vage verkündet. Kurz darauf relativierte er seine Äußerung im Parlament wieder. Die Menschen in der Krisenregion um Fukushima helfen sich inzwischen lieber selbst: Aus Sorge um die Gesundheit ihrer Kinder lassen immer mehr Eltern ihre Töchter und Söhne in andere Landesteile umschulen. Und die japanische NGO „Peace Boat“ lädt Jugendliche während der Sommerferien auf ihr Kreuzfahrtschiff ein, um ihnen ein atomfreies Durchatmen zu ermöglichen.

KYODO / SIPA PRESS

KOICHI KAMOSHIDA / DPA

Strahlenmessung, Rindfleisch

Szenerie nach dem Anschlag vor dem Regierungsgebäude in Oslo

NORWEGEN

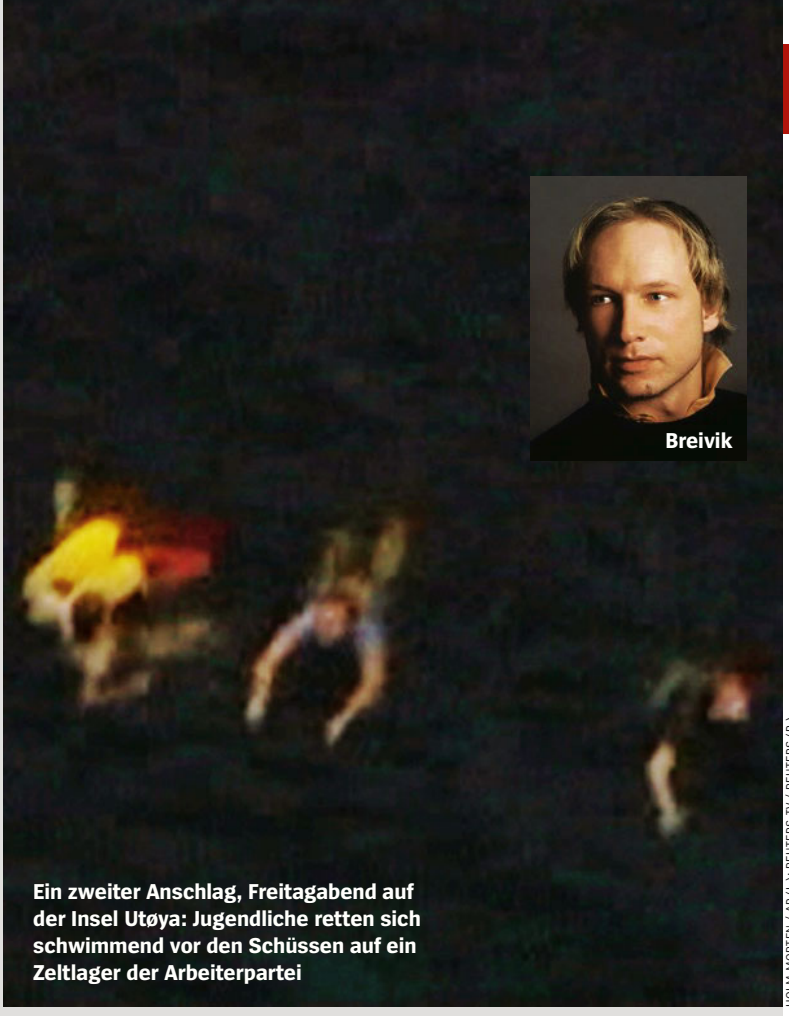
Unauffällig und rechts

Er liebt klassische Musik, bewundert Winston Churchill, seine Facebook-Seite ziert ein Porträt von Niccolò Machiavelli. Der mutmaßliche Attentäter von Oslo, der am Freitag mit einer Bombe im Regierungsviertel sieben Menschen tötete und anschließend in einem Zeltlager der sozialdemokratischen Jugend auf der Insel Utøya mindestens 80 erschoss (Stand Samstagmorgen), galt als christlich und konservativ. Abgesehen von einem zehn Jahre zurückliegenden Verkehrsdelikt ist der Mann, der noch bei seiner Mutter wohnte, der Polizei nie aufgefallen. Dennoch schien Oslos Polizeichef Sveinung Sponheim nur wenige Stunden nach den Morden sicher: Der 32-jährige Norweger Anders Behring Breivik hatte Kontakte in rechtsextreme Kreise und sich auch im Internet islamfeindlich geäußert. Ob dies das Motiv für den schlimmsten Anschlag eines Einzel-

CHINA

Korrupte Kader

Mit der Hinrichtung zweier ehemaliger Spitzenpolitiker will die KP-Führung ihre Entschlossenheit im Kampf gegen Korruption demonstrieren. Am vergangenen Dienstag wurde die Todesstrafe gegen die früheren Vizebürgermeister der Millionenstädte Hangzhou und Suzhou vollstreckt. Xu Maiyong und Jiang Renjie hatten nach Ansicht des Gerichts insgesamt über 250 Millionen Yuan an Bestechungsgeldern angenommen. Beide hatten sich von Bauträgern für eine Vorzugsbehandlung bezahlen lassen. Gerade der Immobiliensektor ist berüchtigt für Korruption; die illegale Landnahme und der Kampf um Entschädigungen empören viele Chinesen. Anlässlich des Jubiläums zum 90-jährigen Bestehen der KP hatte Staatschef Hu Jintao noch gewarnt: Die Korruption werde die Partei die Unterstützung und das Vertrauen des Volkes kos-



Breivik

Ein zweiter Anschlag, Freitagabend auf der Insel Utøya: Jugendliche retten sich schwimmend vor den Schüssen auf ein Zeltlager der Arbeiterpartei

HOLM MORTEN / AP (L.); REUTERS TV / REUTERS (R.)

täters in Europa seit Jahrzehnten ist, ließ der Polizeichef offen.

Breivik ist Mitglied in der Freimaurerloge Johannes-Losjen St. Olaus in Oslo. Als Lieblingsbücher nannte er bei Facebook Kafkas „Prozeß“ und „1984“ von Orwell. Dazu passt: Von seinem Twitter-Account setzte der Täter eine einzige Nachricht ab – sechs Tage vor den Anschlägen. Es war ein Zitat des britischen Philosophen John Stuart Mills: „Eine Person mit einem Glauben ist so stark wie Hunderttausend, die nur Interessen haben.“

Norwegische Zeitungen schildern den Täter jedoch auch als klassischen Verlierer. Immer wieder habe er in den vergangenen Jahren Unternehmen gegründet, die pleite gingen. 2009 gründete er in der Kleinstadt Rena einige hundert Kilometer nördlich von Oslo eine Firma für Gemüseanbau, die „Breivik Geofarm“. Das versetzte ihn auch in die Lage, unauffällig große Mengen Kunstdünger zu erwerben – ein Grundstoff für die Herstellung von Sprengmitteln für den Bombenbau. Unbestätigten Berichen zufolge soll die Bombe von Oslo mit Kunstdünger hergestellt worden sein. Der blonde Mann, der laut Nachbarn gern Uniform trug, besaß drei Waffen, darunter eine Pistole der österreichischen Marke Glock, wie sie auch der Amokläufer von Erfurt benutzt hat.

IMAGINECHINA / CORBIS

Angeklagter Xu Maiyong

ten. Nach offiziellen Angaben wurden allein im vergangenen Jahr knapp 140 000 Verdachtsfälle untersucht. Großen Zulauf haben neugegründete Web-Seiten, auf denen User ohne Nennung von Namen Vergehen melden können. An dem Tag, an dem die beiden Ex-Vize-Bürgermeister hingerichtet wurden, gestand auf der Seite „Gegen-Schmiergeldzahlen“ ein Chinese aus der Provinz Guangdong, Verwandte hätten mehr als 5000 Yuan (540 Euro) bezahlt, um ihr Kind trotz schlechter Noten auf der Polizeischule unterzubringen. Das Kind wurde angenommen.

BELGIEN

Große Müdigkeit

Über ein Jahr nach der letzten Parlamentswahl scheint ein Ende der Staatskrise zumindest näherzurücken: Die acht an der Regierungsbildung beteiligten Parteien haben nun immerhin die Vereinbarung getroffen, möglichst bald übereinzukommen, wie der politische Stillstand im Königreich zu beheben sei. Allerdings erst nachdem sich der Monarch zum Nationalfeiertag selbst der Sache angenommen hatte: „Sehr traurig“ über die schlimme Situation sei er, sagte König Albert II. im Fernsehen – die Auswirkungen des politischen Ungemachs für Belgien und die Bevölkerung seien unabsehbar. Dabei wirkte er nicht nur traurig, sondern ungehalten. Kurz zuvor hatte er den Rücktritt des wallonischen Verhandlungsführers Elio Di Rupo abgelehnt, dem es gelungen war, die flämischen Christdemokraten und sieben weitere Parteien zurück an den Verhandlungstisch zu bringen. Nun wollen Flamen und Wallonen ab Mitte August über eine Staatsreform und die Kabinettsbildung beraten. Bis dahin allerdings würden die Gespräche wegen „großer Müdigkeit aller Unterhändler“ auf Eis gelegt, heißt es in einer Erklärung. Die flämischen Parteien fordern Reformen, sie verlangen größere Steuerhoheit und die Neuordnung des Wahlkreises Brüssel-Halle-Vilvoorde zu ihren Gunsten.

König Albert bei Fernsehansprache

ULLSTEIN BILD / REUTERS

Über 400 Tage

ist Belgien schon ohne Regierung, länger als der Irak es war.

Die separatistische Neu-Flämische Allianz geht noch weiter: Sie will am liebsten beide Landesteile in der EU aufgehen lassen. Unterstützung erhalten die Wallonen derweil vom französischen Front national. Dessen Parteivorsitzende Marine Le Pen erklärte überraschend fremdenfreundlich: „Wenn sich Flandern für unabhängig erklärt, sollte es der Französischen Republik eine Ehre sein, Wallonien in ihrer Mitte willkommen zu heißen.“

GROSSBRITANNIEN

Morbus Murdoch

Drei Jahrzehnte lang hat der US-Medientycoon als Schattenmann Einfluss auf die britische Politik genommen. Im Strudel der Abhöraffäre schwand seine Macht. Doch den Briten bleibt die bittere Erkenntnis, wie willfährig ihre Politiker ihm zu Diensten waren.

Dass alles so selbstverständlich war, dass sich alle Beteiligten bestens verstanden, auch wenn es zwischendurch mal Ärger gab, dass sie diese Einigkeit obendrein so offen zelebrierten, ohne auch nur den Anflug eines schlechten Gewissens – das war vorige Woche Anlass für ein kollektives Erschrecken in London. Sicherlich, die Macht Rupert Murdochs, seit drei Jahrzehnten Königsmacher der britischen Politik, ist über die Abhöraffäre seiner Journalisten erschüttert worden. Aber hatten die parlamentarischen Anhörungen der letzten Woche nicht auch gezeigt, dass sie alle, Tories wie Labour, in der Tasche des Verlegers gesteckt hatten? War Cool Britannia, das postindustrielle Dienstleistungsreich eines Tony Blair oder eines David Cameron, in Wahrheit nicht zu einer Bananenrepublik verkommen?

Manchmal hatte es den Anschein: Da hat Murdoch, der alte, nimmersatte Tycoon, im vorigen Jahr den Antrag gestellt, sein Fernsehimperium zu vergrößern. Das Gesuch geht zur Genehmigung ans Wirtschaftsministerium, doch der Wirtschaftsminister, offenbar eine Ausnahmeerscheinung unter britischen Politikern, lässt sich mit dem Satz vernehmen, er habe Murdoch „den Krieg erklärt“, was natürlich prompt dazu führt, dass Premier Cameron ihm das Verfahren entzieht und seinem Kultusminister überträgt, der den Antrag alsbald durchwinken will.

So weit, so normal. Doch dann: So als sei überhaupt nichts geschehen, sind der Premier und seine Ehefrau schon wenige Tage später Gäste bei Murdochs britischer Statthalterin Rebekah Brooks. Sie ist eine Nachbarin des Regierungschefs, eine gute Bekannte auch, es sind die Tage um Weihnachten, James Murdoch, der designierte Erbe des Imperiums, ist ebenfalls dabei. Wer soll da glauben, dass über den anstehenden umstrittenen Milliardendeal gar nicht gesprochen wurde?

Tagelang weigerte sich Downing Street, zuzugeben, dass es dieses Treffen überhaupt gegeben hatte. Später folgten immer weniger überzeugende Teildementis, schließlich, bei der Sondersitzung des Unterhauses vorige Woche, ein partielles Geständnis: Etwas jämmerlich musste Cameron zugeben, ja, es habe Gespräche gegeben, viele sogar, aber „niemals unangemessene“. Die Bemerkung rief bei der Opposition Hohngelächter hervor.

Vor der Kulisse von Westminster in all ihrer viktorianischen Pracht hat die britische Demokratie in der vergangenen Woche auf ziemlich grausame Weise Federn lassen müssen. Längst geht es bei der Abhöraffäre nicht mehr um kriminelle Privatdetektive, die sich im Auftrag von skrupellosen Boulevard-Reportern Zugang zu Mailboxen von Handys verschafft haben. Es geht jetzt um das Schicksal der Generation, die derzeit in Großbritannien Macht ausübt, es geht um Spitzenpolitiker, Meinungsfürsten und korrupte Ordnungshüter, allesamt vertreten in den maßgeblichen Institutionen des Landes. Kurzum: Es geht darum, die Reputation des Landes zu wahren und den bösen Ruf abzuwenden, käuflich gewesen zu sein.

Der Abhörskandal und seine Auswirkungen wiegen schwer für die stolzen Briten, die sich so gern so harsch beispielsweise von dem verlotterten Italien eines Silvio Berlusconi distanzieren. Eine „seismische“ Erschütterung attestierte der „Spectator“, das britische politische System insgesamt sei vom Murdoch-Virus befallen.

Vorläufiger Höhepunkt der Affäre war vorige Woche der Auftritt Camerons vor dem britischen Unterhaus. Der Premierminister, zunehmend in Bedrängnis wegen seiner Nähe zum Murdoch-Clan, hatte seinen Staatsbesuch in Südafrika abgebrochen und das Parlament einen Tag später in die Sommerpause geschickt, um sich den Fragen der Abgeordneten zu stellen. Sein Koalitionspartner, der Liberaldemokrat Nick Clegg, hatte zu diesem Zeitpunkt bereits öffentlich darüber nachgedacht, ob er das Regierungsbündnis nicht aufkündigen solle.

Neunmal wurde Cameron von Labour-Abgeordneten gefragt, ob er bei einem der 26 Treffen während der letzten 15 Monate mit Vertretern des Murdoch-Konzerns auch über die Übernahme des Satellitensenders BSkyB gesprochen habe. Neunmal versuchte er, das Eingeständnis mit dem Hinweis zu verschleiern, er sei

Sondersitzung des Unterhauses am 20. Juli:

US-Verleger Murdoch nach der Rückkehr aus London

LOUIS LANZANO / AP

REUTERS TV / REUTERS

Hohngelächter der Opposition

ein anständiger Kerl, der nichts sage, was er nicht auch vor einem Untersuchungsausschuss wiederholen könne. Doch genau die Frage des Anstands stand zur Debatte.

Obwohl jetzt Politiker beider großer Parteien so tun, als habe Murdoch wie ein veritabler Diktator über das Land geherrscht, hatte der Verleger in Großbritannien zunächst einen schweren Stand. Für die klassische Oberschicht blieb er zeitlebens ein vulgärer Newcomer, für die klassische Linke ein neoliberaler Eroberer.

Murdoch vergalt solche Missachtung auf seine Weise. Er akzeptierte nur eine Gruppe von Briten wirklich: Männer und Frauen, die es gegen den Widerstand der Gesellschaft an die Spitze geschafft hatten. Margaret Thatcher etwa oder Tony Blair. Für beide setzte er sich rückhaltlos ein, gemeinsam mit Thatcher bekämpfte er seit Anfang der achtziger Jahre die Gewerkschaften, und für Blairs runderneuertes Großbritannien der Deregulierung und des Laisser-faire ließ er seine Zeitungen werben.

Erstaunlich bleibt, wie leichtfertig alle Regierungen seit Thatcher Murdochs Hilfe belohnten. Der Verleger wurde – durch die Hintertür meist – in die Regierungszentrale eingelassen, wenn man sich für seine Wahlhilfe zu bedanken hatte. Er wurde auf den idyllischen Regierungslandsitz Chequers gebeten, um dort seine Anliegen vorzubringen – ideologische, wenn er mal wieder vor den Gefahren der EU warnen wollte, aber auch geschäftliche, wenn es um die Expansion seines Imperiums ging. Man kannte sich, man mochte sich.

Meistens. Natürlich gab es zuweilen Ärger. Wenn Blairs Handelsminister Peter Mandelson dem Murdoch-Konzern eröffnen musste, dass eine geplante Fusion am Kartellrecht scheitern werde, dann erschien eben ein paar Tage später in einem Murdoch-Blatt die erkennbar auf Mandelson gemünzte Frage, ob das Land von einer „schwulen Mafia“ regiert werde. Das hat den Labour-Politiker aber bis vor kurzem nicht daran gehindert, auch weiterhin Familienempfänge der Murdochs mit seiner Gegenwart zu beehren.

Blair-Nachfolger Gordon Brown musste sich von Murdochs Zeitungen regelrecht demütigen lassen. Und trotzdem hat auch er weiterhin vertrauten Umgang mit den Murdochs gepflegt. Erst jetzt nahm er Rache für alle Unbill: Brown, der kaum noch zu Parlamentssitzungen erscheint, schimpfte in Westminster eine halbe Stunde lang auf den Einfluss der Murdoch-Medien, deren Journalisten er „Kanalratten“ nannte.

Cameron, kein wirklicher Aufsteiger, sondern ein Konservativer privilegierter Herkunft, war bislang gut mit dem Murdoch-Konzern gefahren. Am Wahltag be-

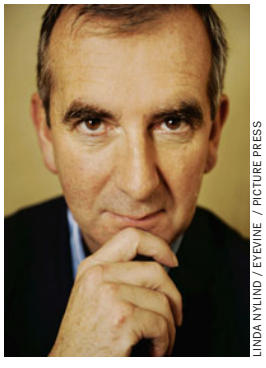
„Schlimmer geht es nicht“

Bestseller-Autor Robert Harris, 54, über die Macht Rupert Murdochs und die britische Lust am Boulevard

SPIEGEL: Großbritanniens Politiker tun derzeit so, als habe sich das Land von einem Diktator befreit. Warum haben sie Murdoch und seine Medien so lange gewähren lassen?

Harris: Das hat viel mit Angst zu tun. Die Angestellten bei Murdochs Zeitungskonzern „News International“ haben Politikern gedroht mit Dossiers, die sie im Safe liegen hätten. Es war Erpressung. Der Wachhund der Mächtigen war mächtiger geworden als die Mächtigen selbst. Ein Monster.

SPIEGEL: Bei der Anhörung vor dem Parlamentsausschuss sagte Murdoch, dies sei der demütigendste Tag seines Lebens. Ist das nicht zynisch von einem so hemdsärmeligen Patriarchen, der seine Produkte bewusst auf Sex, Crime und Gemeinheiten getrimmt hat?



LINDA NYLIND / EYEVINE / PICTURE PRESS

Kritiker Harris

Harris: Er brauchte diesen Satz, um die Katastrophe für seinen Konzern zu begrenzen. Als er vor zwei Wochen in Großbritannien ankam, hielt er das Ganze noch für einen Sturm in der Teetasse, er lachte in die Kameras und erklärte, sein wichtigstes Ziel sei es, seine Statthalterin Rebekah Brooks zu unterstützen. Aber dann war er gezwungen einzusehen, dass dieser Skandal schnell seine Firmen weltweit ins Wanken bringen könnte. Seine Medien in Amerika sind weit parteiischer als die in Großbritannien. Ohne die Zustimmung von Fox News kann kein republikanischer Präsidentschaftskandidat gekürt werden.

SPIEGEL: Haben Sie der Demutsbeteuerung von Murdoch geglaubt?

Harris: Möglicherweise war er tatsächlich ein bisschen geschockt, dass seine Reporter Nachrichten auf der Mailbox eines ermordeten Kindes abgehört und gelöscht haben. Schlimmer geht es nun wirklich nicht mehr. Diktatoren erbauen sich manchmal daran, Gefühle zu zeigen.

SPIEGEL: Ein berühmter britischer Boulevardjournalist beschrieb seine Arbeit einmal so: Er stehe morgens auf, und dann zerstöre er das Leben eines anderen Menschen. Warum haben nicht nur Politiker, sondern auch die Öffentlichkeit diese Art Barbarei so lange toleriert, ja gefördert?

Harris: Es gibt eine Kultur der medialen Grausamkeit in diesem Land, die für die Zeitungsleser anderer Länder befremdlich sein mag.

SPIEGEL: Ein anderer ehemaliger Chefredakteur der „News of the World“, der jetzige CNN-Moderator Piers Morgan, rühmte sich, jede Woche entscheiden zu dürfen, „wer lebt und wer stirbt, durch das Schwert der ‚News of the World‘“.

Harris: Das kann man nicht ernst nehmen, aber solange es sich bei den Opfern um Fußballspieler, Schauspieler, Rockstars oder Politiker handelt, können viele Briten es genießen, wenn diese Leute gedemütigt werden. Das alles änderte sich, als auf einmal normale Menschen, wie die Familie des ermordeten Mädchens, Opfer dieser Gemeinheiten wurden.

SPIEGEL: Trauen Sie der Empörung, oder ist auch diese Affäre nur ein weiteres Medienphänomen, das bald von einem anderen verdrängt wird?

Harris: Die Pressebarone alten Schlages verlieren an Macht – weltweit. Was Murdoch zu Beginn der Affäre wirklich zusetzte, war das Internet, wo Hunderttausende die Großkonzerne mit E-Mails bombardierten und forderten, die Anzeigen in der „News of the World“ zu stornieren. Eine Woche später war die Zeitung vom Markt verschwunden.

SPIEGEL: Werden die ruppigen Boulevardjournalisten alle arbeitslos?

Harris: Eine Ironie der Geschichte ist, dass jetzt Menschen, die sich daran erfreuten, das Leben anderer Leute zu zerstören, erleben dürfen, wie es sich anfühlt, wenn es einem selbst geschieht. Einer der amüsantesten und erschreckendsten Momente der letzten Wochen war, als Glenn Mulcaire, der Privatdetektiv, der für die „News of the World“ die Mailboxen abgehört hat, darum bat, ihm und seiner Familie doch bitte die Privatsphäre zu erhalten.

Interview: Thomas Hüetlin

PA WIRE / PICTURE ALLIANCE / EMPICS

Premier Cameron auf der Regierungsbank (r.):

stätigten ihm die Schlagzeilen der Murdoch-Presse, er sei „Großbritanniens letzte Hoffnung“. Vor allem durch seine Verbindung zum ehemaligen „News of the World“-Chef Andrew Coulson hat sich der Premier verwundbar gemacht.

Coulson, zwischenzeitlich verhaftet, gilt als Schlüsselfigur im Abhörskandal – und, seit kurzem, auch für Camerons politische Zukunft. Der hatte den ehemaligen Chefredakteur 2007 eingestellt, als persönlichen Berater für Pressefragen. Nach seinem Wahlsieg nahm Cameron Coulson mit in die Downing Street, obwohl der schon damals verdächtigt wurde, an den Abhöraktionen beteiligt – wenn nicht gar für sie verantwortlich gewesen zu sein.

Coulson, so jedenfalls schildern ihn einige ehemalige Mitarbeiter, sei der Inbegriff eines britischen Boulevardjournalisten. Für ihn habe der Zweck jedes Mittel geheiligt, „I don’t give a fuck“, ist mir scheißegal, sei seine Lieblingsredewendung gewesen, Hauptsache, die Geschichte kommt.

Und warum hatte Coulson, obwohl er jeden Tag an der Seite des Premiers arbeitete, keine Zugangsberechtigung für Dokumente der höchsten Geheimhaltungsstufe? Warum hat ihn Cameron von einer rigorosen Sicherheitsprüfung befreit?

„Hätte mir irgendjemand glaubhaft bewiesen, dass er von den Abhöraktionen wusste, ich hätte ihn gefeuert“, beteuerte Cameron nun reichlich treuherzig im Unterhaus. Die persönliche Schlussfolgerung des Regierungschefs klang indes nicht allzu reumütig: „You live, you learn“, bekannte er, und gelernt habe er nun wirklich.

Zumindest auf Anhieb leuchtet nicht ein, warum die zwei höchsten Beamten von Scotland Yard wegen des Vorwurfs

Unentwirrbarer Klüngel

der Mitwisserschaft in der Abhöraffäre von ihren Posten zurücktreten mussten, Cameron aber unverfroren den Ahnungslosen mimen kann. Auch für die Hauptstadtpolizei arbeitete ein Murdoch-Mann als PR-Berater – Neil Wallis, zeitweise Stellvertreter von Coulson bei der „News of the World“. Insgesamt 10 der 45 Mann starken Presseabteilung standen zuvor bei Murdochs News-International-Gruppe in Diensten.

Dass die einst so angesehenen Yard-Polizisten sich regelmäßig in Londoner Pubs mit Journalisten trafen und Informationen austauschten oder für die Journalisten über GPS-Ortung herausfanden, wo sich Prominente gerade aufhielten, mag noch mit der gewachsenen Nähe zwischen den beiden Welten zu erklären sein. Dass sich hingegen fünf Polizeioffiziere mit hohen Geldbeträgen bestechen ließen, dass ihr oberster Chef Einladungen ins noble Wellness-Hotel Champneys annahm, wo Rebekah Brooks' Ehemann Alternativmedizin praktizierte, das mutet heute fast als Normalität an, bei all dem, was die Zeitungsleser über die Verquickungen zwischen Westminster, dem Polizeihauptquartier und dem Murdoch-Imperium in den vergangenen 14 Tagen erfahren haben.

Warum sollten Polizeichefs nicht das tun, was Cameron und andere Politiker in schöner Regelmäßigkeit selbst taten? Dine and wine. Polizei, Politik und Murdoch-Medien sind in London zu einem unentwirrbaren Klüngel verflochten, der sich wechselseitig mit Annehmlichkeiten und Jobs versorgte.

Auch das Gebaren von Stabschef Ed Llewellyn spricht nicht gerade für Camerons Regierungskompetenz. Llewellyn flehte den mittlerweile zurückgetretenen Scotland-Yard-Vize in einer E-Mail regelrecht an, seinem Chef bloß nicht über den Ermittlungsstand im Abhörskandal Bericht zu erstatten.

Im Wortlaut: „Es wäre nicht angebracht, weder für den Premier oder sonst jemanden in Nr. 10 Downing Street, dieses Thema mit Ihnen zu besprechen. Um Ihret- und unseretwillen muss klar sein, dass wir, was dieses Thema angeht, nie miteinander in Kontakt getreten sind.“

Ob die selbstverschuldete Unmündigkeit Camerons nun für seine Glaubwürdigkeit spricht, bleibt dahingestellt. Nach den Sommerferien des Parlaments soll in zwei Ausschüssen das ganze Ausmaß der unheilvollen Londoner Symbiose aufgeklärt werden, und Cameron hat einen „Neuanfang“ im Verhältnis zwischen Politik und Medien versprochen. Der ist auch überfällig, denn es mehren sich die Hinweise, dass die Abhörpraktiken der Klatschpresse keineswegs auf die Boulevardzeitungen des Tycoons beschränkt blieben.

FOTOS: AP

Rasierschaum-Attentat auf Verleger Murdoch*
Schallende Ohrfeige

Doch ansonsten herrschte, wie die „New York Times“ etwas spöttisch schrieb, Aufbruchstimmung im britischen Inselreich, das Land sei von einer Last befreit worden, kein Politiker brauche künftig noch Angst vor Murdoch zu haben. Innerhalb von 14 Tagen war der sorgsam gepflegte Nimbus des Konzerns, eine machtvolle vierte Gewalt im Staate zu sein, in sich zusammengebrochen. Zum Vorschein kam, wie im „Zauberer von Oz“, ein eher kleines Männlein, das so gar nicht mehr zum Fürchten war. Da saß er nun, der einst mächtige Rupert Murdoch, am Dienstag voriger Woche, vor dem Kulturausschuss des Unterhauses, und jeder konnte ihm seine 80 Jahre deutlich ansehen.

Er sprach vom „demütigendsten Tag seines Lebens“, blieb ansonsten aber einsilbig und ließ seinen Sohn James reden, der schon zwei Tage später überführt wurde, nicht die ganze Wahrheit gesagt zu haben. Zur Schmach der Vernehmung durch Unterhausabgeordnete kam für den Konzernherrn auch noch der Hohn: Er musste sich von einem selbsternannten Komiker mit einem Pappteller voller Rasierschaum angreifen lassen, was er hilflos, fast bewegungslos hinnahm.

Gut sah in dieser Szene nur seine junge, aus China stammende dritte Ehefrau Wendi Deng aus. Die einstige Sportlerin sprang schneller auf als jeder andere im Saal, stürzte sich auf den Angreifer und versetzte ihm eine schallende Ohrfeige. Dann wischte sie ihrem Gatten den Schaum vom Jackett ab und nahm seinen Kopf zärtlich in ihre Arme.

Im Saal kam Mitleid auf – was das Ende sein könnte für einen Mann, der eher als gefürchteter Strippenzieher gelten wollte.

Doch über das wirkliche Ende des Konzernchefs wird nicht in London, sondern in New York entschieden, wo sich Mitglieder im Aufsichtsrat seines Unternehmens News Corp. Gedanken darüber machen, ob ein Murdoch, Vater oder Sohn, noch der angemessene Konzernchef sein könne.

Und vor allen Dingen machen sie sich Gedanken darüber, ob diese lästige britische Zeitungsklitsche, die einst die Keimzelle der Macht des Rupert Murdoch war, all den Ärger wert ist, den diese Blätter regelmäßig verursachen.

Für den Konzern wäre ein solcher Verlust leicht zu verschmerzen. 1980 haben Murdochs Zeitungen und Magazine noch 90 Prozent des Unternehmensgewinns erwirtschaftet. 2010 waren es gerade mal elf Prozent.

JULIA AMALIA HEYER, HANS HOYNG

* Täter (l.) überschüttet Murdoch (3. v. l.) mit Schaum; Ehefrau Wendi Deng (rosafarbener Blazer) springt auf und schlägt den Täter.

Rebellen bei Kawalisch, von der Nato zerbombter Panzer, erbeutetes Waffenlager der Gaddafi-Truppen in Gaa: *Eine motorisierte Horde, die*

LIBYEN

Im Wilden Westen

Die Rebellen haben die Nafusa-Berge an der tunesischen Grenze erobert und stehen 80 Kilometer vor Tripolis. Doch ihr Vormarsch ist erlahmt. Sichtbar werden nun Stammeskonflikte, die sich zum Bürgerkrieg ausweiten könnten. *Von Mathieu von Rohr*

Die entscheidende Front im Krieg gegen Muammar al-Gaddafi verläuft durch ein staubiges Nest namens Kawalisch: Eine Moschee, ein paar Dutzend Häuser und Erdhügel, hinter denen sich die Kämpfer der Rebellen verschanzen, das ist alles.

Es ist nicht auf den ersten Blick zu verstehen, warum an diesem gottverlassenen Ort schon mindestens 15 Rebellen ihr Leben ließen und warum in Kawalisch in zwei Wochen dreimal die Besatzer gewechselt haben.

Musbah Milad, ein Kämpfer aus Sintan, steht in der Mittagshitze auf dem Dach eines zweistöckigen Hauses. Er blickt über die Steppe und zeigt auf eine Baumreihe am anderen Ende der weiten Ebene. „Dort drüben steht er“, sagt er, „der verdammte Gaddafi.“ Durch sein Fernglas sind zwei im Baumschatten verborgene Trucks zu sehen, vielleicht sechs Kilometer entfernt. Manchmal feuern Gaddafis Leute eine schlecht gezielte Rakete ab, dann schießen die Rebellen zurück.

Das Schicksal des Diktators Muammar al-Gaddafi entscheidet sich in diesen Tagen und Wochen in winzigen Dörfern mit unaussprechlichen Namen in den Nafusa-Bergen im Westen Libyens. Es ist ein Landstrich, von dessen Existenz kaum jemand wusste, bevor im Februar die libysche Revolution begann.

Die Offensive der Rebellen ist in diesem hügeligen Hochland so weit vorangekommen wie nirgendwo sonst seit Ausbruch des Krieges. Im Osten des Landes stecken sie noch immer bei Brega fest, einer Stadt, die sie im Februar zum ersten Mal erobert hatten, nur um sie kurz darauf wieder zu verlieren. Sie liegt mehr als 600 Kilometer von Tripolis entfernt.

Im Westen hingegen haben die Rebellen fast die gesamte Bergkette eingenommen, sie haben einen wilden Staat gegründet, mit Zeitungen, einem Radiosender und einem Flugfeld. Er erstreckt sich von der tunesischen Grenze über 200 Kilometer nach Osten. Am nördlichen Ende der Hügelzüge stehen die Kämpfer nur 80 Kilometer vor der Hauptstadt.

Doch die wichtigste Front liegt hier, in Kawalisch. Wenn die Rebellen in den nächsten Ort vorstoßen sollten, 30 Kilometer entfernt, könnten sie Gaddafis wichtigsten Nachschubweg abschneiden, die Straße von Sabha nach Tripolis.

Die Rebellen sind allerdings seit Wochen nicht mehr vorangekommen. Sie eroberten Kawalisch Anfang Juli, verließen siegestrunken die Front, kehrten zurück in ihre Dörfer, vor Ort blieben ein paar 16-Jährige mit Kalaschnikows. Sie sollten die Stellung halten, aber sie hatten keine Chance, als Gaddafis Truppen am Mittwoch vorvergangener Woche angriffen.

Es folgte eine sechsstündige Schlacht, in der die Rebellen alle Kräfte mobilisierten, sie kamen angerast aus Sintan, aus Dschadu und Kikla, zurück an die Front, die sie so sträflich entblößt hatten. Am Ende eines blutigen Tages hatten sie Kawalisch wieder in ihrer Gewalt, trotz heftigen Raketenbeschusses, acht Männer starben. Es war ein seltsamer Kampf, und er zeigte, wie wenig Gaddafis Gegner auch im Westen von Gefechtsführung verstehen, eine motorisierte Horde, die nach vorn stürmt, wenn sie gebraucht wird, und sich dann zerstreut.

Seither haben die Rebellen nichts unternommen, um weiter nach Osten vorzudringen. In einer Woche beginnt der Fastenmonat Ramadan, dann dürfen sie tagsüber nichts mehr essen und nichts trinken, bei 45 Grad im Schatten. Manche sagen, sie hielten sich zurück, weil Gaddafis Kämpfer Tausende Minen in der weiten Steppe zurückgelassen haben, manche sagen, sie wollten die Gaddafi-treuen Zivilisten im nächsten Ort schonen.

Es gibt aber auch Anzeichen dafür, dass die Rebellen im Westen langsam an die Grenze ihrer Kräfte gelangen. Selbst ihre Militärführung in Sintan gibt zu, dass es keine Pläne gibt, von den Bergen in die Ebene zu stoßen und den Marsch auf Tripolis zu wagen. Sie warten auf eine Revolte in der Hauptstadt.

FOTOS: CAROLINE POIRON / LIGHTMEDIATION

nach vorn stürmt, wenn sie gebraucht wird, und sich dann zerstreut

Die Wahrheit ist, dass der Aufstand gegen Gaddafi jeden Tag mehr die Anzeichen eines Bürgerkriegs trägt. Zunächst sah es so aus, als ob die Libyer sich gemeinsam erhoben hätten gegen den Mann, der seit 42 Jahren den Staat lenkt. In den Nachbarländern Tunesien und Ägypten begann der Aufstand Mitte Februar mit Demonstrationen, doch dieser Diktator ließ sich nicht stürzen, sondern antwortete mit einem Krieg gegen die Zivilbevölkerung. Das war der Grund für den Einsatz der Nato.

In den Nafusa-Bergen zeigt sich, dass die Wirklichkeit komplizierter ist. Libyen ist kein Nationalstaat wie seine Nachbarländer, es ist eine Stammesgesellschaft, und das macht alles so schwierig.

Die Mehrheit der Libyer mag gegen Gaddafi sein, und doch gibt es immer noch bedeutende Stämme, deren Angehörige mehrheitlich zu ihm halten, darunter die Warfalla, die Tarhuna und Gaddafis eigener Stamm, die Gadadifa. Und auch wenn die Rebellen davon offiziell nichts wissen wollen, so ist dieser Krieg auch ein Krieg zwischen Stämmen.

Die Rebellen waren in den Bergen so erfolgreich, weil hier die meisten Stämme Gaddafi feindlich gesinnt sind. Sie haben in den vergangenen Monaten ihre traditionellen Gebiete freigekämpft, im Westen der Berge die Berber, die Ureinwohner des Landes, denen Gaddafi verbot, ihre Sprache zu sprechen. Im Osten sind die meisten Rebellen Araber, die zum großen Stamm der Sintan und ihren Verbündeten gehören.

Sintan ist ihr Hauptort, hier liegt das Zentrum der Rebellion im Westen, von hier stammen die meisten Kämpfer und die meisten Toten. Es ist eine Kleinstadt von vielleicht 25 000 Einwohnern, ein Gewirr von engen Straßen, an denen in diesen Tagen aus Tunesien geschmuggeltes Benzin in Kanistern angeboten wird, wo es aber kaum Brot zu kaufen gibt. Frauen sind keine zu sehen, dafür bärtige Männer, die Waffen zur Schau stellen und selbstgebastelte Kriegsfahrzeuge fahren. Hier lebt ein rauer, herzlicher Menschenschlag. Fremde werden mit Essen beschenkt, obwohl es knapp ist, und niemand würde für eine Unterkunft Miete verlangen.

In Sintan hat der Militärrat seinen Sitz, die nominelle Führung der Rebellenarmee im Westen. Vergangene Woche war hier Omar Hariri zu Besuch, der Militärkoordinator des Nationalen Übergangsrats. Aber viele Kämpfer aus Sintan nehmen von diesen Funktionären keine Befehle an, sie hören nur auf ihr eigenes Kommandozentrum.

Es ist Gaddafis Armee, die in diesem Krieg die großen Verbrechen begangen hat. Doch wer der Straße folgt, die sich 50 Kilometer von Sintan zur Front in Kawalisch erstreckt, sieht, dass auch die Rebellen sich nicht vorbildlich verhalten.

Mehrere Orte liegen vollkommen entvölkert da. Einer von ihnen ist Awanija, das einmal rund 15 000 Einwohner hatte, bis die Rebellen es eroberten. Die Geschäfte, die an der Überlandstraße liegen, sind restlos geplündert und vermüllt, oft fehlen selbst die Regale, und wenn man tiefer in den Ort hineinfährt, zeigt sich, dass auch die Wohnhäuser leergeräumt und schwer verwüstet sind, manche wurden in Brand gesetzt. Die nächsten Ortschaften sehen ähnlich aus, selbst Tage nach der Eroberung stehen neue Häuser in Flammen, und Lieferwagen transportieren ab, was bei den ersten Plünderungen vergessen wurde: Säcke mit Weizen, Lebensmittel, Schafe.

An einem leergeräumten Supermarkt in Awanija steht eine Parole, in der „Maschaschija-Verräter“ beschimpft werden. Die Maschaschija sind der Stamm, der Awanija und zwei weitere umliegende Ortschaften bewohnte. Er hält mehrheitlich zu Gaddafi, wie auch die Bewohner der übrigen entvölkerten Orte an der Straße zwischen Sintan und der Front.

Human Rights Watch hat in einem Bericht die Rebellen wegen der Plünderungen und Brandstiftungen scharf kritisiert. Ein Sprecher des westlibyschen Militärrats gibt im Gespräch zu, dass es vereinzelt zu solchen Vorfällen gekommen sei. Doch die Rebellen hätten nur Häuser angezündet, in denen sich Gaddafis Truppen eingenistet hätten.

Wenn jemand Nachforschungen betreibt, reagieren die Rebellen aggressiv, ein SPIEGEL-Team wurde in Awanija festgesetzt, zum Kommandoposten eskortiert und verhört.

Wer die Probleme zwischen den Maschaschija und den Sintan verstehen will, sollte den Ältestenrat von Sintan besuchen, einen Kreis von mehr als einem Dutzend alten Männern in weißen Kutten. Sie halten ihre Sitzungen in einem Verwaltungsgebäude im Stadtzentrum ab.

Das Land, das die Maschaschija bewohnten und auf dem sie ihre Häuser errichteten, sagen sie, gehöre ihnen nicht. Es sei Land, das sie anderen Stämmen gestohlen hätten, den Sintan, den Chuleifa, den Kikla. Sie seien Schafhirten,

das besage schon ihr Name, er bedeute „Geher“. Sie hätten nie Land besessen, und seien auch nicht von hier, sie stammten aus dem Süden Libyens.

Es sei Gaddafi gewesen, der ihnen dieses Land in ihrer Nachbarschaft in den siebziger Jahren gegeben habe, und deswegen hielten die Maschaschija zu ihm. Sie sagen, Gaddafi habe Zwist gesät in ihren Tälern, um die Stämme gegeneinander auszuspielen und seine eigene Macht zu sichern.

Die Männer sprechen von alten Besitzurkunden aus italienischer Zeit, die beweisen sollen, welchen alteingesessenen Stämmen das Land gehöre, sie reden von Karten der französischen Kolonialherren in Algerien, die das weite Stammesgebiet der Sintan zeigten und auf denen von Maschaschija keine Rede sei.

„Wir kannten schon früher die Tricks der Maschaschija“, sagt einer. „Manchmal sind sie in leerstehende Häuser eingezogen, in der Nähe errichteten sie Grabsteine und behaupteten, hier lägen ihre Vorväter. Zur Zeit der Kolonie haben sie für die Italiener als Spitzel gearbeitet.“

In Sintan heißt es, die Maschaschija hätten von Gaddafi profitiert, während Sintan unter Vernachlässigung gelitten habe. Ihre Feindschaft schlummerte jahrzehntelang im Verborgenen. Man heiratete nicht untereinander, man ging sich aus dem Weg, und manchmal kämpfte man vor Gericht um Land. Doch dann brach die Revolte aus, und die Maschaschija bekannten sich zu Gaddafi.

Die Ältesten von Sintan berichten, sie hätten verhandelt mit den Ältesten der Maschaschija, dreimal seit April, und diese hätten eingewilligt, neutral zu bleiben. Doch Gaddafis Soldaten hätten Awanija als Basis für ihre Panzer benutzt und die Zivilbevölkerung Sintans und der umliegenden Dörfer monatelang von dort mit Grad-Raketen beschossen. Seither führen die Stämme gegeneinander Krieg.

Die Maschaschija dürften nur zurückkehren, wenn sie beweisen könnten, dass das Land ihnen gehöre, sagen die Ältesten von Sintan, aber das könnten sie nicht. Wenn man die Kämpfer fragt, sind viele noch eindeutiger: Wir mögen sie nicht, heißt es, „sie sollen verschwinden“.

Es gibt auf dieser Seite der Front keine Angehörigen dieses Stammes mehr, die man zu alldem befragen könnte. Die einzigen Maschaschija, mit denen man sprechen kann, sitzen im Gefängnis von Sintan. Einer gibt zu, dass die meisten seines Stamms für Gaddafi seien, der andere bestreitet es. Keiner von beiden will für Gaddafi gekämpft haben. Sie sagen, sie seien nur wegen ihrer Stammeszugehörigkeit im Gefängnis.

Die Militärführung der Westrebellen spricht trotzdem noch vom gemeinsamen Kampf aller Libyer gegen Gaddafi, sie will den Aufstand nicht als Stammesangelegenheit erscheinen lassen. Und sicherlich sind diese Streitigkeiten auch nicht der Grund für die Rebellion. Es reicht, sich die ungleiche Verteilung des Ölreichtums im Land anzusehen, die Perspektivlosigkeit der Jugend, die Vetternwirtschaft und die Repression des Regimes, um zu verstehen, warum es dazu kam.

Aber das Stammeswesen ist einer der wichtigsten Gründe, warum Gaddafi sich immer noch an der Macht hält. Gaddafi verstand es, die Stämme gegeneinander auszuspielen, und viele haben von ihm profitiert. Deswegen ist die Gefahr eines Bürgerkriegs so groß.

Es finden große Wanderungsbewegungen statt seit dem Beginn des Aufstands. Tausende junge Männer sind in die Berge zurückgekommen aus dem Rest Libyens, aus der ganzen Welt, um in diesen staubigen Hügeln für ihre Stämme zu kämpfen und gegen Gaddafi. Viele Kämpfer, die für die Sintan in die Schlacht ziehen, wollen sich nicht fotografieren lassen, weil sie aus Tripolis gekommen sind und ihre Familien sich noch dort befinden.

Ein 22-Jähriger namens Ahmed Hanna erzählt, dass er auf einem Öltanker arbeitete und sich in Frankreich an Land befand, als der Krieg ausbrach. Er kehrte ebenso heim wie Hani Mahluf, ein 29-jähriger Berber, der bis vor kurzem in Kuala Lumpur an einer Doktorarbeit über Überschallflugzeuge saß. Er habe nicht dort bleiben können, sagt er, sein Platz sei hier, an der Front in Kawalisch.

Hani kann in einem erschütternd einfachen Satz erklären, was sich in den Bergen abspiele: „Dies ist ein Krieg, der gefochten wird zwischen den Stämmen, die ursprünglich von hier sind, und den Leuten, die erst vor 50 oder 60 Jahren kamen.“

Die Rebellen erzählen, dass auch für Gaddafi längst nicht mehr nur Söldner und Soldaten kämpfen, sondern mehr und mehr Freiwillige. Es sind keine Heere, die sich in den Bergen gegenüberstehen. In der großen Schlacht um Kawalisch in der vorvergangenen Woche kämpften nicht viel mehr als tausend Mann auf der Seite der Rebellen, die Truppen Gaddafis dürften kaum zahlreicher sein.

Mit so einer kleinen Armee ist es unmöglich, größere Gebiete einzunehmen und zu halten, wohl deswegen rücken die Rebellen nicht weiter vor in Kawalisch. Die Bewohner der folgenden Dörfer gelten als Gaddafi-treu, von ihnen können sie keine Hilfe erwarten.

Am nördlichsten Punkt der Front, einem Zementwerk vor der Stadt Bir al-Ghanam an der Nordflanke der Berge, 80 Kilometer vor Tripolis, sind in der vergangenen Woche nur ein paar Dutzend Kämpfer zu sehen. Sie haben sich im Berg eingegraben, am Vortag sind sie angegriffen worden, sie haben stundenlang gekämpft, aber ihre Positionen gehalten.

Ein Kämpfer, der Mohammed heißt, ein 21-Jähriger, der Informatik studierte, bevor er zum Scharfschützen wurde, sagt, Gaddafi habe dort unten nur 300 Soldaten stationiert. Er deutet auf das Dorf, auf eine Mauer. „Dort sitzen sie“, sagt er, „ich kann sie mit bloßem Auge sehen. Wahrscheinlich rauchen sie.“

Er sagt, dass sie manchmal Raketen hinunterfeuerten, einfach nur, weil sie gelangweilt seien, und er beschließt, es vorzumachen. Als Abschussrampe benutzen sie den Fuß eines Heimtrainers, sie richten die Rakete aus und verbinden das Zündkabel mit einer Autobatterie. Nichts passiert. Sie probieren es zweimal, dreimal, viermal, vergebens.

Erschöpft von der Hitze, setzen sie sich wieder in den Schatten hinter dem großen Fels. Sie warten.

MARCEL METTELSIEFEN / DER SPIEGEL

Kämpfer am Grab eines gefallenen Verwandten in Sintan: *„Sie sollen verschwinden“*

„Und was wird nach Gaddafi?“

Der ehemalige russische Ministerpräsident, Außenminister und Spionagechef Jewgenij Primakow, 81, über seine Begegnungen mit Arabiens Diktatoren und Moskaus Zorn auf die Nato

Gaddafi-Anhänger in Tripolis

JOBARD / SIPA PRESS

SPIEGEL: Jewgenij Maximowitsch, welches arabische Land macht Ihnen zurzeit die größten Sorgen?

Primakow: Libyen. Der Versuch der westlichen Koalition, das Gaddafi-Regime wegzubomben, ist nicht durch die Uno-Resolution 1973 gedeckt – und strategisch nicht durchdacht. Es ist höchste Zeit, dass wir die libysche Krise politisch lösen.

SPIEGEL: Vorige Woche hat Russlands Außenminister Sergej Lawrow den libyschen Außenminister empfangen, selbst die Franzosen und die Amerikaner reden inzwischen mit Vertretern des Gaddafi-Regimes.

Primakow: Die Nato steckt in einer Sackgasse. Keiner scheint sich die wirklich wichtigen Fragen zu stellen: Wohin führt dieser Krieg? Und was wird nach Gaddafi? Haben wir wirklich schon vergessen, was im Irak passiert ist? Acht Jahre Chaos! Jeden Tag Bombenanschläge, jeden Tag Tote! Ist das etwa Stabilität?

SPIEGEL: Sie haben Gaddafi mehrmals getroffen. Soll er denn geschont werden?

Primakow: Ich bin weit davon entfernt, ihn zu idealisieren. Als Gaddafi vor über vier Jahrzehnten König Idris I. stürzte, wandte er sich an Ägyptens Präsident Gamal Abd al-Nasser. Gaddafi dachte, wenn er nur genug Geld biete, könne ihm Nasser aus der Sowjetunion eine Atombombe besorgen. Gaddafi hatte die Mentalität eines Beduinen.

SPIEGEL: Und heute?

Primakow: Er ist älter und erfahrener, aber Libyen ist nach wie vor eine Diktatur. Sie wird allerdings von einem Teil der Bevölkerung unterstützt. Es gibt Menschen, die sich als Schutzschilde an Orte begeben, an denen sich Gaddafi aufhält. Das tun sie freiwillig.

SPIEGEL: Welche Lösung der Libyen-Krise schlagen Sie vor?

Primakow: Die Entscheidung, ihn vor den Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag stellen zu wollen, steht einer Vermittlungsmission jedenfalls im Wege. Russland möchte nicht, dass Libyen im Chaos versinkt. Der einzige Ausweg ist eine Annäherung der Konfliktparteien.

SPIEGEL: Wie kann Russlands Vermittlung zum Erfolg führen?

Primakow: Indem wir gleichen Abstand zu beiden Seiten halten. Die Nato unterstützt faktisch eine der Seiten in diesem Bürgerkrieg. Unter diesen Umständen ist es schwierig zu vermitteln.

YEVGENY KONDAKOV / DER SPIEGEL

Nahost-Kenner Primakow
„Die Nato steckt in einer Sackgasse“

SPIEGEL: Premier Wladimir Putin hat die Resolution zu Libyen als einen „Aufruf zum Kreuzzug“ kritisiert, Präsident Dimitrij Medwedew diese Wortwahl kurz darauf als „unzulässig“ zurückgewiesen. Spricht Moskau überhaupt mit einer Stimme?

Primakow: Putin wollte kein Veto gegen die Uno-Resolution. Und auch Medwedew hat festgestellt, dass die Nato-Angriffe nicht durch die Resolution gedeckt sind. Die beiden haben eine Position, die Unterschiede sind minimal.

SPIEGEL: Finden Sie, Russland hätte ein Veto gegen die Uno-Resolution einlegen sollen?

Primakow: Nein. Hätten die Angriffe der libyschen Truppen noch zwei, drei Tage angehalten, hätte Gaddafi Bengasi eingenommen. Es wäre zu einem Blutbad gekommen. Allerdings ist die Resolution 1973 viel zu schwammig geraten. Eine Flugverbotszone bedeutet, Gaddafis Luftwaffe und Luftabwehr auszuschalten. Die Nato aber bombardiert Truppen, Ölanlagen, Gaddafis Paläste, sogar Zivilisten. Wo bitte steht, dass das erlaubt ist?

SPIEGEL: Was empfanden Sie, als Deutschland sich zusammen mit Russland und China bei der Abstimmung über die Libyen-Resolution enthalten hat?

Primakow: Ich habe mich sehr gefreut. Deutschland hat die Situation und die Gefahren realistisch eingeschätzt.

SPIEGEL: Deuten Sie Berlins Enthaltung als eine Abkehr vom Westen?

Primakow: Ich bin Realist. Die Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika sind intakt. Denken Sie doch bitte nicht, dass wir Russen schon Beifall klatschen, wenn Deutschland einmal nicht mit Amerika stimmt. Das wäre primitiv.

SPIEGEL: Aber von der Nahost-Politik der Nato halten Sie trotzdem nichts.

Primakow: Ich sehe einen explosiven Trend: Die Nato will die Uno ersetzen. Ich war immer dafür, dass die Vereinten Nationen Friedensmissionen an regionale Bündnisse delegieren können. Die Nato aber handelt oft selbständig und weltweit.

SPIEGEL: Wie unterscheidet sich denn die russische Nahost-Politik von der des Westens?

Primakow: Vor allem sind wir überzeugt, dass es unmöglich ist, souveränen Staaten Entscheidungen aufzuzwingen. Auch uns gefällt nicht alles, was im Nahen Osten passiert. Wir denken aber nicht, dass Bomben die Probleme lösen. Wir verstehen den Nahen Osten besser als viele westliche Länder, wir wissen, wie wichtig es ist, Geschichte, Mentalität und Traditionen zu berücksichtigen. Ich denke nicht, dass in den Ländern des arabischen Frühlings Demokratie nach europäischem Vorbild möglich ist.

SPIEGEL: Meinen Sie, eine „gelenkte Demokratie“ nach russischem Vorbild funktioniere im Nahen Osten besser?

Primakow: Ich bin generell gegen irgendwelche Empfehlungen. Die arabischen Länder sollen selbst entscheiden, wie sie regiert werden sollen.

SPIEGEL: Haben Sie die Welle der arabischen Volksaufstände vorausgesehen?

GAIA ANDERSON / AP

Versorgungsflieger für Rebellen in Westlibyen: *„Explosiver Trend“*

Primakow: Nein. Wir dachten wie der Westen, dass der Sturz der autoritären nachkolonialen Regime nur durch islamistische Bewegungen erfolgen könne. Jetzt sehen wir, dass es auch andere Kräfte gibt. Wir haben den Einfluss von Globalisierung und Modernisierung unterschätzt, vor allem die Macht des Fernsehens und des Internets. Im Übrigen wird die Krise im Nahen Osten generell vereinfacht dargestellt.

SPIEGEL: Was meinen Sie damit?

Primakow: Ich beobachte eine gleichzeitige Übertreibung und Einseitigkeit in der Berichterstattung. Haben Sie etwa Bilder gesehen, bei CNN oder al-Dschasira, die belegen, dass Gaddafi tatsächlich Völkermord begeht? Auf beiden Seiten gibt es Grausamkeiten, doch es wird vielfach nicht ausgewogen geurteilt.

SPIEGEL: Mit welchem Recht kritisiert Russland die Hegemonialpolitik Amerikas? Amerika mag eine Marinebasis in Bahrain haben – aber der Kreml hat einen Flottenstützpunkt in Syrien.

Primakow: Da gibt es einen feinen Unterschied. Als 2000 Saudi-Araber und Polizisten aus den Vereinigten Emiraten nach Bahrain marschierten, um die Unruhen niederzuschlagen, war das nicht ohne Amerikas Segen möglich. Russland würde keinesfalls eine Intervention in Syrien unterstützen.

SPIEGEL: Aber auch Sie wollen dort den Status quo verteidigen.

Primakow: Ich hoffe, dass wir nach den Erfahrungen mit der Libyen-Resolution alle klüger geworden sind. Niemand im Westen scheint sich ernsthaft damit zu befassen, wer eigentlich Assads Gegner sind. Sicher gibt es unter ihnen echte Demokraten, aber es gibt auch Islamisten und Qaida-Leute. Es ist schwer zu sagen, wer in der Mehrzahl ist. Die Muslimbruderschaft in Syrien ist anders als die in Ägypten. In Ägypten nehmen die Muslimbrüder jetzt sogar Christen in ihre Partei auf.

SPIEGEL: 2007 haben Sie Assad noch einen „Mann von tiefer strategischer Vision“ genannt. Sehen Sie das heute genauso?

Primakow: Er ist berechenbar. Seien wir ehrlich: Es geht dem Westen doch nicht in erster Linie um Demokratie. Den Westen stört Syriens Nähe zu Iran. Ich habe Assads Vater Hafis oft getroffen. Eines, hat er mir einmal gesagt, wolle er auf jeden Fall vermeiden: den Israelis allein gegenüberzustehen. Syrien hält sich wegen des israelisch-palästinensischen Konflikts an Iran.

SPIEGEL: Amerika und der Westen insgesamt sehen die Stabilität der Golfregion und insbesondere Saudi-Arabiens als unabdingbar an. Stimmen Sie dem zu?

Primakow: Niemand wünscht sich ein instabiles Saudi-Arabien – weder wir noch König Abdullah, der nach Beginn der Revolutionen in Tunesien und Ägypten schnell 36 Milliarden Dollar an Sozialleistungen verteilte. Wenn er jetzt noch erlaubt, dass Frauen Auto fahren, dann haben wir dort bald die schönste Demokratie. *(Lacht.)*

SPIEGEL: Der militante Islam, der Dschihadismus, ist unter Autokraten wie Nasser, Assad und Saddam Hussein gewachsen – allesamt Männer, welche die Sowjetunion unterstützte. Wie groß ist Moskaus Schuld an der heutigen Situation in der arabischen Welt?

Primakow: Der Westen seinerseits hat die Autokraten in Tunesien und Ägypten unterstützt. Wie groß ist also die Schuld des Westens?

SPIEGEL: Sie sagen, beide sind schuld?

Primakow: Auch das würde ich nicht sagen. Ich war einer der Ersten, die sich gegen Stimmen in Russland wandten, wonach der Westen hinter den Umstürzen stecke. Die Amerikaner waren geschockt, Mubarak war schließlich ihr Partner im Kampf gegen den Terrorismus.

SPIEGEL: Ist die Zeit der autoritären Führer im Nahen Osten endgültig vorbei?

Primakow: Nein. Ich rechne mit Regierungen, die demokratischer als früher sind, die aber dennoch autoritäre Züge tragen.

SPIEGEL: Hillary Clinton behauptet, die Führung in Peking fürchte sich vor einem Überschwappen der arabischen Revolutionen auf China. Hat auch der Kreml Angst vor dem Zorn von Russlands Jugend?

Primakow: Wir haben unsere eigenen Widersprüche. Aber die arabischen Ereignisse haben keinen Einfluss auf die innere Entwicklung Russlands. Ich habe Respekt vor Hillary, stimme aber mit ihrer Einschätzung der Lage in China nicht überein.

SPIEGEL: Jahrzehntelang war der Nahe Osten Schauplatz des Kalten Krieges. Wird nun China dort Russlands Rolle als Gegenspieler Amerikas übernehmen?

Primakow: Geschichte wiederholt sich nicht, und derartige Nullsummenspiele gehören der Vergangenheit an. Es gibt keine Supermächte mehr.

SPIEGEL: Auch China wird also keine Supermacht werden?

Primakow: Sicher nicht. China wird wachsen und hat großen Ehrgeiz. Es ist jetzt schon die zweitgrößte Volkswirtschaft. Wir haben es aber heute mit einer multipolaren Welt zu tun, mit schwierigen Beziehungen zwischen den einzelnen Polen.

SPIEGEL: Welche Rolle wird Russland spielen?

Primakow: Wir werden ein Pol neben anderen sein. Und unsere Stärke wird entscheidend davon abhängen, ob wir es schaffen, unsere Wirtschaft zu modernisieren.

Interview: Matthias Schepp, Bernhard Zand

DPA

Präsident Humala mit Frau und Kindern
Hilfe auch in schwierigen Zeiten

PERU

Eine schrecklich nette Familie

Der Ex-Offizier Ollanta Humala übernimmt diese Woche das Präsidentenamt. Und hat schon mal jede Menge Ärger mit Verwandten.

Der Besucher aus dem fernen Lateinamerika war politisch ein unbeschriebenes Blatt, er bekleidete kein öffentliches Amt, in Diplomatenkreisen hatte man nie von ihm gehört. Dennoch wurde er in Moskau hofiert wie ein Regierungsvertreter auf Staatsbesuch: Der Mann aus Peru wurde vom Außenminister empfangen, er machte Geschäfte mit der Fischereibehörde, informierte sich im Verteidigungsministerium über neueste Waffensysteme und traf Spitzenmanager des staatlichen Gazprom-Konzerns.

Die Russen hofften offenbar, dass sich die Vorzugsbehandlung ihres Gastes positiv auf das Geschäftsklima zwischen Moskau und Lima auswirken werde: Alexis Humala ist der jüngste Bruder des neu gewählten Präsidenten Ollanta Humala, 48, der kommenden Donnerstag sein Amt antritt. Er sei in dessen Auftrag unterwegs, hatte Alexis seinen Gastgebern versichert, als er Anfang Juli in Moskau eintraf.

Familie, Politik und Geschäft sind in Lateinamerika schon immer eine fruchtbare Verbindung eingegangen. Politiker trauen ihrem Clan zumeist mehr als Parteien und Verbündeten, denn die Sippe hilft auch in schwierigen Zeiten. Wenn der Aufstieg zur Macht gelingt, wollen die lieben Verwandten allerdings auch versorgt werden. Dann drängen Kinder, Geschwister oder nahe Angehörige an die Töpfe.

In Paraguay soll Präsident Fernando Lugo rund einem Dutzend Verwandten zu Jobs in der öffentlichen Verwaltung verholfen haben, in Brasilien beteiligte sich ein Sohn von Ex-Präsident Lula offenbar an obskuren Geschäften mit einer Telefongesellschaft.

Auch wenn es um die Nachfolge geht, stehen die Verwandten gern bereit: In Argentinien tritt die Witwe des ehemaligen Staatschefs Néstor Kirchner, Cristina, im Oktober zur Wiederwahl an, und in Peru kandidierte neben Humala die Tochter des inhaftierten Ex-Präsidenten Alberto Fujimori.

Wo die Verfassung die politische Erbfolge verbietet, wird manipuliert und getrickst: In Guatemala ließ sich das Präsidentenehepaar pro forma scheiden, damit die First Lady kandidieren kann. Und im nahen Nicaragua darf Rosario Murillo, die Ehefrau von Staatschef Daniel Ortega, sogar ohne Amt mitregieren.

Auch Altrevolutionär Fidel Castro vertraut allein der Familie, wenn es um seine Nachfolge geht: Seit seiner Darmoperation vor fünf Jahren lässt er Bruder Raúl die Regierungsgeschäfte Kubas führen. Und sollte Venezuelas Caudillo Hugo Chávez wegen seiner Krebserkrankung eines Tages zurücktreten müssen, steht auch da ein Bruder bereit: Adán Chávez.

Aber dass der Anverwandte eines gewählten Präsidenten schon vor dessen Amtsübernahme im Ausland vorstellig wird, ist selbst für lateinamerikanische Verhältnisse ungewöhnlich. Er sei einer Einladung des russischen Botschafters gefolgt, rechtfertigte sich Alexis Humala.

Der künftige Staatschef ließ verlauten, er habe von der Reise seines Bruders nichts gewusst: „Seiner Familie kann man als Präsident nicht entkommen“, klagte Ollanta Humala. Überraschend ist dabei nur, dass sein jüngster Bruder die Party zur Amtseinführung verdirbt – normalerweise hat Ollanta Humala Probleme mit anderen Mitgliedern seiner großen Sippe.

Vor allem Patriarch Isaac, der Vater der Brüder, mischt sich gern ein. Der Alte machte in Peru als Begründer des „Ethno-Cacerismus“ von sich reden, einer kruden ideologischen Melange aus Inka-Verehrung und militantem Nationalismus. Anhänger dieser Richtung berufen sich auf einen ehemaligen Präsidenten, der im 19. Jahrhundert einen Aufstand gegen die chilenischen Besatzer anführte.

Humala senior versteht den Wahlsieg seines Sohnes als Triumph der „Kupferhäutigen“, wie er die Nachfahren der Inka nennt. Die seien „den Gelben, Weißen und Schwarzen an Intelligenz überlegen“, erklärte er in einem TV-Interview. Ein weiterer Sohn, Antauro, nahm sich die Ideen des Papas zu Herzen: Er führte vor sechs Jahren einen Putschversuch der „Ethno-Caceristen“ gegen den damaligen Präsidenten Alejandro Toledo an, seither sitzt er im Gefängnis.

Von seiner Zelle aus gibt er nun seinem Bruder Tipps für die Regierungsbildung: Ollanta solle Vater Isaac als „Berater“ beschäftigen, schrieb er in einem Brief.

Der neue Präsident ist jedoch schon vor Jahren auf Distanz zur Familie gegangen: Mit dem „ideologischen Grabenkampf“ seines Bruders habe er nichts zu tun, beteuerte er gegenüber dem SPIEGEL, als er vor fünf Jahren zum ersten Mal kandidierte. Allerdings macht der frühere Oberstleutnant keinen Hehl aus seiner Verehrung für linke Caudillos. Bei Fidel Castro in Havanna war er vergangene Woche zum Mittagessen; Hugo Chávez ließ sich telefonisch aus seinem Krankenzimmer zuschalten.

Dennoch steht Peru wohl kein Umbruch à la Venezuela ins Haus: Im Wahlkampf griff Humala auf Beraterhilfe von Brasiliens Ex-Präsident Lula zurück. Die Schlüsselpositionen im Kabinett hat er mit gemäßigten Linken besetzt, für die Wirtschaftspolitik sind ausgewiesene Marktwirtschaftler zuständig. Auch der konservative Literaturnobelpreisträger Mario Vargas Llosa unterstützte Humala vor der Wahl.

Selbst seine wichtigste Beraterin hat den Kurswechsel offenbar abgesegnet: Gattin Nadine Heredia. Die charmante Politikwissenschaftlerin, die an der Sorbonne studierte, besitzt mehr Einfluss auf den Präsidenten als Vater Isaac und all seine Brüder zusammen. Beobachter sehen in ihr die eigentliche starke Figur im Regierungspalast – und in fünf Jahren, wenn Gatte Ollanta nicht wieder antreten darf, eine mögliche Nachfolgerin.

JENS GLÜSING

Tagebücher aus Teheran: Im Sommer 2009 demonstrierten Millionen Iraner für Demokratie und Meinungsfreiheit. Der Aufstand der „Grünen Bewegung“ um die Oppositionsführer Hossein Mussawi und Mahdi Karrubi kostete über 70 Menschen das Leben. Zwei Jahre danach scheint die Führung, trotz aller Machtkämpfe, gestärkt, die Opposition zerschlagen. Vier Iraner, mit denen der SPIEGEL schon länger in Verbindung steht, haben ihre Sorgen und Hoffnungen während der letzten Juni-Woche notiert. Die Aufzeichnungen liefern ein Bild vom Leben in der Islamischen Republik.

Der Ingenieur Massih Talebian, 60, betreibt mit Partnern eine Firma, die sich auf Qualitätskontrolle in der Gas- und Erdölbranche spezialisiert hat, und kämpft mit dem Embargo, das der Weltsicherheitsrat wegen des iranischen Atomprogramms verhängt hat. Der studierte Elektrotechniker lebt mit seiner Frau Parwin und drei erwachsenen Söhnen im wohlhabenden Norden der Hauptstadt, die Tochter ist verheiratet und hat das Haus verlassen.

Die Sozialhelferin Ghazaleh Zarea, 34, hat Informationstechnologie studiert und lebt seit dem Verlust ihrer festen Anstellung von wissenschaftlichen Aushilfsjobs. Sie wohnt im Osten Teherans in einer Einzimmerwohnung, arbeitet an einem Drehbuch und engagiert sich als Vorsitzende eines privaten Hilfsvereins für drogenabhängige Frauen.

Die Künstlerin Samaneh Ahmadian, 22, wuchs in den USA auf und zog vor 13 Jahren mit ihren Eltern nach Teheran. Die Tanz- und Choreografiestudentin kennt Europa aus vielen Besuchen, hat sich

Verschleierte Frauen in Iran

IRAN

„Wir trinken auf die Freiheit“

+++ Freitag, 24. Juni 2011 +++
Drei Kommandeure der Pasdaran, der Revolutionswächter, werden von der Europäischen Union mit Reiseverboten belegt, da sie im dringenden Verdacht stehen, dem syrischen Diktator Baschar al-Assad bei der Unterdrückung der Aufstände gegen sein Regime zu helfen. Die Verhaftung der Fotojournalistin Maryam Majd wird bekannt, die eine Woche zuvor für Bilder von der Frauenfußball-Weltmeisterschaft nach Deutschland fliegen wollte.

Massih Talebian, der Ingenieur. An unseren Feiertagen bin meistens ich für das Essen zuständig. Deshalb wird heute gegrillt. Wir sind eine große Familie, da kosten mich Lamm- und Hähnchenfleisch allein fast 500 000 Rial, also 31 Euro. Beim Essen reden wir vor allem darüber, was alles teurer wird.

Der Staat hat die Subventionen gestrichen, nur die Bedürftigen bekommen als Ausgleich jeden Monat Bargeld. Zuerst war meine neue Erdgasrechnung zehnmal höher ausgefallen. Die nächste war dann noch einmal doppelt so hoch wie die erste. Im Moment zahle ich jeden Monat 1,5 Millionen Rial, umgerechnet knapp 100 Euro.

Mein Schwiegersohn erzählt von seinem Vater, der Lehrer ist: Er bekomme genug Unterstützung, um die höheren Rechnungen auszugleichen. Außerdem finde sein Vater es gut, dass uns die Preise zwingen, über einen sorgsameren Umgang mit der Energie nachzudenken. Stimmt, wir Iraner sind große Verschwender.

aber bewusst für ein Leben in Iran entschieden.

Der Aktivist Kouhyar Goudarzi, 25, kämpft seit seinen Tagen als Student der Luftfahrttechnik für Bürgerrechte und zahlte dafür mit einer einjährigen Gefängnisstrafe. Seit er wegen Kritik an der Regierung von der renommierten Scharif-Universität verwiesen wurde, schlägt er sich mit Übersetzungsarbeiten durch. Er wohnt bei seinen Eltern im Zentrum Teherans – bis zur nächsten Verhaftung, mit der er rechnet.

ABACA / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Samaneh Ahmadian, die Künstlerin. Ich wache sehr spät auf. Es ist schon weit nach Mittag. Wie schön, ich weiß sowieso nicht, was ich an so einem Tag machen soll. Ich gehe hinaus, um mir in einem Restaurant einen Eintopf zu bestellen, danach fahre ich ins Café. Ich leiste mir eine Sammeltaxe.

Noch kann mich mein Vater mit Geld unterstützen. Er zahlt mir vier Millionen Rial im Monat, umgerechnet 250 Euro. Das ist viel Geld, aber zu wenig, so teuer, wie hier alles geworden ist. Er hat in den USA studiert, ich bin dort geboren und habe meine ersten Jahre in Mississippi verbracht. Mein Vater hat dort als Ingenieur gearbeitet. Er bekam ein Angebot von der US-Raumfahrtbehörde Nasa. Aber er wollte lieber sein Land mit aufbauen. So sind meine Eltern 1998 zurückgekehrt, und ich bin mit ihnen nach Teheran gekommen. Mein Vater war Hochschullehrer. Später hatte er eine eigene Firma und war sehr erfolgreich. Jetzt geht es ihm finanziell nicht mehr gut.

Abends surfe ich lange im Internet, sehe mir die Web-Seiten von Tanzschulen in New York an. Mit meinem Unterricht hier bin ich aber überhaupt nicht zufrieden. Die meisten Hochschullehrer haben keine Ahnung, aber sie zeigen uns Studenten deutlich, dass sie uns für Esel halten. Die einzige Professorin, die ich wirklich bewundere und verehre, verlässt das Land.

Kouhyar Goudarzi, der Aktivist. Heute Morgen fühle ich mich sehr matt, es ist der zweite Tag meines Hungerstreiks. Es ist eine Solidaritätsaktion mit den Freunden im Gefängnis. Es reicht schon, deutlich Kritik zu üben oder auf Demonstrationen zu gehen, um hinter Gitter zu kommen. Ich selbst bin seit sieben Monaten wieder draußen, aber mit einem Bein steht man hier immer im Gefängnis, wenn man sich für die Menschenrechte einsetzt und politisch betätigt.

Ich muss zu Freunden. Auf den Straßen ist wenig los, die meisten Menschen machen kein frohes Gesicht. Es ist heiß in diesen Tagen, die Frauen und Männer kleiden sich luftiger. Mehr noch als sonst werden sie von den Sittenwächtern belästigt.

Wir bereden das Schicksal unseres Freundes Hoda Saber, der im Gefängnis gestorben ist. Offiziell heißt es: an Herzversagen infolge seines Hungerstreiks. Ich habe mit ihm in einem Block gesessen. Hoda war ein guter Mensch.

Ghazaleh Zarea, die Sozialhelferin. Es war richtig, zu meinen Eltern nach Chorramabad in den Westen des Landes zu fahren. Die Luft hier ist besser, ich fühle mich freier. In Teheran habe ich Angst, ohne Tschador durch die Straßen zu gehen. Die Sittenwächter sind strenger geworden. Auch mich haben sie in der Hauptstadt schon angesprochen, weil ich ohne den dunklen Umhang angeblich unzüchtig gekleidet war.

Hier draußen kann ich Freundinnen besuchen und über früher reden. Es ist schöner, über alte Zeiten zu reden als über die Gegenwart, die so schmerzvoll ist. Vor der Präsidentenwahl war ich für Mussawi aktiv, habe ein Wahlkampfzentrum geleitet. Jetzt bin ich nicht mehr dabei. Was spielt sich in den Köpfen unserer Politiker ab? Warum ruft Oppositionsführer Karrubi die Leute auf, sich zu erheben? Geht es ihm um die Menschen? Oder geht es ihm um die eigene Macht? Ich hasse Gewalt, egal, wo auf der Welt. Mein Vorbild ist Mahatma Gandhi. Auch der frühere Staatspräsident Mohammed Chatami hat mich mit seiner Besonnenheit beeindruckt.

Ich würde meine Gedanken gern veröffentlichen, um zu sehen, wie andere darüber denken. Aber wir haben kaum noch Zeitschriften, die kritische Überlegungen drucken.

+++ Samstag, 25. Juni 2011 +++

Die Regierung inszeniert einen Anti-Terror-Gipfel in Teheran, an dem auch die Präsidenten Afghanistans, Pakistans, des Irak und des Sudan teilnehmen. Iran wirft den USA vor, durch ihre Militärpräsenz die Sicherheitslage in der Region zu verschlechtern.

Ghazaleh Zarea, die Sozialhelferin. Ich fahre zur Universität von Chorramabad. Ich werde dort eine Prüfung beaufsichtigen, obwohl ich es nicht mag, die Aufseherin zu spielen. Aber ich tue einer Freundin einen Gefallen und kann das Geld gut brauchen. Viele Menschen werden in solchen Positionen anmaßend und erniedrigen andere. Aber egal, ob es um eine kleine Gruppe oder um ein ganzes Volk

Samaneh Ahmadian

ASLON ARFA / DER SPIEGEL

geht: Es gehören immer zwei Seiten dazu. Wenn sich unsere Jugend mehr Mühe geben würde, hätten wir mehr Experten. Das wäre gut für unser Volk.

Auf dem Weg nach Hause sehe ich eine Drogenabhängige mit ihrem Baby. Sie bettelt am Straßenrand. Wir haben so viele Rauschgiftsüchtige. In privater Initiative haben wir in Chorramabad eigens einen Verein für solche Frauen gegründet.

Kouhyar Goudarzi, der Aktivist. Bin ich internetsüchtig? Gleich nach dem Aufstehen stürze ich an den Laptop. Auf Facebook ersetzen viele ihr Profil durch Fotos von Gefangenen.

Mit einem Freund mache ich Solidaritätsbesuche. An einer Kreuzung beobachten wir Sittenwächter, die eine junge Frau rüde zurechtweisen. Die Eltern von Ali Akbar, der seit fast fünf Monaten im Gefängnis sitzt, sprechen mich auf mei-

nen Hungerstreik an. Sie haben auf einem ausländischen TV-Kanal davon gehört. Wir reden darüber, dass es 5 der 19 Hungerstreikenden sehr schlecht geht. Sie wurden ins Krankenhaus eingeliefert. Was sind dagegen meine Magenschmerzen?

Massih Talebian, der Ingenieur. In der Firma erwartet mich eine herbe Enttäuschung. Seit vier Monaten versuche ich, technisches Gerät aus Europa zu beziehen. Dafür habe ich 100 000 Euro an ein Geld-Transfer-Büro in Dubai überwiesen. Die Summe war für eine Bank in Deutschland bestimmt. Nun lese ich in meinen Mails, dass die Bank mein Geld wegen des Embargos nicht akzeptiert. Die vergebliche Transaktion kostet mich 15 Prozent der Summe.

+++ Sonntag, 26. Juni 2011 +++
Ex-Präsident Chatami, der den Reformern nahesteht, ruft inhaftierte Oppositionelle dazu auf, ihren Hungerstreik zu beenden, mit dem sie gegen den Tod von Dissidenten protestieren. Die Militärführung gibt für Montag den Beginn des zehntägigen Manövers „Prophet 6“ bekannt, bei dem nach Einschätzung westlicher Experten auch Raketen getestet werden sollen, die Atomsprengköpfe tragen können.

Samaneh Ahmadian, die Künstlerin. In einem Café treffe ich Freundinnen. Das Lokal liegt in einem überwiegend von Christen bewohnten Viertel. Dort ist man nachsichtiger, lässt uns Frauen unbehelligt rauchen.

Wir haben nur ein Thema: In einem Frauenschwimmbad sollen Revolutionswächter die Besucherinnen gefilmt haben. Auch wenn die Frauen Badeanzüge trugen, ist es ein Skandal und Stadtgespräch. Über Politik rede ich nur mit Menschen, denen ich völlig vertrauen kann. Das sind nicht viele. Politik hatte in meiner Familie niemals einen Platz.

Massih Talebian, der Ingenieur. Zum Frühstück gibt es heute gute Nachrichten. Meine Frau, die in einem Maklerbüro arbeitet, erzählt, wie prima das Geschäft läuft. Viele verkaufen ihre Häuser und Wohnungen, weil sie Iran verlassen wollen. Andere haben genug Geld, um Immobilien zu erwerben. Woher kommt dieses Geld? Freiberufler wie ich haben allmählich mehr Ausgaben als Einnahmen.

Ghazaleh Zarea, die Sozialhelferin. Mit dem Bus geht es zurück nach Teheran. Vor mir sitzt ein Mann, der laut telefoniert. Er sei auf dem Weg zu einer Konferenz über moralische Verdorbenheit. Meine Nachbarin sieht mich an und erzählt mir leise von einem Geschwisterpaar in ihrem Bekanntenkreis, das auf der Straße festgenommen wurde: Man hatte die beiden für ein Liebespaar gehalten. Sie wurden getrennt verhört und nach ihrer Familie befragt. Das Mädchen erzählte von zwei Onkeln, der Junge von dreien. Deshalb glaubte man ihnen nicht, dass sie Bruder und Schwester seien. Erst nach vielen Stunden konnte der Vater sie aus der Haft auslösen und die unterschiedlichen Angaben aufklären: Das jüngere Mädchen hatte den dritten Onkel nie kennengelernt, da er früh verstorben war.

Der Mann vor uns ist vielleicht einer von jenen, die solche Vorfälle mit zu verantworten haben. Je näher wir Teheran kommen, desto angespannter fühle ich mich.

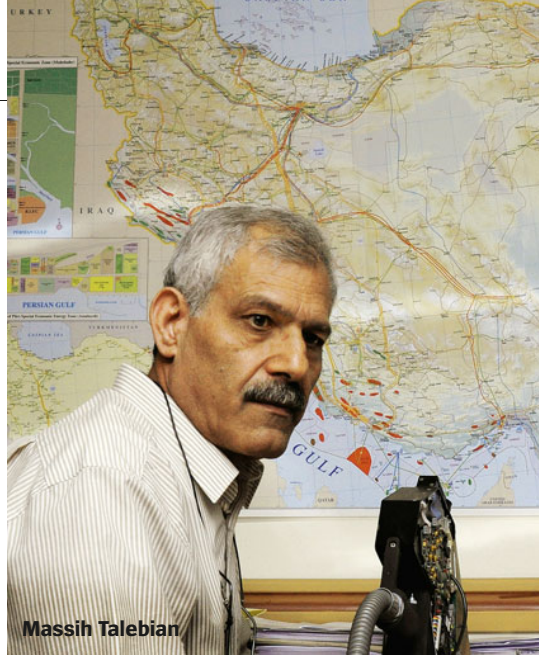
+++ Montag, 27. Juni 2011 +++
Erdölminister Mohammed Aliabadi räumt Meinungsverschiedenheiten mit Saudi-Arabien innerhalb der Opec ein, weil Riad im Gegensatz zu Teheran bereit ist, die Fördermenge zu erhöhen, um weitere Preissteigerungen abzuwenden. Das Madschlis, die Volksvertretung, beschließt, Präsident Ahmadinedschad innerhalb eines Monats vorzuladen, um vor den Abgeordneten Rechenschaft über seine umstrittene Politik abzulegen. Der Direktor der renommierten Teheraner Scharif-Universität kündigt an, dass die Studenten des ersten Studienjahrs nach Geschlechtern getrennt unterrichtet werden sollen.

Kouhyar Goudarzi, der Aktivist. Die ganze Nacht hindurch habe ich über das Internet Telefongespräche geführt. Das ist sehr günstig und hat den Vorteil, dass Gespräche nicht so leicht abgehört werden können. Es gibt viel zu diskutieren, und das soll unter uns bleiben.

Heute ist Besuchstag im Evin-Gefängnis. Gegen Mittag sind die Angehörigen wieder zurück und berichten, dass die Häftlinge ihren Hungerstreik beendet haben. Nun darf auch ich wieder etwas essen. Ich leiste mir einen Hamburger.

Ich muss noch einige Workshops vorbereiten, die ich halten will. In den Seminaren lernen Mitstreiter für Menschenrechte, wie sie sich bei Verhören verhalten sollen und wie sie am besten die Einzelhaft überstehen. Mit Freunden bereite ich auch eine Veranstaltung zur Todesstrafe vor. Das ist wichtig in einem Land, in dem noch immer mehr Menschen aufgehängt werden als anderswo auf der Welt, oft sogar in aller Öffentlichkeit.

Abends feiern wir, obwohl ich dazu keine Zeit habe. Ich müsste dringend Geld mit der Übersetzung von Artikeln über Informationstechnologie verdienen. Aber die Freude über das Ende des Hungerstreiks ist zu groß. Wir trinken auf die politischen Gefangenen, auf die Märtyrer unserer Bewegung wie Neda und Hoda. Wir trinken auf die Freiheit, die eines Tages ganz bestimmt kommen wird.



Massih Talebian

Ghazaleh Zarea

Massih Talebian, der Ingenieur. Im Büro gibt es schon wieder Ärger. Eine Firma in Europa verweigert uns die Lieferung eines Geräts für eine Gasanlage. Sie darf es nicht nach Iran liefern, willigt dann aber ein, es zumindest an eine Adresse in Dubai zu schicken. Vorher müsse jedoch alles bezahlt sein. Die iranische Seite will erst zahlen, wenn die Ware in unserer Hafenstadt Bandar Abbas eingetroffen ist. Was soll ich nur machen? Meine iranischen Auftraggeber wollen das Embargo nicht wahrhaben.

Ich verdränge das Problem und freue mich auf den Nachmittag in der Literaturwerkstatt. Dort werden Haikus, japanische Gedichte, vorgetragen. Mich trösten Verse wie der von Kobayashi Issa: „In dieser Welt gehen wir auf dem Dach der Hölle und bestaunen Blumen.“

Ghazaleh Zarea, die Sozialhelferin. Bei verschiedenen Firmen bewerbe ich mich um eine feste Anstellung. Sobald die Herren erfahren, dass ich eine engagierte

Kouhyar Goudarzi

FOTOS: ASLON ARFA / DER SPIEGEL

Frau bin, schwinden meine Chancen. Zu Hause schreibe ich an meinem Drehbuchprojekt über drei Generationen von Frauen. Für mein letztes Buch habe ich die Druckkosten selbst getragen. Aber auch als Autorin gebe ich die Hoffnung nicht auf.

+++ Dienstag, 28. Juni 2011 +++
Im Staatsfernsehen präsentiert das Militär unterirdische Silos für Raketen, darunter auch die Schahab-3, die mit einer Reichweite von fast 2000 Kilometern Israel gefährden kann. Die Regierung lehnt es ab, den neuen Uno-Berichterstatter für Menschenrechte in Iran zu empfangen. Sie sieht in seiner Ernennung eine „politische Maßnahme“ der USA, die nur dazu diene, Teheran zu kritisieren.

Massih Talebian, der Ingenieur. Die Maklerfirma meiner Frau wird wohl eine Wohnung in Niawaran verkaufen, einem sehr vornehmen Viertel, in dem die Paläste des 1979 gestürzten Schahs stehen. Das Penthouse hat 500 Quadratmeter und soll umgerechnet dreieinhalb Millionen Euro kosten. Ich wüsste gern, wer so viel Geld hat und wie man es verdient. Immerhin, das wirft eine feine Summe als Courtage ab.

Ich mache mir Sorgen um unsere Firma. Meine Ansprechpartner in den Staatsunternehmen schicken dauernd Listen mit Geräten, die sie dringend benötigen. Dabei müssten sie eigentlich wissen, dass wir viele dieser Sachen nicht besorgen können, weil sie unter das Embargo fallen. Diese Listen gehen an so viele iranische Firmen, die sich dann alle um die Geräte bemühen, dass unser Geschäft sehr hart geworden ist.

Samaneh Ahmadian, die Künstlerin. Die Wirklichkeit ist wie ein Hammer, der einem auf den Kopf fällt. Nun wollen sie an unserer Universität die Vorlesungen nach Geschlechtern getrennt abhalten. An bestimmten Wochentagen sollen nur Männer oder nur Frauen unterrichtet werden. Das soll im ganzen Land so geschehen. Ich will es nicht glauben.

Ghazaleh Zarea, die Sozialhelferin. Auf dem Weg zur Bank, wo ich für unseren Hilfsverein ein Darlehen beantragen will, blicke ich in die Gesichter von vielen Müttern und Vätern, die ihre Kinder nicht satt bekommen. Ich spreche mit einer Neunjährigen, die keine Schule besucht. Sie hilft ihrer Mutter bei Gelegenheitsarbeiten in einem Restaurant. Der Vater ist während der Arbeit von einem Gerüst gefallen. Die Frau muss alle vier Kinder allein durchbringen, keines geht zur Schule. Sie haben kein Geld, um die Bücher zu bezahlen.

+++ Mittwoch, 29. Juni 2011 +++
Präsident Ahmadinedschad wehrt sich gegen „politisch motivierte“ Verhaftungen von Beratern in seinem Umfeld, denen Korruption vorgeworfen wird, und beteuert ihre Unschuld. In London gibt Außenminister William Hague bekannt, dass Iran nach Erkenntnissen britischer Nachrichtendienste insgeheim Trägerraketen für Atomwaffen herstellt und damit erneut gegen die Resolutionen des Weltsicherheitsrats verstößt.

Ghazaleh Zarea, die Sozialhelferin. Ich gehe zum Madschlis, unserem Parlament. Ich erhoffe mir Unterstützung für unsere Hilfsorganisation. Vor dem Gebäude treffe ich eine Frau, die um Gnade für ihren drogenabhängigen Sohn fleht, der im Gefängnis sitzt. Ein Vater bittet um Hilfe für seine drei Kinder. Sie haben alle einen Universitätsabschluss, finden aber keine Arbeit. Eine Frau erzählt mir, sie komme seit eineinhalb Jahren hierher, weil sie als Beamtin in die Stadt versetzt werden möchte, in der ihr Mann arbeitet. Ich habe das Gefühl, Tausende haben sich hier versammelt auf der Suche nach Beistand. Entmutigt gehe ich nach Hause.

+++ Donnerstag, 30. Juni 2011 +++
In einem Brief an den Menschenrechtsbeauftragten der Vereinten Nationen für Iran erheben die Angehörigen der US-Bürger Josh Fattal und Shane Bauer, die seit fast zwei Jahren in Teheran wegen Spionage inhaftiert sind, Foltervorwürfe. Die iranische Friedensnobelpreisträgerin und Anwältin Schirin Ebadi, derzeit im Exil, prophezeit den Sturz des Systems in Teheran.

Samaneh Ahmadian, die Künstlerin. Ich besuche das Café meiner Freundin. Ein Bekannter dreht gerade ein Video, in dem ich mitwirke. Das freut mich. Ich treffe meinen Freund Scherwin. Er berührt mich am Nacken, mitten in der Stadt. Mein Körper ist wie elektrisiert.

Massih Talebian, der Ingenieur. Ich muss arbeiten, auch wenn es nur Antworten auf Mails sind. Ich versuche, meinen Geschäftspartnern zu erklären, welche Schwierigkeiten wir mit dem Embargo haben. Wir könnten eine Briefkastenfirma in einem Nachbarland gründen, um die Geräte dann von dort irgendwie nach Iran zu schaffen. Wäre das ein Weg? Meine Mails lösen unsere Probleme nicht, aber sie erleichtern meine Seele.

Ghazaleh Zarea, die Sozialhelferin. Man kann hier gut leben, solange man nicht nachdenkt. Aber die Feiertage sind schrecklich. Sie verleiten zum Nachdenken. Das Fernsehprogramm bringt keine Ablenkung. Ich schreibe an meinem Drehbuch. Ich denke an die Zensur. Wer hofft, eine Antwort zu finden in Büchern, die durch unsere Zensur gegangen sind, wird oft enttäuscht. Aber alles hat seine Zeit, und ich bin ein geduldiger Mensch.

Kouhyar Goudarzi, der Aktivist. Mein Freund Mahan hat nach sieben Jahren Haft das erste Mal Urlaub bekommen. Wir wollen ans Kaspische Meer fahren. Wir hätten es wissen müssen: Alle wollen raus aus Teheran, da kann das Benzin nach den Subventionskürzungen noch so teuer sein. An den Straßen stehen Männer, die es in Kanistern verkaufen. Sie verlangen doppelt so viel wie die Tankstellen. Aber dafür muss man auch nicht in den langen Schlangen stehen.

Ich bin zum ersten Mal seit neun Jahren wieder am Meer. Iran kann so schön sein. Aber Mahan und ich reden nur über unsere gemeinsamen Freunde im Gefängnis und über jene, die Iran bereits verlassen haben. ◆

Baltische Pampelmusen

Global Village: *Wie drei Litauer mit einem Nationalparfüm um Aufmerksamkeit für ihr kleines Land streiten*

Immer wenn sie ausländischen Freunden die Wolkenkratzer im Zentrum ihrer Heimatstadt Vilnius zeigt, mischen sich im Herzen von Laima Drukneryte Stolz und Wehmut. „Das alles haben wir geschafft, seit wir vor 20 Jahren der Sowjetunion unsere Unabhängigkeit abgetrotzt haben“, sagt sie dann. Weltweite Anerkennung habe ihnen der Fortschritt aber nicht gebracht. Die Stadtväter hätten den höchsten der Glas- und Stahltürme „Europa-Zentrum“ getauft und viel Geld in internationale Werbekampagnen investiert.

Nichts half. Das große Europa schaute einfach über den Zwergstaat an der Ostsee hinweg.

„Uns geht es wie allen kleinen Ländern, niemand interessiert sich für uns“, sagt die 29-Jährige. Sie trägt eine goldfarbene Designerbrille und lila Ohrringe in Blumenform. Sie hat Wirtschaft studiert und als Event-Managerin gearbeitet, ehe sie beschloss, etwas für ihr Land zu tun. „Meine Freunde und ich waren es leid, dass die Welt uns immer noch für Russen hält“, sagt sie.

Eine Idee musste her, damit Litauen endlich seinen Weg von der Landkarte in die Köpfe der Menschen findet. „Wir suchten etwas ganz und gar Außergewöhnliches“, erinnert sich Drukneryte.

Länder haben Nationalhymnen und Nationalflaggen, notfalls auch noch nationale Symbol-Tiere oder -Pflanzen. Aber kein Land hat ein Nationalparfüm. So erfanden Drukneryte und zwei ihrer Freunde, der Physiker Mindaugas Stongvilas, 46, und der Journalist Dainius Rutkauskas, 34, „Lietuvos Kvapas“, den „Duft von Litauen“, das erste Parfüm, das den Namen eines Landes trägt.

Die Idee hatte auf Anhieb Erfolg, viele Politiker ließen sich olfaktorisch vereinnahmen. Der litauische Außenminister verschenkte den Duft an die in Vilnius ansässigen Botschafter, das Verteidigungsministerium schickte die Flakons merkwürdigerweise an seine Soldaten, die in Afghanistan an der Seite der Amerikaner kämpfen. Auch der Büroleiter des Ministerpräsidenten meldete sich auf Stongvilas’ Handy und bestellte zum Gipfeltreffen mit den Regierungschefs der beiden anderen baltischen Staaten das Parfüm für die Delegationen der Gäste, 99 Litas das Stück, jeweils 29 Euro.

Das war zumindest billiger als die millionenschwere, aber unglückliche Werbekampagne, welche die Regierung zuvor gestartet hatte und die das Motto „Tapferes Litauen“ trug. Statt in die Zukunft zu weisen, haftete ihr das Verlierer-Image der Vergangenheit an. Litauen erschien da nicht als junges und kreatives Land, sondern als Opfer, mal der Nazis, die Vilnius im Juni 1941 besetzten, mal der Sowjets, die sich das Land bis zum September 1991 einverleibt hatten. Der „Duft von Litauen“ soll das nun ändern und für das junge, moderne Litauen werben.

Drukneryte, Stongvilas und Rutkauskas essen in der „Wall Street“ zu Mittag, einem angesagten Restaurant im neuen Finanzdistrikt am Ufer der Neris. Vilnius, die Hauptstadt des 3,3 Millionen Einwohner zählenden Baltenstaates, erinnert hier an die Skyline von Chicago, Frankfurt oder Hongkong. Es ist ein Stück 21. Jahrhundert in einem Land, das ansonsten oft durch schlechte Nachrichten Aufmerksamkeit erregt. Litauen hat mit gut 16 Prozent die zweithöchste Arbeitslosigkeit der Europäischen Union und die weltweit höchste Selbstmordrate.

ANDREI LIANKEVICH / ANZENBERGER

Patrioten Rutkauskas, Drukneryte, Stongvilas: *Flakons für Diplomaten*

Die Freunde spazieren über die Grüne Brücke mit ihren Arbeiter- und Bauernstatuen, einem Erbe der Sowjetbesatzung, das sie endlich abschütteln wollen. Das polnisch-litauische Doppelreich war im frühen 17. Jahrhundert einmal der größte Staat Europas gewesen, bevor Litauen dann unter die Herrschaft der russischen Zaren geriet, die den Gebrauch der lateinischen Schrift verboten und das Kyrillische einführten. Der „Duft Litauens“ ist auch ein Ausdruck der Suche nach der nationalen Identität.

In der Mitte der Brücke bleiben die Freunde stehen. Übermütig besprühen sie sich mit „Lietuvos Kvapas“. Die feinen Tröpfchen glitzern in der Sonne, ehe sich der Duft Litauens in alle Himmelsrichtungen verflüchtigt.

Dann fahren die drei zum Büro des Tourismusverbands. Stongvilas stellt den Flakon auf den Konferenztisch. Die weiße Flasche wurde in Litauen in Handarbeit gefertigt. Das Walnussholz für den Verschluss stammt aus den Vereinigten Staaten, der Zerstäubermechanismus aus China und das Duftwasser selbst vom südfranzösischen Parfümeur Galimard, gegründet 1747.

„Wir bringen die Idee, die anderen die Ingredienzen“, sagt Stongvilas. „Nur so kann Litauen in einer globalisierten Welt überleben.“

Drukneryte und Stongvilas gaben den Franzosen die Duftnoten vor: Pampelmuse, Ingwer und Bergamotte, die in den ersten Sekunden nach dem Versprühen dominieren. „So überraschend wie die Wolkenkratzer in der Barockstadt Vilnius“, sagt Drukneryte. Dann Sandelholz und Moschus, „die an Indien erinnern sollen, weil das Litauische zu den indogermanischen Sprachen zählt“.

Die Tourismuschefin ist begeistert. Sie möchte den Duft als Raumaroma in Hotels und auf Konferenzen einsetzen. „Vielleicht sogar in Flugzeugen“, sagt sie.

Wenn Litauen denn eine nationale Fluglinie hätte – die letzte, FlyLal, ist vor gut zwei Jahren pleitegegangen.

Matthias Schepp

BASKETBALL

Sparzwang in der NBA

Die nordamerikanische Basketball-Profiliga NBA will ihre Ausgaben für Verwaltung und Organisation um 50 Millionen Dollar reduzieren und hat als ersten Schritt elf Prozent ihrer Angestellten entlassen. 114 Stellen wurden abgebaut, unter anderem in den Abteilungen Marketing und Technik, die Büros in Paris und Tokio wurden geschlossen. Die NBA muss sparen, weil sie nach eigenen Angaben im Jahr 300 Millionen Dollar Verlust macht. Ob die nächste Saison wie geplant am 1. November startet, ist nach wie vor unklar. Seit Monaten streiten sich die Spielergewerkschaft und die Clubbesitzer um einen neuen Tarifvertrag. Derzeit geben die Clubs 57 Prozent ihrer Einnahmen an die Spieler weiter, dadurch machen nach eigener Aussage 22 von 30 Clubs ein Minus. NBA-Chef David Stern fordert daher, die Spielergehälter insgesamt um 800 Millionen Dollar zu senken.
Solange sich die beiden Parteien nicht einig sind, sperren die Clubs ihre Spieler aus. Der sogenannte Lockout geht bereits in die vierte Woche, es ist der erste Arbeitskampf in der NBA seit 13 Jahren. Die Saison 1998/99, in der der Würzburger Dirk Nowitzki sein Debüt in der NBA gab, startete mit dreimonatiger Verspätung, die Vorrunde wurde auf 50 Spiele reduziert. Für den Fall, dass die kommende NBA-Saison ausfällt, hat Deron Williams, Starspieler der New Jersey Nets, vorsorglich einen Vertrag beim türkischen Club Beşiktaş Istanbul unterschrieben. Er würde in zehn Monaten bis zu fünf Millionen Dollar verdienen. In Deutschland haben Bayern München, Alba Berlin und der amtierende Meister Bamberg Interesse bekundet, Nowitzki zu verpflichten. Die Los Angeles Lakers, einer der reichsten Clubs der NBA, haben als Reaktion auf den Lockout den Großteil der Assistenztrainer entlassen, auch der stellvertretende Geschäftsführer musste gehen.

REUTERS
NBA-Profis

INVESTOREN

Schattenmann aus Abu Dhabi

Hinter dem neuen starken Mann beim Fußball-Zweitligisten 1860 München, dem Investor Hasan Ismaik, taucht einer der einflussreichsten Finanziers der Vereinigten Arabischen Emirate auf: Mohamed al-Husseini, 48, Chef des milliardenschweren abu-dhabischen Staatsfonds Aabar. Husseini hat sich mit zehn Prozent an der Sportvermarktungsagentur H.I. Squared International beteiligt, die Anfang Juni gegründet wurde und die nun den Münchner Traditionsclub vermarktet. Die restlichen 90 Prozent an der H.I. Squared gehören Ismaik und dessen Münchner Statthalter Hamada Iraki, einem Unicredit-Banker. Husseini, der bei den wochenlangen Verhandlungen Ismaiks um einen Einstieg bei den Löwen immer wieder an dessen Seite erschien, ist als Investor ein Global Player. So ist der von ihm geführte Staatsfonds mit 9,1 Prozent größter Einzelaktionär der Daimler AG. Auch in der Formel 1 hält Aabar eine maßgebliche Beteiligung: 40 Prozent am Rennstall MercedesGP, dem Team Michael Schumachers. Im Frühjahr soll Aabar nach Berichten italienischer Medien rund 140 Millionen Euro für den italienischen Erstligisten AS Rom geboten haben, was Husseini umgehend bestritt. Anteile an der in Dubai registrierten Firma HAM International Limited, mit der Ismaik Ende Mai 49 Prozent der Anteile an der Profiabteilung der Münchner Löwen erwarb, hält die von Husseini gelenkte Investmentgesellschaft Aabar nach Auskunft eines Sprechers nicht.

RAUCHENSTEINER / AUGENKLICK / PICTURE ALLIANCE
Husseini, Ismaik

13
Milliarden Dollar
hat der abu-dhabische Staatsfonds Aabar weltweit in Firmenbeteiligungen investiert.

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Wasserblitzschach“

Russell Coutts über Wahnsinn und Genie großer Steuermänner und die Erotik des America’s Cup, den die Tugendwächter seines Sports 2013 nicht wiedererkennen werden

AC45-Oracle-Katamarane im März vor Neuseeland

GILLES MARTIN-RAGET / ORACLE RACING

SPIEGEL: Mr. Coutts, Sie sind ja nun der erfolgreichste Segler unserer Zeit und vielleicht noch immer der beste, aber als Sie vor sechs Wochen vor San Francisco mit Ihrem Katamaran abhoben und aus zehn Meter Höhe ins Meer plumpsten, sahen Sie wie ein Anfänger aus. War's ein Winddreher, oder werden Sie alt?
Coutts: Wir wollten jedenfalls nicht YouTube beglücken, Absicht war es nicht. Auf dem Niveau zu segeln, auf dem wir unterwegs sind, bedeutet, sich ständig an der Grenze des gerade noch Möglichen zu bewegen, so wie ein Autorennfahrer, der so schnell es gerade geht durch die Kurven jagt. Gehst du über dieses Limit hinaus, wird es gleich einen Crash geben. Ich bin im Training schon viele hundert Male gekentert, das muss so sein – hätte ich diese Unfälle nicht gehabt, wäre ich nicht hart genug. Ich habe einen Fehler gemacht, das ist alles.
SPIEGEL: Erklären Sie's uns.
Coutts: Wir waren auf dem neuen AC45 unterwegs …
SPIEGEL: … dem 45 Fuß langen Katamaran, auf dem ab August acht Rennen der neuen America's Cup World Series ausgetragen werden, zur Vorbereitung auf den nächsten America's Cup 2013 in San Francisco …
Coutts: … und die Dinger sind schneller als alles, was ich kenne. Es waren 25 Knoten Wind, das sind 46 Stundenkilometer, und wir sind Raumschots gefahren, im 90-Grad-Winkel zum Wind. Diese Boote erreichen auf diesem Kurs ihre maximale Geschwindigkeit: Sie sind schwer zu stabilisieren, da wirken eine Menge Kräfte.
SPIEGEL: Es braucht Geschick?
Coutts: Geistiges Tempo vor allem, Entscheidungen fallen in Bruchteilen von Sekunden. Die Kräfte waren zu groß, zu viel Druck, und in diesem Augenblick habe ich zwei Möglichkeiten.
SPIEGEL: Sie können in den Wind hineindrehen, anluven, was den Druck reduziert und recht bald das Boot stoppt.
Coutts: Oder abfallen, also vom Wind wegdrehen, dabei die Segel öffnen, auch das nimmt Druck heraus. In der Todeszone, wie wir das nennen, kann mal das eine und mal das andere das Überleben sichern – es hängt unter anderem von der Windstärke oder dem Wellengang ab. Beide Manöver können für einen kurzen Moment den Druck aber auch um ein fatales bisschen erhöhen.
SPIEGEL: Fühlen Sie so etwas?
Coutts: Segler sehen: den Winkel des Bootes zum Wind, Böen und Winddreher, die das Wasser aufrauen; was auf dem Schiff geschieht; was der Gegner tut. Ich bin vom Wind abgefallen, wir wurden schneller, da begriff ich, dass ich die andere Richtung hätte wählen müssen. „Nicht gut", dachte ich, dann ging's hinab.
SPIEGEL: Schmerzhaft?
Coutts: Wir tragen Schutzanzüge, Schwimmwesten, Helme. Das hilft. Empfehlen kann ich so einen Sturz nicht, da bleiben ein paar Schnitte und Prellungen.
SPIEGEL: Sie sind Ihr eigenes Opfer geworden. Das kalifornische Oracle Racing des Software-Milliardärs Larry Ellison ist Titelverteidiger und darf die Regeln des nächsten America's Cup festlegen. Darum gibt es die Katamarane, die kein Großsegel mehr haben, sondern Flügel.
Coutts: Es war offensichtlich, dass wir Segler Veränderungen brauchen. Ein junges Publikum. Die Facebook-Generation.
SPIEGEL: Sie haben sich die Wut der Seglergemeinde eingehandelt. Wieso wollen Sie den seit 160 Jahren elitären America's Cup trivialisieren und verramschen?
Coutts: Popularisieren wollen wir ihn. Wir möchten Nichtsegler erreichen. Die Traditionalisten mögen jetzt kritisch sein, weil sie noch nicht wissen, was da kommt, aber am Ende werden sie dem Wettkampf folgen, weil auch sie leidenschaftliche Regatten lieben.
SPIEGEL: Erklären Sie uns, welche Zukunft Oracle dem Segeln bescheren wird.
Coutts: Kein Grund für Spott. Die künftigen Regatten werden taktisch so raffiniert und seglerisch so hart sein wie frühere, nur schneller. Viel schneller. Wasserschach, so wurden Match Races …
SPIEGEL: … die Duelle eins gegen eins …
Coutts: … früher genannt. Jetzt werden wir Wasserblitzschach erleben.
SPIEGEL: Katamarane sind wegen der zwei Rümpfe schwerfällig zu manövrieren; ein Nachteil für taktisches Segeln.
Coutts: Das war mal so, das dachten wir alle. Ein alter Katamaran-Rumpf hatte eine V-Form, das bedeutete viel Verdrängung, alles war träge. Jetzt haben wir runde Rümpfe, die übers Wasser gleiten.
SPIEGEL: Gibt es das perfekte Rennen?
Coutts: Nein. Perfekt wäre es, jede Welle und jeden Winddreher kommen zu sehen und zu nutzen, also den kürzesten Kurs schnellstmöglich zu segeln. Unmöglich, ein halber Meter geht immer verloren.
SPIEGEL: Gibt es das perfekte Schiff?
Coutts: Ja klar. Es ist ein Schiff ohne Schnickschnack, leicht, aggressiv, schnell. Mein perfektes Boot muss mich fordern, es ist nicht unbedingt jenes, mit dem Mama, Papa und die Kinder sonntags hinausfahren. Der Wettkampf treibt mich, darum: keine Kompromisse. Kein Kühlschrank, kein Bett, kein Klo.
SPIEGEL: Wenn man Sie am Ruder sieht, fällt auf, dass Sie wirken wie in Trance. „Er ist wieder in Russells Welt", sagen Ihre Kollegen. Wie geht es dort zu?
Coutts: Ruhig. Jeder Sportler kennt diesen Zustand: entspannte Konzentration. Viele Rennen bedeuten mir nicht mehr viel, ich kämpfe manchmal mit meiner Motivation. Russells Welt betrete ich, wenn es wichtig wird. Dann öffne ich die Poren und fühle den Wind, das Meer, das Schiff.
SPIEGEL: Gibt es die perfekte Crew?
Coutts: Sie besteht aus Individuen, die an ihrem Platz die Besten sind und sich gern einfügen für ein höheres Ziel. Und sie braucht die richtige Balance aus Anführern und denen, die lieber führen lassen.
SPIEGEL: Die Franzosen lieben die Geschichte von Bernard Moitessier, der 1969 beim ersten Nonstop-Einhand-Rennen um die Welt gewonnen hätte, wenn er nicht nach Kap Hoorn die Richtung geändert hätte: Statt durch den Atlantik nach Norden zum Ziel zu segeln, bog er ab Richtung Südsee und fuhr nach Tahiti.
Coutts: Nur die Franzosen können so wahnsinnig sein. So romantisch. Unvorstellbar für mich.
SPIEGEL: Von welcher Tour träumen Sie?
Coutts: Genau davon: einem Rennen um die Welt, allerdings um es zu gewinnen.
SPIEGEL: Sind eigentlich Abschiede Ihre Schwäche? Trennungen?
Coutts: Nein. Ich weiß, worauf Sie hinauswollen, aber meine Abschiede unterscheiden sich. Als ich aus Neuseeland fortging, war das richtig: Andere Leute wollten Geld mit dem Team verdienen,

JÜRGEN FRANK / DER SPIEGEL

Russell Coutts
prügelte sich während einer seiner ersten Kinderregatten auf dem Wasser mit seinem großen Bruder Robin; es ging um die Frage, wer Vorfahrt hatte. Der Neuseeländer, 1962 in Wellington geboren, gewann 1984 olympisches Gold im Finn Dinghi, er war in diversen Disziplinen achtmal Weltmeister. 1995 eroberte er als Skipper der neuseeländischen Yacht „Black Magic" den America's Cup, 2000 verteidigte er ihn. Als er in die Schweiz wechselte, gab es in seiner Heimat Demonstrationen und Morddrohungen; mit Alinghi gewann Coutts den Cup 2003, ehe er auch die Schweiz im Streit verließ. Als Chef des amerikanischen Teams BMW Oracle siegte Coutts 2010 zum vierten Mal, diesmal gegen Alinghi. Coutts, drahtig und muskulös, ist verheiratet und hat vier Kinder, mit denen er im Urlaub segeln geht.

wir Sportler sollten nur segeln, das kam mir nicht fair vor. Unterschätzt habe ich, wie leidenschaftlich Sportfans sein können, ich hätte das klüger lösen können.

SPIEGEL: Auch die Trennung von Ihrem Alinghi-Partner Ernesto Bertarelli war schmutzig. Bertarelli sagte, dass Sie überall einen Scherbenhaufen hinterließen.

Coutts: *(schweigt lange, ehe er antwortet)* Sagt dieser Satz nicht mehr über ihn als über mich?

SPIEGEL: Dem letzten America's Cup gingen Prozesse voraus, darum ist Oracle in der Segelwelt so unbeliebt. Tat der Sieg gegen Alinghi gut?

Coutts: Dieser Sieg tat gut, ja.

SPIEGEL: Welche Rolle sehen Sie 2013 für Russell Coutts?

Coutts: Mein Job als CEO ist es, das bestmögliche Team für Oracle Racing in die Regatta zu schicken. James Spithill wird unser Steuermann sein, und ich werde versuchen, Teil der Crew zu sein, vielleicht als Taktiker. Aber ich muss auch mich selbst hinterfragen: Ich bin 49, meine Reaktionszeit war vor zehn Jahren besser als heute. Sagen wir so: Ich trainiere hart.

SPIEGEL: Sie sind studierter Ingenieur, hilft Ihnen das sportlich?

Coutts: Ja klar. Die besten Skipper sind jene, die mit Designern und Konstrukteuren perfekt zusammenarbeiten, indem sie verstehen, was warum wie funktioniert, und die Informationen so konkret wie möglich weitergeben können. Auch hierin ist Segeln wie die Formel 1.

SPIEGEL: Wie wirken die Flügel?

Coutts: Sie sind die größte Veränderung, die der Segelsport seit Jahrzehnten erlebt hat. Wenn unsere Schiffe, in den Wind gerichtet, an der Boje liegen und Sie sie nur ganz leicht drehen, um 10 oder 20 Grad, dann wollen diese Geschosse wie von selbst lossegeln, wie Wildpferde – so gering ist der Widerstand, so groß sind die Strömungskräfte. Unsere Trimmer sind überwältigt von den Möglichkeiten. Früher konnte man nur die drei Eckpunkte des Segels einstellen, und auf einer Großschot lasteten dann 25 Tonnen, da konnten die stärksten Kerle nichts mehr variieren. Flügel hingegen lassen sich wunderbar justieren, Sie können sie je nach Wind unten über dem Rumpf etwas öffnen und oben an der Mastspitze enger stellen. Es ist ein endloses Getüftel, jeder Effekt ist messbar – ein Seglertraum.

SPIEGEL: Verändern Sie auch die Regatten?

Coutts: Ja, natürlich. Sie wissen, wie Segeln bis vor kurzem war? Wir haben den Fernsehsendern gesagt: „Ein Rennen kann 50 Minuten oder auch drei Stunden dauern, bei wenig oder zu viel Wind fällt es aus, und sowieso passiert nicht viel." Denn das Schiff, das den Start gegen den Wind gerichtet gewann, hatte danach alle Vorteile: Es konnte sich die Seite des Kurses mit mehr Wind aussuchen, der Verfolger konnte nur die andere, schlechtere Seite wählen oder im Windschatten dem Führenden folgen. Fernsehzuschauer konnten nach dem Start ins Bett gehen.

SPIEGEL: Segeln war wie Cricket?

Coutts: Schlimmer. Sie hätten auch Gras beim Wachsen zusehen können. Wie wollen Sie mit solch einem Konzept Erfolg haben? So war unser Sport.

SPIEGEL: Und nun wird er massentauglich?

Coutts: Ganz und gar. Wir segeln in Küstennähe, 2013 in San Francisco direkt unter der Golden Gate Bridge und in der Bucht, vorbei an Alcatraz. Puristen sagen: „Oh, Landwinde und Strömungsunterschiede beeinflussen das Rennen." Doch echte Segler sagen: „Großartig, all das macht es noch aufregender." Diese Rennen werden schwerer zu verpassen als zu verfolgen sein.

SPIEGEL: Wenn sie nicht ausfallen. Wegen Flaute. Oder Sturms.

Coutts: Je nach Windstärke werden die Strecken länger oder kürzer werden, die Rennen also kalkulierbar, rund 45 Minuten lang. Niemand muss zehn Tage lang auf eine Wettfahrt warten, das gab es ja wirklich! Und künftig beginnt das Rennen im 90-Grad-Winkel zum Wind, also mit halbem Wind, und das heißt, dass das führende Boot einfach nur schneller gestartet ist, aber das zweite wird nicht im Windschatten immer weiter zurückfallen. Und wir ziehen elektronische Grenzen, verengen die Bahnen, so dass die Schiffe gezwungen werden, sich immer wieder zu begegnen.

SPIEGEL: Segeln wird Action-Sport?

Coutts: Fernseh-Sport. Computergrafiken berechnen perfekte Kurse und vergleichen die Positionen der Boote, es gibt Kameras an Bord, jedes Crewmitglied trägt ein Mikrofon.

SPIEGEL: Keine Angst vor Peinlichkeiten?

Coutts: Nein, warum? Fehler haben mir nie Angst gemacht. Darum mache ich Leistungssport: um getestet zu werden.

SPIEGEL: Andre Agassi sagt, kein Sieg tue so gut, wie eine Niederlage schmerze.

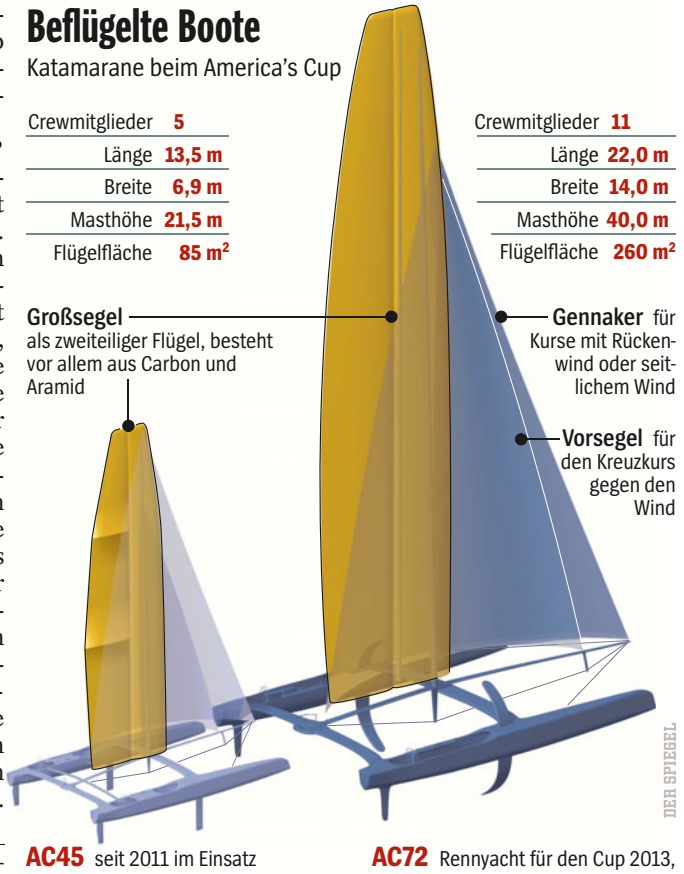
Coutts: Kluger Mann. Ich vergesse Siege sofort und fürchte die nächste Niederlage.

SPIEGEL: Wissen Sie, was Sportarten wie Volleyball versucht haben, um populär zu werden? Die Zählweise wurde verändert, die Bälle wurden bunt, Kleiderregeln erfunden – die Popularität blieb so klein wie früher.

Coutts: Beim American Football oder beim Fußball erklären virtuelle Linien Raumgewinn oder

SEA & SEE / ACTION PRESS

America's-Cup-Sieger Coutts (M.) 2010*: *„Kein Bett, kein Klo"*



* Mit Skipper James Spithill (l.) und Oracle-Chef Larry Ellison in Valencia, Spanien.

BECK DIEFENBACH / REUTERS

Gekenterter Oracle-Katamaran im Juni vor San Francisco: *„Nicht gut, dachte ich, dann ging's hinab“*

Abseits, Zuschauer begreifen das Spiel besser. Wir werden erhalten, was das Segeln ausmacht, es wird nur verständlich werden. Aus „steuerbord“ wird „rechts“ werden, aus „backbord“ „links“, damit uns die Zuschauer verstehen.

SPIEGEL: Ganz schön plump.

Coutts: Nein, fragen Sie alle, die auf den neuen Booten unterwegs waren: Sie sind hingerissen. Früher hatten wir Leute an Bord, die zehn Minuten lang mit verschränkten Armen herumsitzen und sich den Wind ansehen konnten, ehe sie etwas vorschlugen. Vorbei. Früher konnten wir Zeit gewinnen, indem wir uns überlegten, welches Manöver der Gegner in fünf Minuten machen und was das für uns bedeuten würde – wir waren auf alles vorbereitet. Vorbei. Alles passiert sofort, Zeit wird komprimiert. Segeln erreicht eine neue Dimension, und nur die, die es nicht ausprobiert haben, nörgeln.

SPIEGEL: Sie sind Geschäftsmann und mit den Herstellern der Flügel und natürlich mit Oracle, dem Ausrichter des nächsten Cups, geschäftlich verknüpft.

Coutts: Ja klar. Aber ich bin nach wie vor mehr Segler als alles andere und als Segler schlicht wiederbelebt. Ich wünschte mir, wir hätten all diese Entdeckungen vor 30 Jahren gemacht.

SPIEGEL: Am Ende wird Oracle allein segeln, weil das alles viel zu teuer ist. Und einseitig. Sagen Ihre Konkurrenten.

Coutts: Warten wir ab. Neun Teams haben bereits zugesagt, andere werden noch aufspringen. Wir segeln ab August die neue World Series, acht Flottenrennen pro Saison mit den 45-Fuß-Schiffen. Die Sponsoren werden es lieben, in allen großen Märkten präsent zu sein. 2013 wird es in San Francisco den Louis Vuitton Cup der Herausforderer geben, der mit 72-Fuß-Katamaranen in Match Races entschieden wird, der Sieger wird gegen Oracle Racing im America's Cup antreten. In diesen zwei Wochen kulminiert alles.

SPIEGEL: Ein deutsches Team wird es nicht geben.

Coutts: Die Deutschen verpassen etwas.

SPIEGEL: Selbst BMW, Oracles langjähriger Partner, ist ausgestiegen.

Coutts: Ein großartiger Partner in großartigen Jahren. Wir konnten uns nicht über die Bedingungen eines neuen Vertrags einigen, so ist es halt manchmal. Der Ingenieur Christoph Erbelding ist geblieben.

SPIEGEL: Karol Jablonski, einst Skipper des deutschen Teams, sagt voraus, dass einige Herausforderer wegen der Schlagzeilen vorläufig zugesagt hätten und am Ende nur drei oder vier starten würden.

Coutts: Wieso sollte das so sein?

SPIEGEL: 100 Millionen Dollar für eine Kampagne mit Siegchancen können nicht viele Männer mit Spieltrieb ausgeben.

JÜRGEN FRANK / DER SPIEGEL

Coutts beim SPIEGEL-Gespräch*
„Fehler haben mir nie Angst gemacht“

Coutts: Ein 72-Fuß-Schiff kostet etwas über fünf Millionen Euro. Ein Flügel: 1,5 Millionen Euro. Sie können für 40 oder 50 Millionen Euro eine konkurrenzfähige Kampagne formen; es gibt keine Entschuldigung, wenn Sie es für dieses Geld nicht schaffen.

SPIEGEL: Ihr Sport funktioniert so: Unfassbar viel Geld gewinnt gegen viel Geld.

Coutts: Nein, so ist es nicht. Von 1983 bis 2003 hat im America's Cup nicht das Team gewonnen, das das meiste Geld hatte. 1995 und 2000 hatte Team Neuseeland jeweils das fünftgrößte Budget und gewann, 2003 hatte Alinghi das viertgrößte und gewann. Du brauchst einen Mindestbetrag, um mitzuhalten, dann geht es darum, wer die Zeit, die er hat, am sinnvollsten einsetzt.

SPIEGEL: Oracle hat Entwicklungsvorsprung und wird nicht zu schlagen sein.

Coutts: Die Flügeltechnologie wurde in den dreißiger Jahren erfunden, das ist keine schwarze Magie. Einen harten Flügel zu bauen ist einfacher, als ein schnelles weiches Segel zu entwickeln. Es ist halt seit 160 Jahren so, dass das beste Team den Cup gewinnt – und der Sieger bestimmt die Regeln fürs nächste Mal. Stets heißt es, den Titelverteidiger zu schlagen sei unmöglich. Denken Sie an 1995: Neuseeland besiegt die USA? Unmöglich!

SPIEGEL: Alles Einstellungssache?

Coutts: Ja, du kannst mit einer negativen Haltung an alles herangehen; siegen wirst du so nicht. Andersherum: Natürlich ist der America's Cup gewinnbar – als Titelverteidiger freue ich mich, wenn die Herausforderer das anders sehen.

SPIEGEL: Mr. Coutts, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Mit Redakteur Klaus Brinkbäumer in New York.

FUSSBALL

Saubere Stollen

Aziz Yildirim, schwerreicher Präsident von Fenerbahçe Istanbul, steht im Zentrum eines Bestechungsskandals in der Türkei. Die Politik lässt ihn fallen.

Die Ermittler überraschten Aziz Yildirim im Schlaf. Im Morgengrauen stürmten Elitepolizisten die Villa des 58-Jährigen im Istanbuler Reichenviertel Kanlica, direkt am Bosporus. Sie beschlagnahmten Notizbücher, Kontoauszüge, Akten. Dann führten sie den mächtigen Präsidenten des Fußballclubs Fenerbahçe ab. Wie einen Straßendieb.

Yildirim ist Hauptverdächtiger in einer Affäre, die das Land seit drei Wochen erschüttert und dazu taugt, den türkischen Fußball „auszulöschen“, wie der Journalist Bagiş Erten sagt. Der Vorwurf gegen Yildirim und 60 weitere Vereinspräsidenten, Spieler, Manager und Verbandsfunktionäre, die bis zum vorigen Freitag im ganzen Land verhaftet wurden, lautet: Gründung einer kriminellen Vereinigung. Sie sollen 20 Erst- und Zweitligaspiele verschoben haben.

Fenerbahçe könnte mit dem Zwangsabstieg bestraft werden, noch unklar ist, ob der Rekordmeister ab September in der Champions League antreten darf. Konkurrent Beşiktaş, ebenfalls unter Betrugsverdacht, hat den Pokal aus der Vorsaison bereits zurückgegeben. Das Derby der Clubs um den Supercup, das die neue Saison am Sonntag eröffnen sollte, wurde verschoben. Auf unbestimmte Zeit.

Der türkische Fußball ist notorisch korrupt. Im vorigen Frühjahr inhaftierte die Istanbuler Staatsanwaltschaft fast 60 Personen, die sie der Wettmanipulation beschuldigte. Auslöser der Razzia war das Geständnis eines türkischen Zockers aus Osnabrück. Bereits 2005 hatte das Parlament in Ankara einen Untersuchungsausschuss wegen illegaler Spielabsprachen eingesetzt. Der Abgeordnete Ahmet Ersin resümierte damals, Profifußball in der Türkei sei „ein Paradies für die Mafia“.

Doch anders als bei früheren Affären lässt die Politik die Beschuldigten jetzt fallen. In der Türkei tobt ein Macht- und Kulturkampf zwischen dem militaristischen, säkularen Establishment und den muslimisch-konservativen Aufsteigern der regierenden AKP, der Partei des Ministerpräsidenten Recep Tayyip Erdogan. Yildirim, der beste Verbindungen zum Militär pflegt, gilt als enger Weggefährte regierungskritischer Generäle. Politische Beobachter vermuten, auch dies könnte ihm nun zum Verhängnis werden.

Der Mann, der die verdeckten Ermittlungen gegen den Fenerbahçe-Präsidenten anschob, ist der prominenteste Staatsanwalt der Türkei: Zekeriya Öz, 42. Berühmtheit erlangte der Strafverfolger vor dreieinhalb Jahren, als er die ersten Mitglieder der mutmaßlichen Terrororganisation „Ergenekon“ verhaften ließ, eines ultranationalistischen Geheimbundes, der immer wieder politische Morde verübt haben soll. Öz war der erste Staatsanwalt, der es wagte, Generäle und Politiker wegen Verdachts der Verschwörung ins Gefängnis zu schicken. Nun legt er sich erneut mit den alten Mächten an.

Bis vor kurzem gehörte Yildirim wegen seiner Herkunft und seiner Beziehungen zu den „Unantastbaren“. Wer Präsident eines der drei großen Istanbuler Clubs Fenerbahçe, Beşiktaş oder Galatasaray ist, bekleidet quasi ein Staatsamt – und hat dadurch mehr Einfluss als mancher Minister.

Yildirim kommt aus schwerreichem Hause. Den Grundstein für das Vermögen der Familie hatte sein Onkel gelegt, ein Bauunternehmer, den das Magazin „Forbes“ einst zu den 1000 wohlhabendsten Menschen der Welt zählte. Yildirim mehrte seinen Besitz mit dem Bau von Militäreinrichtungen.

1998 kaufte er sich bei Fenerbahçe ein und brachte den Club an die Börse. Für viel Geld lockte er Stars wie den Brasilianer Roberto Carlos oder den deutschen Trainer Christoph Daum nach Istanbul. Doch nie wurde er die Gerüchte los, wonach er in illegale Waffengeschäfte verwickelt sei und Kontakte zur Organisierten Kriminalität unterhalte.

Jetzt ist Yildirim erstmals ernsthaft in Bedrängnis. Die Operation „Saubere Stollen“ stützt sich auf Mitschnitte von Telefongesprächen und Videoaufnahmen von Geldübergaben. Ein Profi des Istanbuler Erstligisten Belediyespor hat inzwischen gestanden, Schmiergeld erhalten zu haben. Die Indizien gegen den Fenerbahçe-Boss sind erdrückend.

Die Türken rätseln über den Zeitpunkt der Verhaftung, nur wenige Wochen nach den Parlamentswahlen. Der Journalist Bagiş Erten glaubt, das Verfahren wäre ohne Unterstützung der Politik kaum denkbar: „Du gehst nicht gegen Leute wie Yildirim vor, wenn der Premier nicht hinter dir steht.“

Der Abgeordnete Şamil Tayyar, der für Erdogans Regierungspartei AKP im Parlament sitzt und hervorragende Verbindungen zu Mitgliedern des Kabinetts unterhält, sagt: „In diesem Manipulationsskandal geht es nicht nur um Fußball.“ Die Ermittlungen gegen Yildirim „könnten zu den Finanziers des Terrorbundes Ergenekon führen“. Die Istanbuler Staatsanwaltschaft äußert sich nicht, Yildirim weist alle Vorwürfe zurück.

Er sitzt im Metris-Gefängnis in Istanbul ein, „Sibirien“ nennen die Türken den Hochsicherheitstrakt am Rande der Millionenmetropole. Eine Anklage gilt als sicher. Schauplatz des Prozesses gegen Yildirim soll kein ordentliches Strafgericht sein, sondern ein Sondergerichtshof für organisiertes Verbrechen.

Vor einem solchen Tribunal müssen sich seit drei Jahren auch die mutmaßlichen Ergenekon-Verschwörer verantworten.

MAXIMILIAN POPP

BERK OZKAN/ANATOLIAN AGENCY / PICTURE ALLIANCE / DPA (O.); REUTERS (U.)

Fenerbahçe-Spieler, Präsident Yildirim*
Einst mehr Einfluss als mancher Minister

* Oben: bei der Meisterfeier in Istanbul am 23. Mai; unten: vor einem Istanbuler Krankenhaus, begleitet von Polizisten in Zivil auf dem Rückweg ins Gefängnis nach einer Herzuntersuchung am 7. Juli.

GESCHICHTE

Tödliche Fehlentscheidung

Ärger mit Schiedsrichtern hatten schon römische Gladiatoren. Das verrät ein 1800 Jahre alter Grabstein für den Kämpfer Diodorus, dessen Botschaft der kanadische Historiker Michael Carter neu gedeutet hat. Zu sehen ist auf dem Stein Diodorus mit zwei Schwertern; sein Gegner sitzt auf dem Boden und fleht um Gnade. Bisher wurde das Bild so gedeutet, dass es sich bei Diodorus um einen Gladiatoren handelte, der mit zwei Schwertern kämpfte. Für Carter hingegen ist die Darstellung der postmortale Protest gegen eine Entscheidung des Arena-Schiedsrichters: „In der Inschrift auf dem Stein bezeugt Diodorus, dass er seinen Gegner Demetrius bereits besiegt hatte. Er hält neben der eigenen sogar noch dessen Waffe in der Hand.“ Laut Regelwerk war ein Kampf beendet, wenn ein Gladiator unterlegen war. Der Unparteiische dagegen, vermutet Carter, hatte dem Demetrius das Weiterkämpfen erlaubt. Diodorus überlebte diese Fehlentscheidung nicht.

ROYAL MUSEUMS OF ART AND HISTORY, BRUSSELS

Diodorus-Stein

HEINZ SCHMIDBAUER / SUPERBILD

Wegweisendes Design

Das vor 400 Millionen Jahren in den Tiefen der Ozeane entstandene Kiefermaul ist ein Erfolgsmodell der Evolution. Seine Bauweise hat sich, wie britische Forscher in einer aktuellen Studie zeigen, seither kaum verändert. Mehr als 99 Prozent der heutigen Wirbeltiere zehren noch immer von dieser Architektur.

GESUNDHEIT

Coole Schlafhaube

US-Mediziner haben eine neue Therapie gegen Schlaflosigkeit getestet. Sie setzten Probanden eine Plastikhaube mit eingebautem Kühlsystem auf. Durch den Effekt soll die Stoffwechselaktivität im Frontallappen des Gehirns verringert werden, die bei Schlafgestörten häufig zu lebhaft ist. Bei den meisten der Getesteten schlug die Therapie nach Auskunft der Mediziner an: Sie konnten dank der Kühlhaube besser einschlafen und durchschlafen; ihre im Labor aufgezeichneten Messwerte ähnelten wieder stärker denen von Menschen mit gesundem Schlaf. Allerdings eignet sich die Methode nur für jene Patienten, die unter sogenannter primärer Schlaflosigkeit leiden – wem Ängste, Stress oder zu viel Kaffee die Nachtruhe rauben, dem hilft auch die Plastikhaube nichts.

VERKEHR

Leuchtendes Warnschild

65573

Radfahrer

verunglückten im vergangenen Jahr in Deutschland, davon 381 tödlich.

Viele Unfälle passieren, weil Fahrradfahrer von Autofahrern übersehen werden. Mit einer Erfindung der angehenden Produktdesignerin Emily Brooke von der University of Brighton könnte sich das ändern. Bei dem neuartigen Gerät namens Blaze projiziert ein am Lenker befestigter Laser ein rautenförmiges Warnsymbol einige Meter vor dem Vehikel auf den Asphalt. Das leuchtende grüne Zeichen bewegt sich in immer gleichem Abstand vor dem Radler her und ist auch bei Tageslicht gut zu erkennen. Vor allem Radfahrer, die sich im toten Winkel anderer Fahrzeuge bewegen, könnten dadurch auf sich aufmerksam machen, sagt Brooke: „Mit Blaze sieht man das Fahrrad vor dem Radfahrer – eine der Schlüsselgefahren für die Biker wird so entschärft.“

BOTANIK

Das Gedächtnis der Bäume

Auch Pflanzen vergessen nicht. Sie speichern Erfahrungen, die sie an ihrem Herkunftsort gesammelt haben, und tragen sie in entlegene Regionen. Das beweist ein Experiment, das kanadische Biologen an Pappeln vorgenommen haben. Sie verpflanzten Sprösslinge genetisch gleicher Bäume, die weit entfernt voneinander gewachsen waren, in eine Plantage nach Toronto. Je nachdem, aus welcher Gegend sie stammten, entwickelten sie sich dort bei künstlichem Wasserentzug unterschiedlich; auch die im Kampf mit der Dürre aktivierten Genprogramme wichen deutlich voneinander ab. „Wir waren total überrascht“, berichtet Biologe Malcolm Campbell, „aber Bäume besitzen offenbar so etwas wie ein molekulares ‚Gedächtnis‘, in dem früher Erlebtes einen Einfluss darauf hat, wie sie später auf ihre Umwelt reagieren.“

Pappelwäldchen

BLICKWINKEL

MEDIZIN

„Weniger Hoffnung für Männer“

Ingo Eitel, 33, Mediziner am Herzzentrum Leipzig, über neue Erkenntnisse zur Stressempfindlichkeit des Herzens

THOMAS BRAUN

SPIEGEL: In jedem 50. Fall haben herzinfarktähnliche Symptome wie Luftnot oder Schmerzen in der Brust nichts mit verstopften Koronararterien und Mangeldurchblutung des Herzens zu tun. Wie kommt es zu einem solchen Schein-Infarkt?

Eitel: Um es einfach zu sagen: durch akute Stressereignisse. Das Takotsubo-Syndrom, umgangssprachlich auch Gebrochenes Herz genannt, wird seit einigen Jahren immer häufiger diagnostiziert.

SPIEGEL: Welche Auslöser können dazu führen, dass der Herzmuskel verkrampft?

Eitel: Wir haben früher gedacht, dass es vor allem akuter emotionaler Stress ist, wenn beispielsweise ein naher Angehöriger stirbt. Heute wissen wir: Es gibt auch physische Belastungen, die die Symptome auslösen können, etwa Schmerzen nach einer Operation oder ein schwerer Asthmaanfall.

SPIEGEL: Die Patienten werden meist schnell aus der Klinik entlassen. Bleibt die Unsicherheit, dass es nicht doch ein echter Infarkt war?

Eitel: Durch die Kernspin-Untersuchung des Herzens können wir die Diagnose sehr sicher treffen. Bei Patienten mit Gebrochenem Herzen finden wir fast nie die typische Narbe im Herzmuskelgewebe, die auf einen Infarkt hinweisen würde.

SPIEGEL: Bleibt kein Schaden am Herzen zurück?

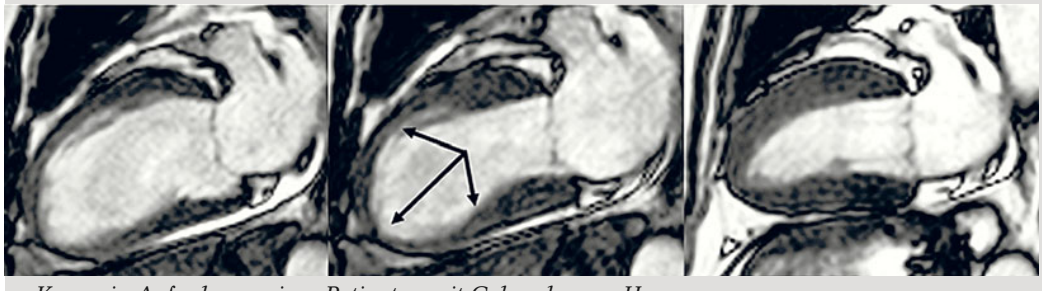
Eitel: Das Schöne an dieser Erkrankung ist, dass sie in der Regel folgenlos ausheilt. Nur in sehr seltenen Fällen kommt es zu lebensgefährlichen Herzrhythmusstörungen, oder es reißt sogar die Herzwand ein.

SPIEGEL: Warum ist das Risiko, an Gebrochem Herzen zu erkranken, für Frauen neunmal höher als für Männer?

Eitel: Wir wissen es nicht, aber wir nehmen an, dass Östrogenmangel eine Rolle spielt.

SPIEGEL: Müssen sich Männer also keine Sorgen machen?

Eitel: Andersherum: Männer dürfen sich weniger Hoffnungen machen, weil bei ihnen die Symptome im Zweifelsfall eher auf den echten Infarkt hindeuten.



Kernspin-Aufnahmen eines Patienten mit Gebrochenem Herzen

Algenforscher Robertson

RICK FRIEDMAN / DER SPIEGEL

ENERGIE

Die Kraft der grünen Brühe

Gentechnisch veränderte Blau- und Grünalgen sollen den Öko-Treibstoff der Zukunft liefern. Biotechniker haben bereits Algen geschaffen, die Ethanol, Rohöl oder sogar Dieselkraftstoff produzieren – die Einzeller benötigen lediglich Sonnenlicht, CO_2 und Meerwasser.

Die lebenden Tankstellen des Biochemikers Dan Robertson schimmern dunkelgrün wie Eichenlaub und sind klein wie Ehec-Bakterien. Ihr Erbgut ist von Menschenhand frisiert. Fällt Licht durch ihre Hülle, scheiden sie wenig später tröpfchenweise Treibstoff aus.

„Wir mussten die Organismen erst dazu überreden, das zu tun, was wir wollen“, sagt Robertson, Chefforscher der US-Biotech-Firma Joule Unlimited. Stolz schwenkt er eines der mit grüner Flüssigkeit gefüllten Reagenzröhrchen. Der geschäftig wirkende Biochemiker arbeitet in einem schmucklosen Zweckbau am Life Sciences Square der Universitätsstadt Cambridge im US-Bundesstaat Massachusetts.

Sein Labor ist karg möbliert, die Decke brüchig. Und doch geschieht hier Wundersames: Es geht um die Lösung des Weltenergieproblems. Robertson und seine Kollegen haben Blaualgen erschaffen, die Dieselkraftstoff produzieren.

Fachleute schwärmen von einer neuen, grünen Revolution. Mit Gentechnik und raffinierten Zucht- und Ausleseverfahren peppen Biochemiker vor allem in den USA Blau- und Grünalgen zu Winz-Fabriken für Öl, Ethanol oder Diesel auf.

Grüner Algensud schwappt in Zuchtteichen und zirkuliert durch glänzende Bioreaktoren oder pralle Plastikschläuche. Schon tanken erste Autos, Schiffe und Flugzeuge testweise den Algensprit. Investoren wie die Rockefeller-Familie

und Microsoft-Gründer Bill Gates setzen Millionenbeträge auf die Kraft der grünen Brühe. „Die industrielle Produktion von Öl aus Algen ist die nächstliegende Möglichkeit, künftig das Erdöl zu ersetzen“, sagt Jason Pyle von der kalifornischen Firma Sapphire Energy, die mit Algenhilfe bereits Rohöl herstellt.

Auch die etablierte Ölindustrie ist in das Geschäft eingestiegen. „Kraftstoff aus Algen kann eine entscheidende neue Energiequelle werden“, sagt Emil Jacobs, Forschungsvorstand von Exxon Mobil. Der Ölkonzern investiert 600 Millionen Dollar in die Firma Synthetic Genomics des Erbgut-Entschlüsslers Craig Venter.

Die Verheißungen sind groß: Wer als Erster ökologisch nachhaltigen und klimaneutralen Biosprit zu konkurrenzfähigen Preisen anbieten kann, wird nicht nur Milliarden verdienen, sondern noch dazu Geschichte schreiben.

Mit altem Frittenfett zum Betrieb genügsamer Landmaschinen starteten Do-it-yourself-Dieselbarone vor Jahrzehnten das Biospritgeschäft. Inzwischen treibt aus Getreide gewonnenes Ethanol Hunderttausende Autos an. In den USA etwa enthalten mehr als 40 Prozent des Benzins Ethanol-Beimischungen. In Fermentern, so groß wie Zeppeline, entsteht der Stoff, wenn Maische aus Mais oder Roggen mit Hefe gärt.

Doch der Autoschnaps genießt keinen guten Ruf. Weniger als 4000 Liter Ethanol jährlich liefert ein Hektar Maisacker; und jeder Liter davon wird mit rund 8000 Liter Süßwasser erkauft. Außerdem geht wertvolles Ackerland für den Nahrungsmittelanbau verloren. In der vergangenen Saison ernteten die Bauern in den USA erstmals mehr Mais für die Ethanol-Produktion als für die Viehzucht. Der Biospritboom treibt die Lebensmittelpreise nach oben.

Viele Ökologen halten den Anbau von Energiepflanzen daher inzwischen für einen Irrweg. Algen dagegen verbrauchen kein Ackerland. Sonne, Salzwasser, etwas Dünger und Kohlendioxid reichen den genügsamen Winzlingen zum Leben. Weil sie bei der Photosynthese etwa so viel CO_2 verbrauchen, wie später beim Verbrennen ihres Öls wieder frei wird, ist Algensprit auch noch klimaneutral.

Verblüffend erscheint auch ihre Produktivität: Wer ein Hektar sonniger Wüste mit Algenbecken vollstellt, gewinnt aus ihrer Biomasse nach einem Jahr fast achtmal so viel Biosprit wie ein Bauer aus Energiemais (siehe Grafik).

Die Firma Sapphire gehört zu den Pionieren der Branche. Firmenchef Pyle hat die Vision, Wüste in fruchtbares Energieland zu verwandeln: „Dazu müssen wir Algen wie Reis anbauen, in flachen Wasserbecken, auf Tausenden Hektar.“ Nur so könne es gelingen, Algenöl in großen Mengen und zu wettbewerbsfähigen Preisen zu produzieren.

Ein Barrel grünes Rohöl von Sapphire soll künftig zwischen 70 und 100 Dollar kosten – und damit deutlich weniger als Erdöl. Ähnlich wie beim Getreideanbau sind dafür allerdings Hochleistungssorten nötig. Ertrag, Krankheitsresistenz und „Erntefähigkeit“ der verwendeten Grünalgen seien optimiert, berichtet Pyle. Schon erproben die Sapphire-Ingenieure ihre grünen Zauberwichtel in einer Kleinanlage in New Mexico. Zusammen mit dem Agrarkonzern Monsanto und dem CO_2-Produzenten Linde wollen die Algenbastler auf 120 Hektar bald auch das kommerzielle Geschäft ausloten.

Doch die Sapphire-Algen können nur ein Anfang sein. Denn sie reichern das Öl lediglich in ihrem Innern an. Wer es gewinnen will, muss die Geschöpfe ernten und in einem teuren und aufwendigen Prozess gleichsam auspressen.

Andere Forscher züchten deshalb Algen, die gar nicht erst geerntet werden müssen: Sie schwitzen den Treibstoff der Zukunft gleichsam aus. Die Evolution habe nichts hervorgebracht, was in großem Stil Biosprit aus CO_2 produziere, erläutert Biologe Venter: „Deshalb müssen wir es eben bauen.“

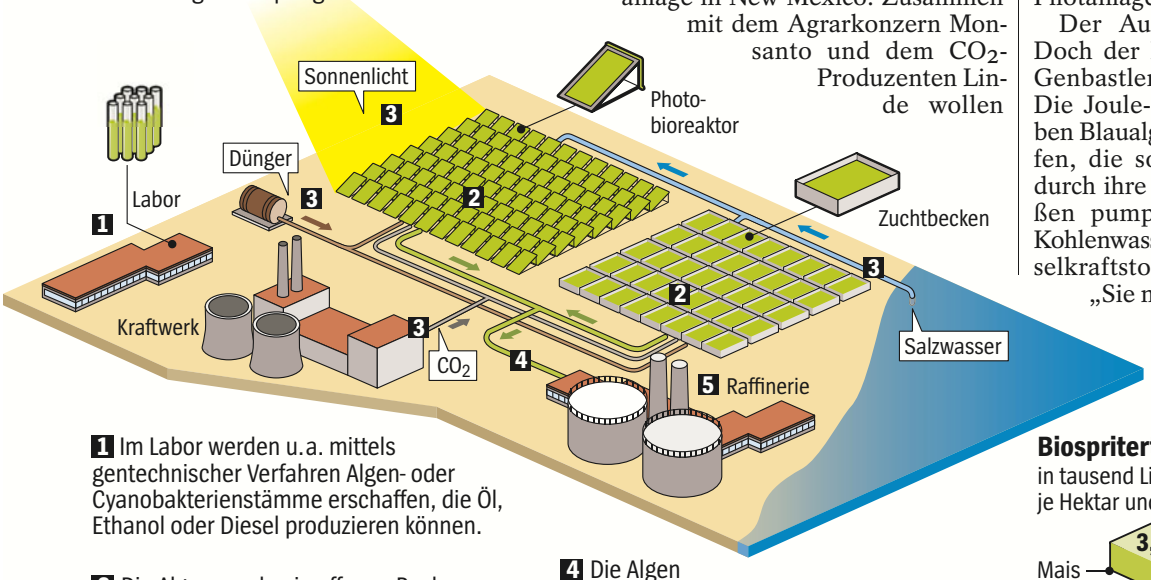
Im Labor der Firma Joule sind die ersten dieser Wunderorganismen schon zu bestaunen. Zu den Werkzeugen der Bioingenieure gehören Nährmedien, Brutschränke und vor allem Datenbanken, in denen die DNA-Sequenzen Tausender Mikroorganismen verzeichnet sind. In ihnen fahndet Robertson mit seinen Leuten nach vielversprechenden Genschnipseln, die sie anschließend isolieren und in das Erbgut von Blaualgen einschleusen.

Dutzende Varianten der auch Cyanobakterien genannten Winzlinge dümpeln bei Joule in bauchigen Glaskolben. Grüne Suppe füllt kleine Photobioreaktoren, in denen die Blaualgen unter verschiedenen Umweltbedingungen getestet werden. „Hier simulieren wir zum Beispiel den Tag-Nacht-Rhythmus von Texas“, erläutert Robertson einen der Versuche; in Texas steht eine Pilotanlage der Firma.

Der Aufwand ist enorm. Doch der Erfolg scheint den Genbastlern recht zu geben. Die Joule-Mikrobiologen haben Blaualgenstämme erschaffen, die sogenannte Alkane durch ihre Membran nach außen pumpen, energiereiche Kohlenwasserstoffe, die in Dieselkraftstoff enthalten sind. „Sie müssen die Zelle davon überzeugen,

Treibstoff aus der Wüste

Wie aus Algen Biosprit gewonnen wird



1 Im Labor werden u.a. mittels gentechnischer Verfahren Algen- oder Cyanobakterienstämme erschaffen, die Öl, Ethanol oder Diesel produzieren können.

2 Die Algen werden in offenen Becken oder Photobioreaktoren gezüchtet.

3 Zum Wachsen benötigen sie Sonnenlicht, Salzwasser, Dünger und Kohlendioxid (z.B. aus Kohlekraft- oder Zementwerken).

4 Die Algen werden geerntet, ihr Öl wird extrahiert. Bei anderen Verfahren scheiden die Algen direkt Öl oder Ethanol ab.

5 In einer Raffinerie wird das Algenprodukt zu Benzin oder Diesel veredelt.

Biospritertrag
in tausend Litern
je Hektar und Jahr

Quellen: Joule Unlimited; John Benemann; USDA

das Wachstum ein- und stattdessen das gewünschte Produkt herzustellen“, erläutert der Forscher. Anders als bei Getreide komme am Ende kein minderwertiger Brennstoff, sondern hochreiner Kraftstoff ohne Schwefel und Benzol heraus. Robertson: „Sie können unser Produkt direkt in Ihr Auto tanken.“

In Hightech-Bioreaktoren verrichten die Laboralgen nun ihren Dienst. Stetig perlt Kohlendioxid durch die grün schimmernden Paneele, die an Sonnenkollektoren erinnern. Rund 140 000 Liter Biosprit jährlich will Robertson später einmal auf einem Hektar Land gewinnen – 40-mal so viel wie aus Energiemais. Etwa 500 Hektar Wüstenland in New Mexico hat sich Joule gesichert, um eine erste kommerzielle Anlage zu errichten.

Doch werden die Laborgeschöpfe auf dem freien Feld wirklich so gut funktionieren wie im Labor? Berechnungen zufolge dürften manche Algenanlagen mehr Dünger und Energie pro Hektar verbrauchen als der Getreideanbau. Und die Mikroalgen kommen mit dem Kohlendioxid der Luft nicht aus. Forscher schätzen, dass eine kommerzielle Algenspritanlage etwa 10 000 Kubikmeter CO_2 pro Tag brauchte. Ob und wie das Gas in dieser Menge beispielsweise aus den Abgasen großer Kohlekraftwerke gewonnen und zu den Algenfarmen gebracht werden kann, ist unklar.

Zudem könnte der Landverbrauch enorm ausfallen. Im Fachblatt „Science“ rechneten Forscher der niederländischen Wageningen-Universität unlängst vor, dass theoretisch die Fläche Portugals voller Algenbecken gestellt werden müsste, um den heutigen Treibstoffbedarf Europas zu decken. Ein „Sprung in der Mikroalgen-Technologie“ sei notwendig, um die Produktivität mindestens zu verdreifachen, mahnten die Experten.

Pyle und Robertson versprechen diesen Fortschritt. Sie beharren darauf, dass sich mit Algentechnologie künftig ein signifikanter Teil des Energiebedarfs decken lasse. „Unfruchtbares Land mit hoher Sonneneinstrahlung gibt es zweifellos genug auf der Erde“, sagt Robertson. Einen großen Vorteil sieht er auch darin, dass Algensprit problemlos in die Pipelines und Raffinerien der Ölindustrie eingespeist werden könnte. Für Autos oder Flugzeuge würde sich nichts ändern.

Dass die Umstellung auf Algensprit aber noch eine Weile dauern wird, räumen selbst die Pioniere ein. Zuweilen sind es ganz profane Dinge, die der grünen Revolution noch im Wege stehen.

Den Züchtern der Firma Sapphire etwa spielen zehnbeinige Gourmets übel mit. „Shrimps finden, dass Algen gutes Futter sind“, erzählt Firmenchef Pyle, „wenn wir nicht aufpassen, verwandelt sich unsere Algenzucht ganz schnell in eine Shrimps-Farm.“ Philip Bethge

ROLF ZÖLLNER / EPD

Evangelische Kirche in Brandenburg: *Leitkultur der Konfessionslosen*

GESELLSCHAFT

Gottlose Trendsetter

Worin unterscheiden sich Ungläubige von Gläubigen? Atheisten sind gebildeter, toleranter und wissen mehr über den Gott, an den sie selbst nicht glauben.

Barry Kosmin ist ein Marktforscher der etwas anderen Art. Die von ihm untersuchten Kunden konsumieren bei Firmen, die Namen wie Lifechurch.tv oder World Overcomers Christian Church™ tragen. Der Soziologe analysiert die von US-Kirchen angebotenen Souvenirshops, Fernsehsendungen und Gottesdienstleistungen.

Vor allem aber erforscht Kosmin jene Gruppe von Kunden, die sich im Konsumstreik befinden und keine religiösen Produkte nachfragen: die Ungläubigen. „Die Konfessionslosen sind das am schnellsten wachsende Segment auf dem Markt der Weltanschauungen“, sagt Kosmin. „In den vergangenen 20 Jahren hat sich ihre Zahl in den USA auf 15 Prozent verdoppelt.“

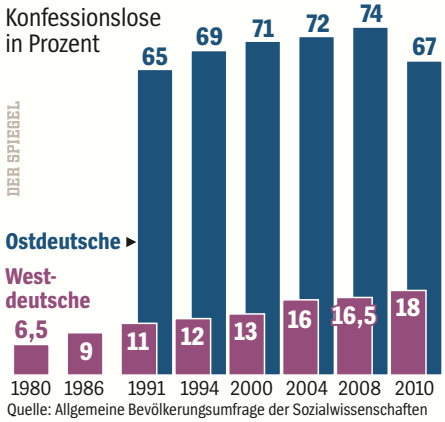
Der Leiter des „Institute for the Study of Secularism in Society and Culture“ am Trinity College in Hartford, Connecticut, gehört zu den wenigen Wissenschaftlern, die sich dem Studium des Säkularismus verschrieben haben. Dazu gehören Gruppierungen wie Atheisten, Agnostiker, Humanisten und religiös Indifferente.

Weltweit kommen Religionslose mit einem Anteil von rund 15 Prozent (1 Milliarde) bereits an dritter Stelle nach Christen (rund 2,3 Milliarden) und Muslimen (etwa 1,6 Milliarden). Dennoch ist über die Gottlosen erstaunlich wenig bekannt: Wer sind sie, was glauben sie?

„Manchmal komme ich mir vor wie Christoph Kolumbus auf der Expedition zu einem unbekannten Kontinent“, sagt Kosmin. „Viele meinen zum Beispiel, dass die Bevölkerung der USA immer religiöser wird; aber das ist eine optische Täuschung. Viele Evangelikale sind einfach politischer und lauter geworden.“

Und zwar wohl auch deshalb, weil der Religionsmarkt schrumpft. In den USA verlieren die Kirchen jedes Jahr bis zu eine Million Mitglieder. In Europa ist die Verweltlichung noch weiter fortgeschritten, in Frankreich liegt der Anteil der Religionslosen, die weder an Gott noch an eine

Ungläubiger Osten



Quelle: Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften

höhere Macht glauben, bei 40 Prozent, in Deutschland bei etwa 27 Prozent.

Bislang wurde das Feld vor allem von religionsfreundlichen Wissenschaftlern beackert. Der Vatikan war ein Pionier der neuen Forschungsrichtung, als er 1965 das „Sekretariat für die Nichtglaubenden“ einrichtete, um „in das Denken moderner Atheisten einzudringen“ und „den Grund für ihre geistige Verwirrung und ihre Leugnung Gottes“ zu verstehen. Inzwischen befürchten die Theologen, dass sogar die Kirchen von Atheisten unterwandert sind. Drei Prozent der Protestanten gaben in einer EKD-Umfrage an, nicht an Gott zu glauben. Manch ein Kirchenmann tröstet sich gar damit, dass der Gotteszweifel selbst eine Erfindung des christlichen Abendlands sei. Doch selbst das ist zweifelhaft: Zu den gottlosesten Ländern werden gern China, Südkorea und Japan gezählt.

Nun wollen Säkularisierungsforscher wie Kosmin herausfinden, worin sich Skeptiker von Gläubigen unterscheiden. Ihre ersten Befunde sind überraschend: Während früher die Religionslosigkeit tendenziell von gebildeten, wohlhabenden, männlichen Städtern gepflegt wurde, erobern die Atheisten nun auf breiter Front die Gesellschaft.

Woran glaubt, wer nicht glaubt? Der Soziologe Phil Zuckerman, der am kalifornischen Pitzer College „Secular Studies“ als Hauptfach einführen will, betont, dass Religionslose stark werteorientiert seien: Sie setzten sich mehr gegen Todesstrafe, Krieg und Diskriminierung ein als der Durchschnitt. Und sie hätten weniger Vorbehalte gegen Ausländer, Homosexuelle, Oralsex und Haschisch.

Die erstaunlichste Einsicht: Die Atheisten wissen mehr über den Gott, an den sie nicht glauben, als die Gläubigen selbst. Zu diesem Ergebnis zumindest kam das Pew Center 2010 in einer Umfrage in den USA. Selbst wenn man den höheren Bildungsgrad der Gottlosen herausrechnete, waren sie in Glaubensfragen besser informiert – gefolgt von Juden und Mormonen.

Doch ihr religiöses Wissen nützt ihnen nichts, Ungläubige rangieren in den USA ganz unten auf der Beliebtheitsskala, noch hinter Muslimen und Schwulen. In South Carolina und Arkansas dürfen Gottlose kein öffentliches Amt bekleiden.

Leider haben sie keine schlagkräftige Organisation wie die Gläubigen hinter sich. Den typischen Nichtgläubigen gibt es nicht, jede Gesellschaft bringt eigene Säkularismen hervor. Deutschland ist dabei für Soziologen so etwas wie ein historisches Experiment, sauber getrennt in Ost und West. In der ehemaligen DDR hat sich über 20 Jahre nach der Wiedervereinigung ein volkstümlicher Atheismus der dritten Generation herausgebildet, der längst kein Merkmal der gebildeten Stände mehr ist, sondern Leitkultur.

JASON GROW / DER SPIEGEL

Psychologin Caldwell-Harris: *„Manchen erscheint selbst schlechtes Wetter als schicksalhaft“*

Rund 67 Prozent der Ostdeutschen sind konfessionslos; im Westen liegt der Anteil hingegen bei 18 Prozent. Eine Trendwende ist nicht in Sicht: Die Kinder von konfessionslosen Eltern werden mit fast hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit ebenfalls konfessionslos – vor allem die Einstellung der Mutter prägt.

Mit dem Wegfall der antikirchlichen Repression durch das DDR-Regime fand keine Rechristianisierung statt, im Gegenteil: „Nach der Wende haben sich die Kirchenaustritte im Osten sogar noch beschleunigt“, berichtet der Religionssoziologe Detlef Pollack von der Uni Münster.

Ausgerechnet die Nähe von Staat und Kirche habe zur Entkirchlichung im Osten beigetragen, sagt er: Durch öffentlich finanzierte theologische Lehrstühle, Militärseelsorge und kirchliche Vertreter in Rundfunkräten werde Religion als herrschaftsnah und aus dem Westen kommend wahrgenommen.

Deutschland widerlegt auch die Annahme, dass ökonomische Unsicherheit die Menschen gläubiger macht – das Gegenteil scheint zu stimmen: Die Ölkrisen der siebziger Jahre, die Wendezeit und der aktuelle Finanzcrash gingen mit Austrittswellen einher. Viele Ex-Christen nennen dabei die Kirchensteuer als Grund.

Nach Einschätzung von Pollack ist der Osten ein Trendsetter, irgendwann würden auch im Westen über 70 Prozent Konfessionslose leben. Allerdings werde die Religion nie ganz verschwinden, glaubt der Soziologe: „Wenn Kirchenanhänger in die Minderheit geraten, setzt oft der sogenannte Diaspora-Effekt ein, und das Zusammengehörigkeitsgefühl in den versprengten Gemeinden nimmt wieder zu.“

Ähnlich sieht das auch Catherine Caldwell-Harris von der Boston University. „Es gibt einfach zwei kognitive Denkstile unter den Menschen“, sagt die Psychologin. „Die einen erkennen überall einen tieferen Sinn, selbst schlechtes Wetter erscheint ihnen schicksalhaft. Die anderen sind rein neurobiologisch eher als Skeptiker veranlagt, die mit Glauben nicht viel anfangen können.“

Derzeit überprüft sie ihre neuropsychologische Hypothese durch einfache Experimente: Die Probanden sehen einen Film, in dem sich Dreiecke umherbewegen. Die einen erleben diesen Film als menschliches Drama, in dem das große Dreieck das kleine angreift. Die anderen beschreiben ganz mechanistisch, wie sich die geometrischen Formen bewegen. Wer Dreiecke nicht vermenschlicht, so ihre Vermutung, neigt eher zur Glaubensferne. „Von den Anlagen her gab es immer beide Denkstile“, sagt Caldwell-Harris, „aber früher hielten Skeptiker den Mund, um nicht auf dem Scheiterhaufen zu landen.“

Nur ein winziger Teil der Ungläubigen ist dabei so radikal wie die „starken Atheisten“ um den Briten Richard Dawkins. Die Mehrheit sei eher religiös indifferent oder milde agnostisch, analysiert Kosmin. Daneben gebe es säkulare Humanisten, Freidenker und viele weitere Fraktionen, so der Soziologe: „Eines der Probleme der Atheismusforschung ist, dass wir uns nicht auf eine einheitliche Terminologie verständigen können. Jeder Forscher erfindet eigene Bezeichnungen.“

Dann erzählt er von einem Treffen säkularer Verbände vergangenes Jahr in Washington. Sie planten eine Großdemonstration. „Aber die konnten sich nicht einmal auf ein Motto einigen. Das hatte fast etwas von Monty Python.“ Der Marsch fiel aus. Hilmar Schmundt

COMPUTER

Zaubertricks in der Mikrowelt

Eine kanadische Firma meldet stolz den ersten Verkauf eines Quantenrechners. Doch funktioniert die Maschine überhaupt?

Der schwarze Quader wiegt so viel wie ein ausgewachsener Elefant. In seinem Innern schlägt ein kleines kaltes Herz.

Was anmutet wie ein außerirdischer Monolith, ist der angeblich erste kommerziell verfügbare Quantencomputer. Seit neuestem kann ihn jeder bei der kanadischen Technikschmiede D-Wave Systems ordern – vorausgesetzt, der Käufer verfügt über zehn Millionen Dollar und genug Vertrauen in die Hightech-Firma.

Als erster Kunde hat jetzt Lockheed Martin zugeschlagen. Der US-Rüstungskonzern will mit dem zimmergroßen „D-Wave One“ sein Rechenzentrum aufstocken, angeblich um damit die Qualitätskontrolle bei der Entwicklung von neuen Produkten zu verbessern. Aber funktioniert die Maschine auch?

Schon länger wird Quantencomputern eine große Zukunft vorhergesagt. Worin sie sich von herkömmlichen Rechnern unterscheiden, ist für Laien nicht ganz einfach zu verstehen. Ein normaler Computer besteht aus Hunderten Millionen Transistoren; im Prinzip handelt es sich um winzige Schalter, die Strom entweder durchlassen oder nicht – die Grundlage aller Rechenprozesse. Auch ein Quantencomputer besteht aus mikroskopisch kleinen Schaltern; doch die gehorchen den geheimnisvollen Gesetzen der Quantenphysik. Das hat zur Folge, dass diese Quantenschalter, Qubits genannt, gleichzeitig an und aus sein können.

Und mehr noch: Die Qubits lassen sich so miteinander verketten, dass in dem Quantencomputer extrem viele Zahlen zugleich existieren. Fachleute nennen diesen Vorgang „Verschränkung“ und sehen darin das größte Potential des Quantencomputers: Durch diesen Zaubertrick ist er in der Lage, mit all jenen Zahlen gleichzeitig zu operieren. So könnte ein Quantenchip sekundenschnell Aufgaben rechnen, die konventionelle Supercomputer erst nach Jahren lösen würden – wenn überhaupt. Große Fortschritte erhoffen sich Programmierer für Simulationen, Verschlüsselungstechniken oder die Erschaffung Künstlicher Intelligenz.

Der Haken an der Sache: Bislang lassen sich Quanteneffekte im Laborversuch meist nur bei einzelnen Teilchen beobachten. Und Atome genau zu steuern und miteinander zu verschränken ist äußerst schwierig. Schon die geringste Störung reißt die Teilchen heraus aus dem Verband – sie sind von Natur aus empfindliche Einzelgänger. Quantencomputer sind daher bislang noch nicht aus dem Experimentierstadium herausgewachsen.

Diese Probleme wollen die Erbauer von D-Wave One nun mit einem anderen Ansatz umgehen. Statt mit einzelnen Teilchen arbeiten sie mit ganzen Schaltkreisen. Ihre Prozessoren werden ähnlich hergestellt wie gewöhnliche Computerchips – aber im Betrieb stark heruntergekühlt. Denn bei extrem niedrigen Temperaturen, nur knapp oberhalb des absoluten Nullpunkts von minus 273 Grad Celsius, treten auch bei elektrischen Leitern Quanteneffekte auf. Ein solcher Tiefkühlchip, bestehend aus 128 magnetisch verbundenen Qubits, bildet das Herzstück der überdimensionalen Gefriertruhe D-Wave One.

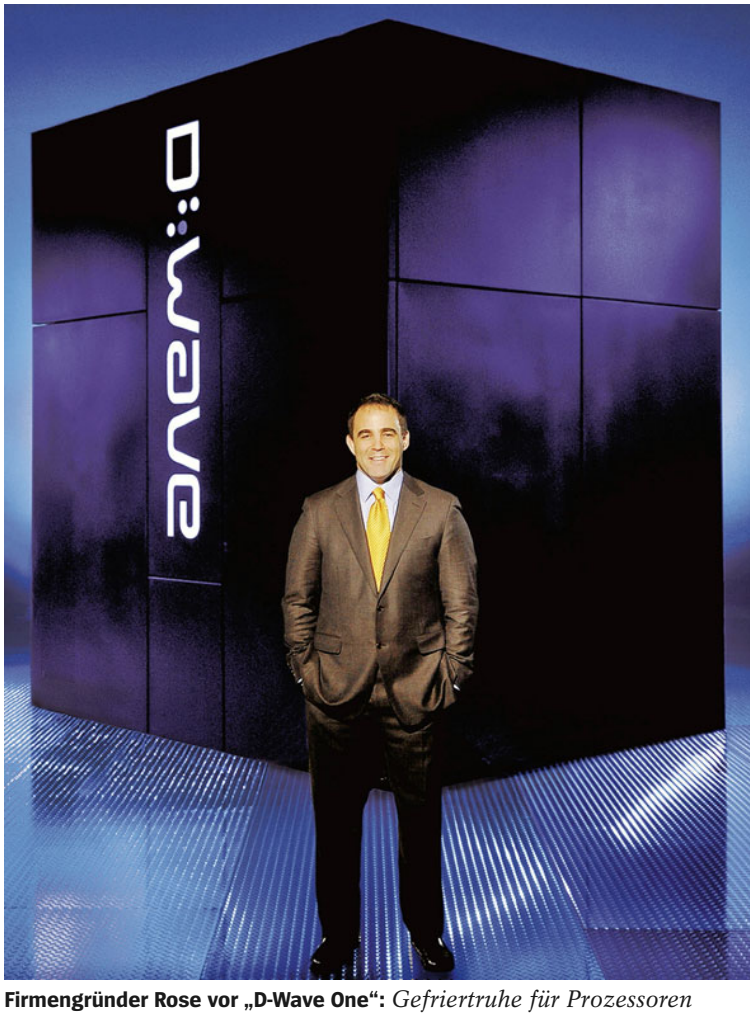
Falls der Quantenrechner funktioniert, könnte sich die Investition für Lockheed Martin vielfach auszahlen. Doch D-Wave Systems hält sich wohlweislich mit Garantien zurück: „Wir kommentieren grundsätzlich nicht die Leistungsfähigkeit des Geräts“, sagt Geordie Rose, Mitgründer und technischer Leiter des Unternehmens. Zugleich prahlt er, dass keiner auch nur entfernt an D-Wave heranreiche.

Schon vor einigen Jahren stellte die Firma einen Chip vor, der Sudoku-Rätsel lösen konnte. Doch da das Unternehmen die Details des Rechners geheim hielt, bemängelten Physiker, dass er womöglich nur wie ein gewöhnlicher Prozessor rechne, ganz ohne Quanteneffekte. „Von einem programmierbaren Quantencomputer scheint auch D-Wave noch weit entfernt zu sein“, sagt etwa Immanuel Bloch, Direktor am Garchinger Max-Planck-Institut für Quantenoptik.

Andere Forscher sind weniger kritisch. Michael Bremner von der Universität Hannover glaubt, dass der Ansatz ein großes Potential hat. „Während andere mühevoll einzelne Qubits aneinanderreihen“, so Bremner, „bauen die Kanadier gleich einen Chip und hoffen anschließend zeigen zu können, dass die Anlage wie ein Quantencomputer funktioniert.“

Zudem könnte der größte Einwand gegen den Rechner von D-Wave an Bedeutung verlieren. Zweifelhaft ist zwar, dass seine 128 Qubits wirklich miteinander verschränkt sind. Doch unter den Forschern setzt sich mittlerweile die Meinung durch, dass eine Verschränkung nicht unbedingt notwendig für einen Quantenrechner ist.

Während Theoretiker immer noch rätseln, unter welchen Bedingungen ein Quantencomputer entstehen kann, basteln die Praktiker weiter an ihren Rechnern. Auch Google experimentiert bereits mit dieser Technologie. Der Internetriese stellte eine Software für Bilderkennung vor, die Quantenchips von D-Wave nutzte. Angeblich besser als jedes Programm zuvor konnte es auf Fotos Autos identifizieren. HRISTIO BOYTCHEV



Firmengründer Rose vor „D-Wave One“: *Gefriertruhe für Prozessoren*

FRANK HORMANN / NORDLICHT / DER SPIEGEL

Verhaltensbiologin Düpjan beim Aufzeichnen von Schweinelauten: *Erst Unmut macht sie gesprächig*

TIERE

Aufruhr im Stall

Verhaltensforscher entschlüsseln Sprache und Gefühlswelt von Schweinen, um deren Aufzucht zu verbessern. Genetiker träumen sogar von der Züchtung stressresistenter Nutztiere.

Draußen in Dummerstorf ist die Welt noch in Ordnung: saftig das Grün der Bäume und klar das Wasser der umliegenden Seen. Inmitten dieses Idylls in Mecklenburg-Vorpommern müht sich der Mensch, die Sprache der Schweine zu verstehen.

Ausgerüstet mit einem Aufzeichnungsgerät besucht die Verhaltensforscherin Sandra Düpjan die Schweinezucht des Leibniz-Instituts für Nutztierbiologie, die in der kleinen Ortschaft nahe Rostock gelegen ist. Düpjan hält einem Borstenvieh ein Mikrofon unter die Nase und sieht dabei aus wie eine Hörfunkreporterin beim Interview. Glaubt sie wirklich, das Tier gebe ihr eine Antwort?

Ja, das tut es wohl. Schweine sind überaus neugierig und recht kommunikativ; man muss nur wissen, wie man ihre Lautäußerungen zu deuten hat. Düpjan und ihre Kollegen entwickeln derzeit eine Software, um die tierischen Grunzlaute in farbige Stresswerte auf dem Computer umzuwandeln. „Mit der Vokalisationsanalyse messen wir das Wohlbefinden der Tiere“, erläutert Düpjan.

„Viele Menschen glauben, dass tieftönende Grunzer beim Schwein ein Wohlgefühl ausdrücken“, so die Forscherin, aber das Gegenteil sei richtig. Wenn Ferkel und Sauen mit sich und der Umwelt im Reinen seien, „kommt da nicht so viel“. Erst Unmut mache die Schweine gesprächig. Unter Stress geraten Schweine etwa, wenn ihnen ein Artgenosse zu eng auf die Pelle rückt oder wenn sie Hunger und Durst plagen.

Auch andere Verhaltensforscher wollen endlich jenen Nutztieren Gehör verschaffen, die bislang ungehört als Schnitzel oder Steaks in der Bratpfanne landen. An der Universität Rostock werden dazu Untersuchungen aus der ganzen Republik in dem Forschungsprojekt „Phänomics“ gebündelt, das vornehmlich einem Ziel dient: die Gefühlswelt von Schweinen und Rindern auszuleuchten.

Landwirte und Mastbetriebe dürften die Forschungsergebnisse mit großem Interesse erwarten. Selbst unter idealen Haltungsbedingungen fallen Schweine übereinander her. „Wenn Sie unbekannte Schweine zusammenbringen, dann werden die sich erst mal hauen und die Rangordnung ausfechten“, sagt Joachim Krieter vom Institut für Tierzucht und Tierhaltung der Universität Kiel.

Die Wühler balgen sich zunächst im sogenannten Lateralkampf, indem sie sich im Kreis drehen und versuchen, einander seitlich wegzuschubsen. Im schlimmeren Frontalkampf fliegen richtig die Fetzen, die Tiere fügen sich teils enorme Wunden zu.

Mitunter beißen die Wutzen wegen quälender Langeweile auch auf den Kringelschwänzen ihrer Artgenossen herum; schwere Infektionen drohen. Zugluft im Stall wiederum kann die Sensiblen aus der Fassung bringen. Auch wenn die wanstigen Buchtbewohner vom Futterzum Kotplatz durch den Liegebereich laufen müssen, droht Ungemach.

Der Aufruhr im Stall sorgt teils für erhebliche Mehrkosten und Verluste im

FRANK HORMANN / NORDLICHT / DER SPIEGEL

Biochemikerin Brandt: *Suche nach dem Wohlfühl-Gen im Rinderhirn*

Tierbestand. Doch Düpjan sieht inzwischen die Möglichkeit, „das Wohlbefinden der Tiere zu messen – und wenn möglich zu fördern“. Denn von den alltäglichen Dramen kündet ein ganzes Arsenal verschiedener akustischer Signale.

Ein tieffrequentes Brummen, von Menschen als harscher Laut wahrgenommen, steht häufig am Beginn einer Keilerei. Höherfrequente Töne signalisieren eine angespannte Lage. Vehemente Grunzquieker und schließlich gar langanhaltende Schreie zeugen von einer Eskalation.

Zwischen den Extremen liegen etliche Abstufungen von Lautäußerungen, die Düpjan und ihre Kollegen inzwischen erstaunlich treffsicher zu interpretieren vermögen. Künftig könnten die Erkenntnisse der Bioakustiker in einer Art Frühwarnsystem für den Stall Verwendung finden.

Die Erkundungen der Phänomics-Forscher gehen allerdings über den akuten Stress hinaus. Aufdecken wollen sie das gesamte Aggressions- und Sozialverhalten der Stallbewohner. „Wir arbeiten an der größten Studie, die es dazu bisher gibt“, sagt Joachim Krieter.

Sein Team untersucht derzeit 1200 Schweine im Versuchsbetrieb der Universität Kiel per Videoüberwachung. Krieters Leute fahnden nach geborenen Querulanten, die schon im jungen Ferkelalter als Raufbolde auffallen und von diesem Verhalten auch später nicht ablassen.

Besonderes Interesse gilt zudem jenen Rabenmüttern unter den Sauen, die ihre eigene Brut dezimieren. Krieter: „Die lassen sich ohne Vorwarnung auf den Boden fallen, und wumms – erdrücken sie ihren Nachwuchs.“

Während diese Sauen selbst auf das panische Quieken ihrer Sprösslinge nicht reagieren, steuern andere Muttertiere ihre fünf Zentner Gewicht äußerst umsichtig durch die Bucht. Wie ist das zu erklären? Haben sie andere Erbanlagen als die ausgeglicheneren Artgenossen?

Bislang interessierte Genetiker vor allem der Fleischertrag der Nutztiere. Die Experten können inzwischen erkennen, ob jene für die Fettproduktion zuständigen Gene einer Schweinerasse aktiv sind, die besonders massige Sauen versprechen – oder ob bei der möglichen Zucht eher weniger fette Tiere zu erwarten sind. Nun aber suchen sie auch nach Genen für Wohlbefinden, die bei künftigen Züchtungen eine große Rolle spielen könnten.

Schweine stecken den Viehtreiber besser weg, wenn eine rote Lampe sie vor dem Stromschlag warnt.

„Wir haben die Wahl zwischen zwei Ansätzen“, sagt Klaus Wimmers, Molekularbiologe von der Universität Rostock: „Wir steigern das Wohlbefinden des Tieres durch optimale Gestaltung des Stalls – oder wir selektieren Tiere, die sich auch auf dem Spaltenboden wohlfühlen.“

Die Experten von Phänomics fahnden deshalb nach Biomarkern für Stressresistenz und Genügsamkeit. Die Dummerstorfer Biochemikerin Bettina Brandt etwa durchforstet zu diesem Zweck die Hirne von Rindern nach dem Wohlfühl-Gen. Aus der Amygdala – einem Hirnzentrum, in dem Gefühle gesteuert werden – entnimmt sie dazu Gewebeproben. Molekularbiologen wie Wimmers werten diese Stichproben aus.

„Wir brauchen eine balancierte Tierzucht“, sagt der Forscher. „Wir müssen berücksichtigen, dass der Produzent damit Geld verdienen will. Aber auch, dass der Verbraucher sichere Lebensmittel von glücklichen Tieren haben möchte.“

Am Reißbrett der Verhaltensforscher nimmt das Schwein der Zukunft also Konturen an: stets rosig und zufrieden, von praller Masse und auch durch die Widrigkeiten des Zuchtbetriebs nicht aus der Ruhe zu bringen – ein Fabelwesen?

„Das von uns angestrebte Optimum steht schon im Stall“, versichert Molekularbiologe Wimmers, „wir schaffen nichts Neues, wir müssen nur noch die richtigen Tiere rauspicken.“

Mit einem straffen Zuchtprogramm sei es sicher möglich, weniger aggressive Tiere zu züchten, bestätigt Krieter. Dadurch könnte es sogar gelingen, mehr Tiere auf dem gleichen Platz zu halten. Doch zugleich warnt der Kieler Wissenschaftler: „Es wäre unethisch, die Tiere so zu züchten, dass man anschließend die Haltungsbedingungen verschlechtern kann.“

Denkbar wäre aber auch, die zur Nervosität neigenden Viecher mit einem Stresstraining für den widrigen Stallalltag zu wappnen. So hat Düpjan in einem Experiment nachgewiesen, dass die Tiere den Impuls eines elektrischen Viehtreibers besser wegstecken, wenn sie zuvor durch eine rote Lampe vor dem kurzen Stromschlag gewarnt werden.

Düpjan und ihre Kollegen können zwar die Unmutsäußerungen des Schweins mittlerweile recht gut interpretieren. In anderen Alltagssituationen tappen sie indes noch weitgehend im Dunkeln.

Unklar ist beispielsweise, warum die Tiere stets zur Fütterungszeit quieken. „Wir wissen nicht: Freuen sie sich, oder wird ihnen schmerzlich bewusst, wie viel Hunger sie haben“, räumt Düpjan ein.

Verglichen mit anderen Nutztieren sind Schweine aber ergiebige Forschungsobjekte. Andere Viecher äußern sich viel weniger oder weit unklarer.

Kürzlich wandte sich ein Hühnerzüchter hilfesuchend an die Mecklenburger Tierbiologen. Der Mann bat um ein Frühwarnsystem, weil unter seinen Vögeln regelmäßig Massenpaniken ausbrechen.

Die Kooperation scheiterte. Düpjan machte dem Unternehmer klar, dass selbst eine rudimentäre Entschlüsselung der Hühnersprache viele Jahre in Anspruch nehmen würde. Frank Thadeusz

ARCHÄOLOGIE

Lunte am Hut

In einem Wrack haben Taucher die Terrorwaffen des berüchtigten Piraten Blackbeard entdeckt: Er ließ Splitterbomben auf Handelsschiffe abfeuern.

BRIDGEMANART.COM

Pirat Blackbeard im Kampf (Gemälde, 1920): *Perfide Überfalltaktik*

Wie kein anderer Pirat seiner Zeit liebte es Edward Teach, Terror zu verbreiten. In der Öffentlichkeit zeigte sich der Seeräuber meist mit einem umfangreichen Waffenarsenal. Monströse Klingen und Pistolen baumelten von Gurten herab.

Glanzstück seiner Selbstinszenierung aber war sein langer schwarzer Bart, der ihm den Kampfnamen „Blackbeard“ einbrachte. Vor Seeschlachten knotete er sich Lunten an die Hutkrempe, die er dann vor schauderndem Publikum in Brand steckte.

Doch seine Auftritte waren nicht nur Einschüchterungsshow; der wohl aus Bristol stammende Bandit meinte es bitterernst. Wenn er zu Beginn des 18. Jahrhunderts in der Karibik und vor der Ostküste Nordamerikas reiche Handelsschiffe enterte, ging er mit seinen Feinden nicht gerade zimperlich um, wie Unterwasserarchäologen jetzt herausgefunden haben.

Beim jüngsten Tauchgang zum Wrack seines Schiffs, der „Queen Anne’s Revenge“ vor der Küste des US-Bundesstaats North Carolina, entdeckten die Forscher, womit Blackbeards Männer geschossen haben: einem Gemisch aus Bleischrot, Nägeln und Glasscherben.

Diese scharfkantigen Geschosse fügten Seeleuten, die es nicht rechtzeitig unter Deck schafften, schlimme, oftmals tödliche Verletzungen zu. Die angegriffenen Schiffe hingegen blieben bis auf harmlose Kratzer unversehrt – eine perfide Überfalltaktik. Sein Ziel war, dass sich die Opfer kampflos ergaben.

„Die Piraten wollten die Handelsschiffe ja möglichst ohne größere Materialschäden in ihre Gewalt bringen“, erklärt Mark Wilde-Ramsing, Direktor des Queen Anne’s Revenge Project, in dem sich mehrere Institute zusammengeschlossen haben, um das Piratenschiff zu erforschen. Der Archäologe kennt das Wrack seit seiner Entdeckung im Jahr 1996 und war auch bei dem jüngsten Tauchgang dabei: „Wir wollten gerade einen Anker zur Bergung vorbereiten, als wir auf diese drei ungewöhnlichen Haufen stießen.“

Die Piraten fertigten aus dem Schrotgemisch eine Art Splitterbombe, indem sie es in kleine Säcke aus Segelplane einnähten. So verpackt, passten die Splitter perfekt in die Kanonenrohre. Beim Abfeuern zerriss das Tuch – und die Schrotgeschosse zerfetzten die Leiber.

Bisher haben die Forscher erst fünf der zwölf geborgenen Kanonen von Bord der „Queen Anne’s Revenge“ ausgiebig untersucht und gereinigt. „Es ist gut möglich, dass wir noch weitere Splitterbomben finden“, sagt Wilde-Ramsing. „Blackbeard scheint eine Vorliebe für diese kleinteilige Art von Munition gehabt zu haben.“

Dafür spricht auch der historische Bericht von der letzten Schlacht des Freibeuters gegen die Männer des Lieutenant der Royal Navy, Robert Maynard. In dem Dokument heißt es, der Pirat habe Flaschen auf die Schiffe der Royal Navy werfen lassen, die mit einer Mischung aus Metall- und Glassplittern sowie mit Schießpulver gefüllt gewesen und mit einer brennenden Lunte scharf gemacht worden seien.

Tatsächlich hat Wilde-Ramsing an Bord der „Queen Anne’s Revenge“ eine große Menge kleiner leerer Glasflaschen entdeckt. „Sie waren französischer Herkunft und gehörten wahrscheinlich einst zur Ladung der ‚La Concorde‘, als die Piraten das Schiff in ihre Gewalt brachten“, sagt der Archäologe. 1717 fiel der Dreimaster Blackbeard rund hundert Seemeilen vor Martinique in die Hände. An Bord befanden sich über 400 Sklaven, 20 Pfund Goldstaub und eine heruntergekommene, erschöpfte Mannschaft – leichtes Spiel für die Piraten. Blackbeard taufte die „La Concorde“ um in „Queen Anne’s Revenge“ und machte sie zum Flaggschiff seiner Flotte.

Was ursprünglich in den Glasflaschen war, lässt sich heute nicht mehr mit Sicherheit sagen. „Vielleicht Öl, vielleicht Parfüm, vielleicht auch Alkohol“, mutmaßt Wilde-Ramsing. Auf jeden Fall hatten sie eine praktische Größe für Blackbeards Wurfgeschosse, sie fassen etwa einen halben Liter. „Die Piraten haben den Inhalt wahrscheinlich einfach über Bord gekippt – oder ausgetrunken – und dann den scharfkantigen Schrott hineingefüllt“, vermutet Wilde-Ramsing.

Eher nebensächlich war für Blackbeard die Wahl der Kanonen. Keine Rolle spielte es für ihn, woher sie stammten oder ob sie einheitlicher Bauart waren. Zwei der schon gesäuberten Geschütze stammen aus Schweden; auf zwei weiteren fanden die Forscher englische Stempel.

Die Munitionsfunde im Wrack der „Queen Anne’s Revenge“ bestätigen, dass die Blackbeard-Mannschaft ihrer Flagge alle Ehre machte. Denn statt des legendären Totenkopfs mit gekreuzten Gebeinen führte der Pirat einer Überlieferung zufolge ein ganzes Skelett in der Schiffsfahne. In der einen Hand hielt es eine Sanduhr, die Botschaft an die Feinde: Eure Zeit ist abgelaufen! In der anderen Hand hielt es einen Speer – als Symbol für den gewaltsamen Tod.

Ehrensache, dass Blackbeard keines natürlichen Todes starb. Im Laufe einer Seeschlacht wurde er von Soldaten seiner Majestät enthauptet. Der Legende nach schwamm sein kopfloser Körper noch ein paar Runden im tosenden Meer.

ANGELIKA FRANZ

„Wedding Peach“

SAMMLUNG LINDA MANZ

„Heidi“

SAMMLUNG FROSTRUBIN

COLLECTION OF MIKE & JEANNE GLAD

„Dragon Ball Z“

KUNST

Quietschebunte Welten

Ihrem erschreckend friedlichen Wesen ist die ferne Herkunft nicht anzusehen. Aber die treudeutsche Zeichentrickfigur Biene Maja hat – cinematografisch – die gleichen Wurzeln wie die asiatisch-aggressiven Pokémon-Monster. Die Helden beider Kinderserien entstammen der quietschebunten japanischen Zeichentrickschule namens Anime, die seit Anfang der Siebziger für die Ästhetik des Animationsfilms stilprägend ist. Die Bundeskunsthalle in Bonn widmet dem farbigen Phänomen jetzt eine Ausstellung. Zusammen mit dem Deutschen Filmmuseum haben die Bonner unter dem Titel „Anime! High Art – Pop Culture“ Texte, Filme und Requisiten rund um die animierten Phantasiefiguren zusammengetragen. Die Beispiele reichen von den frühen in Japan für Europa produzierten TV-Serien „Heidi“ oder eben „Biene Maja“ bis hin zu den Animationsfilmen von heute, die sich auf einem globalisierten Markt bewähren müssen. Ähnlich wie um die Manga-Comics hat sich auch um die mystischen Anime-Welten längst eine Fankultur gebildet. Die Bonner Schau (vom 29. Juli bis 8. Januar) präsentiert zudem Beispiele jener bizarren japanischen Zeichentrickkunst für Erwachsene, in der überwiegend dunkle Kräfte walten.

Miss Li

BARTILLA / POP-EYE

POP

Gefühlsdesign

Rätselhaftes Schweden! Nach den USA und England ist es das Land, das, pro Kopf gerechnet, den meisten englischsprachigen Pop exportiert. Wie machen die das bloß? Da gibt es etwa Linda „Miss Li“ Carlsson, eine Sängerin aus Stockholm. „Beats & Bruises“ heißt ihr neues Album, es ist voll mit bezaubernd hingequengeltem Schrammel-Rock, der manchmal in Richtung Country ausbricht. Keine Musik, die nach Skandinavien klingt. Zumal die Songs tief in der amerikanischen Unterschichtsüberlieferung verankert sind: Es geht um Drogenverherrlichung, Alkoholmissbrauch und Jungs mit Pistolen, auch eine „murder ballad“ ist dabei. Das Ganze könnte in einem Vaudeville-Theater spielen. Amerikanischer geht es kaum. Das wird aber mit einer Unschuld eingesungen, die keinen Augenblick lang suggeriert, Miss Li wisse, wovon sie da singt. Vielleicht ist das ja das Geheimnis: Nicht nur in Möbeln und Klamotten – Schweden brilliert eben auch im Gefühlsdesign.

MENSCHENRECHTE

„Mein Land ist eine Wüste“

Der Schriftsteller Ali al-Dschalawi, 36, über die Gewalt gegen Künstler in Bahrain und seine Flucht vor dem Regime

SPIEGEL: Herr al-Dschalawi, Sie sind ein bekannter Dichter in Ihrer Heimat Bahrain, suchen jetzt aber Zuflucht in Deutschland. Warum?

Al-Dschalawi: Nach den prodemokratischen Protesten im Februar gab es überall im Land Razzien, viele Menschen wurden verhaftet. Ich habe vor Demonstranten auf einem großen Platz in der Hauptstadt Manama ein Gedicht rezitiert, und als meine Eltern anschließend Besuch von Sicherheitskräften bekamen, wusste ich, dass ich Bahrain verlassen musste. Ich fuhr zuerst in den Libanon und kam so nach Deutschland.

Al-Dschalawi

SPIEGEL: Wovor hatten Sie Angst?

Al-Dschalawi: Ich war in den neunziger Jahren schon zweimal im Gefängnis. Das erste Mal wegen eines Gedichts, das ich mit 17 Jahren geschrieben hatte, das zweite Mal wegen einer Kampagne für politische Rechte, an der ich mich beteiligt hatte. In dieser Zeit wurde ich gefoltert, und das wollte ich nie wieder erleben müssen.

SPIEGEL: Hat die Gewalt gegenüber oppositionellen Schriftstellern in den vergangenen Monaten zugenommen?

Al-Dschalawi: Es gab schon immer drei große Tabus, über die nicht geschrieben werden durfte: Sex, Religion, Politik. Dafür kam man früher direkt ins Gefängnis. In den vergangenen Jahren hatte sich die Lage ein wenig gebessert, aber jetzt ist es so schlimm wie nie. Ich kenne zwei Autoren, die nach zwei Tagen im Gefängnis gestorben sind.

SPIEGEL: Was haben Sie in Deutschland vor?

Al-Dschalawi: Mein Übergangsvisum ist gerade ausgelaufen, zum Glück hat mir die Schriftstellervereinigung PEN ein kleines Stipendium in Weimar organisiert. Dafür bin ich sehr dankbar, es erspart mir den langwierigen Asylantrag.

SPIEGEL: Glauben Sie, dass sich die Lage in Bahrain bald verändern wird?

Al-Dschalawi: Nein. Die Königsfamilie und die Minister sind schon sehr lange in ihren Ämtern, und sie werden alles daransetzen, ihre Macht zu erhalten. Ich denke, dass ich lange in Deutschland bleiben muss. Aber auch wenn mein Land eine Wüste ist, will ich dorthin zurück. Dort habe ich meine Frau und meinen zehn Jahre alten Sohn zurückgelassen.

KINO IN KÜRZE

„Cars 2“ wirkt ein wenig wie filmgewordenes Verkehrschaos. Zahllose Autos, von der schrottreifen Rostlaube bis zum schnittigen Boliden, ächzen und rasen im neuesten Animationsspektakel der Firma Pixar über die Leinwand. Doch sie nehmen sich immer wieder gegenseitig die Vorfahrt. Der Charme des ersten „Cars“-Films, in dem Regisseur John Lasseter Autos zu fast menschlichen Charakteren stilisierte, verliert sich in der Fortsetzung. Durch die vielen bereiften Helden geht die Handlung in die Breite; um Tempo zu machen, springt der Film nervös von den USA über Japan nach Europa. Eine hektische Besichtigungs-Tour-de-Force, bei der das Publikum viele der liebevoll ausgestalteten Details kaum richtig würdigen kann.

WALT DISNEY STUDIOS

LITERATUR

Drei Leben

Die Wirklichkeit besitzt einen harten Kern, den auch die Fiktion nicht aufheben kann. Im Vexierspiel von Dichtung und Wahrheit erlangt das Erträumte seinen dokumentarischen Mehrwert und das Erlebte seine märchenhafte Faszination.

Die Wiener Schriftstellerin Sabine Gruber, 1963 in Meran geboren, tritt in ihrem neuen Roman „Stillbach oder Die Sehnsucht“ eine literarische Erinnerungsreise durch 70 Jahre italienischer, südtiroler und deutscher Geschichte an, in der sie drei Zeiten, drei Welten und drei Frauenleben geradezu mythisch ineinander verwebt.

Clara, Ines und Emma stammen aus Stillbach, einem fiktiven Ort in Südtirol, aus dem sie ausgebrochen sind und den sie doch nicht hinter sich lassen können. Als Ines unerwartet stirbt, findet ihre Schulfreundin Clara im Nachlass ein Manuskript, in dem Ines von ihrer Ferienarbeit während des Sommers 1978 in einem kleinen römischen Hotel erzählt. Die Besitzerin ist die verwitwete Emma, eine Wanderin zwischen zwei Kulturen, die schon vor dem Krieg erst nach Venedig, dann nach Rom kam und zum Kummer ihrer Familie dort den Hotelierssohn heiratete – eine gute Partie zwar, aber ein Italiener; und auch noch eine Mussehe, da der Welsche sie geschwängert hatte.

SABINE GRUBER
Stillbach oder Die Sehnsucht
Verlag C. H. Beck, München; 380 Seiten; 19,95 Euro

Ines’ und Emmas Geschichte macht als Buch im Buch den größten Teil dieses Romans aus, in dessen Rahmenhandlung Clara nach verborgenen Spuren der toten Freundin sucht. Der Stoff könnte ins Seichte abgleiten, würden die Figuren nicht zeitgeschichtliche Verstrickungen zwischen den Kriegsgräueln des Faschismus, dem Terrorismus der Roten Brigaden und der Verlotterung Italiens unter dem gegenwärtigen Ministerpräsidenten auf wunderbar komplexe und doch präzise Weise in individuelle Schicksale umsetzen. Das Private fügt sich ins Ganze ein, das große Allgemeine von Politik und Geschichte bestimmt Glück, Liebe und Sehnsucht des Einzelnen.

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Das Glück rennt hinterher“

Die Regisseurin und Autorin Doris Dörrie über
Fluch und Segen der Hippie-Bewegung und die ewige Suche
nach einer guten Geschichte

RON REID / CAMERA PRESS / PICTURE PRESS

Hippies auf dem Festival in Glastonbury 1971: *„Sie schrien wie am Spieß, weil sie auf einem schlechten Trip waren“*

SPIEGEL: Frau Dörrie, Sie erzählen in Ihrem neuen Buch von einer Hippie-Mutter aus Göttingen, die Mitte der Siebziger in Spanien herumgammelt, sich kaum um ihre Tochter kümmert, mit einem spießigen Familienvater eine Affäre beginnt und damit so viel Unglück anrichtet, dass die Beteiligten 30 Jahre später noch schwer daran zu tragen haben. Wollten Sie mit den Hippies abrechnen?

Dörrie: Nein, es geht mir nicht ums Abrechnen. Ich will weder die Ideen der Hippies noch die Romanfigur Ingrid verurteilen, ich will sie aber auch nicht entschuldigen. Mich interessiert die Ambivalenz. Ingrid lebt als junge Frau eine große Freiheit, und natürlich sieht sie darüber hinweg, dass die Freiheit, die sie in Anspruch nimmt, sich für ihre Tochter nicht so toll anfühlt. Aber diese Ingrid ist eben auch ein Kind ihrer Zeit. Sie ist eine alleinerziehende, unglücklich verliebte Mutter, die niemandem Böses will.

SPIEGEL: Die ihrer Tochter aber dennoch schadet. Ihre Ingrid lässt an die Verwünschungen des französischen Schriftstellers Michel Houellebecq denken, der unter seiner eigenen Hippie-Mutter angeblich schwer gelitten hat. Houellebecq hat geschrieben, für ihn seien Hippies wie Serienkiller, weil sie die Erfüllung der eigenen Wünsche über das Gemeinwohl stellten und über alle Moral.

Dörrie: Kann sein, dass Houellebecq diese autobiografische Erfahrung hat. Ich habe die nicht. Ich bin kein Kind von Hippies und war nie ein Hippie. Ich war im Grunde nie Teil von irgendwas, ich habe mich immer als Beobachterin gefühlt. Ich war zu jung für 68 und zu jung für die Hippies. Als Schülerin in Hannover, so mit zwölf Jahren, bin ich Marxistin-Leninistin geworden, aber nur weil ich total verknallt war in einen Typen, der steinalt war: Der war schon 17 und bei der KPD/ML, bei der Kommunistischen Partei Deutschlands, Unterabteilung Marxisten-Leninisten. Als ich dann nach dem Abitur 1973 zum Studieren in die USA ging, habe ich dort sehr viel von den Nachwirkungen der Hippie-Zeit mitbekommen.

SPIEGEL: Was haben Sie dort erlebt?

Dörrie: Ich war in Kalifornien, auf der Universität in Stockton, nicht weit entfernt von San Francisco. Dort gab es viele Drogenwracks, die Überbleibsel der Hippie-Bewegung waren, und Kriegsheimkehrer aus Vietnam. Ich erinnere mich, dass in diesem wunderschönen, friedlichen College wirklich nachts Leute auf der Straße lagen und schrien wie am Spieß, weil sie gerade auf einem schlechten Trip waren. Man musste immer den Betreuer anrufen, wenn es Krach gab. Dort kam schon damals ein psychotherapeutischer Betreuer auf zehn Studenten. Ich fand das sehr befremdlich. Ich hatte noch nie einen Psychotherapeuten zu Gesicht bekommen. Ich habe das alles wie auf einer Bühne gesehen.

SPIEGEL: In Ihrem Buch beschreiben Sie das Hippie-Leben der Siebziger als absurdes Theater, in dem Ihre Helden tagsüber halbnackt am Strand von Torremolinos in der Hitze herumhüpfen, abends auf Bongos trommeln und nachts in ihre stinkenden Schlafsäcke heulen. War es wirklich so schlimm?

Dörrie: Ich war Ende der Siebziger öfter in Spanien und habe damals genau das beobachtet und mich etwa gefragt, ob die Kinder dieser Hippies so glücklich sind mit ihren Rastazöpfen und damit, dass sie sich ihren Po von morgens bis abends im Sand wundscheuern. Oft haben sich diese verwilderten kleinen Kinder auf mich gestürzt, wohl weil ich jünger war als ihre Eltern, ihre Verlorenheit hat mich sehr berührt.

SPIEGEL: Ihre Ingrid hat ihrer Roman-Tochter den typischen Hippie-Namen Apple gegeben. Sie schreiben, Kinder wie Apple würden ihren Eltern später „hauptberuflich ihr Leben von damals übelnehmen“. Zu Recht?

Dörrie: Wissen Sie, ich versuche zu erzählen, nicht zu urteilen. Ich glaube, dass Eltern auf sehr unterschiedliche Weise das Leben ihrer Kinder versauen können. Was die Hippies auf ihre Art falsch gemacht haben, machen heutige Eltern vielleicht auf andere Art falsch. Ist unser Eltern-Egoismus heute wirklich besser? Verbrämen viele von uns mit ihrer großen Fürsorge für die Kinder nicht ganz eigene Interessen? Beobachten wir womöglich unsere eigenen Kinder zu sehr, versuchen wir viel zu stark, über sie zu leben, und werden ihnen damit zur Last? Diese ständige Kontrolle in den sehr kleinen Familien, in denen wir inzwischen leben, ist auch eine Form von Egozentrik. Es kann gut sein, dass unsere Kinder uns das später auch um die Ohren hauen und sagen: Mein Gott, ihr habt ja irgendwie immer nur auf uns gestarrt!

SPIEGEL: Sie schicken im Buch die altgewordenen Egozentriker der siebziger Jahre an die Costa del Sol der Gegenwart, wo sie in den dortigen deutschen Altenheimen auf ziemlich komische Art den Traum vom Lebensabend in der Sonne hassen lernen. Ist das der Beitrag zum Modethema alternde Gesellschaft?

Dörrie: Mich interessieren nicht Themen, sondern Geschichten.

SPIEGEL: Klingt sehr nach amerikanischer Schule. Wie stark hat Ihre Studienzeit in den USA Ihre Vorstellung vom Schreiben und vom filmischen Erzählen geprägt?

Dörrie: Ich hatte in Amerika ein Erweckungserlebnis. Ich kam aus Hannover, aus einer humanistisch geprägten Umgebung mit Griechisch und Latein, mein Vater hatte schon Griechisch und Latein gelernt, meine Mutter auch. In der ersten Vorlesung in Theaterwissenschaften in Stockton zog der Professor dann die „Antigone“ heraus. Ich dachte sofort an die gefühlten fünf Jahre mit dieser Tragödie im Griechischunterricht: Um Gottes willen, jetzt geht das wieder los! Doch dieser Professor hat nur gesagt: Okay, Sie lesen das jetzt, und ich will von Ihnen nur eines wissen – is it a good story, yes or no? Das fand ich großartig. Das hat mich sehr befreit.

SPIEGEL: Für viele deutsche Literaturkritiker ist es ein eher nachrangiges Kriterium, ob die Geschichte, die ein Roman erzählt, nun ein Reißer ist. Die interessiert mehr die Eleganz der Sprache oder die Entwicklung von Figuren.

Dörrie: Ich finde, diese Dinge müssen etwas mit der Story zu tun haben. Selbst in der Oper interessiert mich nie die Musik allein, sondern auch die Frage: Ist es gut erzählt? In der Oper ist es fast ein Tabu zu fragen, ob „Rigoletto“ oder „Don Giovanni“ eine gute Geschichte erzählen. Mich würden diese Opern aber

PETER SCHINZLER / DER SPIEGEL

Doris Dörrie

ist ein Doppeltalent. Ihre Romane und Erzählungen sind ebenso erfolgreich wie ihre Filme. Dörrie, 56, wuchs in Hannover auf und begann 1973 in den USA ein Studium, das sie in München fortsetzte. Sie wurde mit Filmen wie „Männer“ (1985), „Ich und Er“ (1988), „Keiner liebt mich“ (1994) und „Kirschblüten – Hanami“ (2008) bekannt, als Buchautorin begann sie mit der Geschichtensammlung „Liebe, Schmerz und das ganze verdammte Zeug“ (1987). Seit einigen Jahren inszeniert Dörrie auch Opern, aktuell erarbeitet sie in Hamburg Mozarts „Don Giovanni“, Premiere ist im September. Mit ihrem Roman „Alles inklusive“ (Diogenes Verlag, Zürich; 256 Seiten; 21,90 Euro) geht Dörrie im Herbst auf Lesereise.

CINETEXT (L.); M. BOTHOR / MAJESTIC (R.)

Dörrie-Filme „Männer“, 1985, „Kirschblüten – Hanami“, 2008*: *„Fatale Mischform aus Komödie und Tragödie“*

nicht interessieren, wenn nicht großartige Storys in ihnen stecken würden.

SPIEGEL: In fast allen Ihren Büchern und in Filmen von „Männer“ bis „Kirschblüten – Hanami“ strampeln sich Leute ab, weil sie partout glücklich sein möchten. Sie haben mal den schönen Satz gesagt: Die größte Befreiung für die Menschen bestünde darin, nicht ständig glücklich sein zu wollen.

Dörrie: Das ist so.

SPIEGEL: Warum hetzen dann auch in Ihrem neuen Werk alle Ihre Figuren diesem Glücksanspruch, den sie sich in den Kopf gesetzt haben, wie besessen hinterher – weil man ihnen diesen Anspruch nicht ausreden kann?

Dörrie: Wir alle rennen dem Glück nach, das Glück rennt hinterher. Die Suche nach dem Glück ist ein klares Indiz dafür, wie gesättigt eine Gesellschaft ist. Es gibt diese Glücks-Nationenwertungen, für die man die Bewohner sämtlicher Länder der Welt befragt, wie glücklich sie sich fühlen. In denen erkennt man, dass mehr Reichtum nicht automatisch glücklicher macht. Auch Bewohner von Ländern mit geringem Bruttosozialprodukt können sich als glücklich einschätzen. Warum? Sie haben gar nicht so viel Zeit, darüber nachzudenken, ob sie jetzt glücklich sind oder nicht. Sondern sie denken darüber nach, ob ihre Kinder und sie heute oder morgen was zu essen haben. Erst wenn unsere Grundbedürfnisse abgesichert sind, machen wir uns Gedanken darüber, ob wir eigentlich glücklich sind. Dann definieren wir uns aus dem Mangel heraus, darüber, was wir alles nicht haben. Dann sind wir plötzlich nicht jung genug, dann sind wir nicht schön genug, dann sind wir nicht schlank genug, dann kommen halt sehr, sehr viele Dinge, die mit den Grundbedürfnissen erst mal gar nichts zu tun haben.

SPIEGEL: Die Hippies haben ihre Vorstellung vom Glück einerseits vom materiellen Reichtum abgekoppelt, andererseits haben sie den Anspruch auf Glück zum Maßstab dafür gemacht, ob das Leben gelingt oder nicht. War das der Grundirrtum?

Dörrie: Die Idee, den zu lieben, der neben mir steht, nach dem Hippie-Motto „love the one you’re with“, war gar nicht so schlecht. Aber die Abkopplung vom Materiellen hat nicht funktioniert. Die meisten Hippies waren gutsituierte Kinder des Mittelstandes. Die waren keine armen Schlucker. Und bei allem Hippie-Gehabe hatten sie später oft genug Geld, um sich in den Hippie-Paradiesen auch Häuser und Altenheimplätze zu kaufen. Selbst im Spanien der siebziger Jahre hatten die Hippies im Vergleich zu den Fischern viel Geld. Und wenn es nur Bafög war.

SPIEGEL: Trotz des schärferen Blicks zeichnet Ihre Bücher und Filme eine Milde aus. Sie geraten Ihnen immer zu Komödien. Fehlt Ihnen der Mut zur Tragödie?

Dörrie: Nein, ich möchte unterhalten! Nicht langweilen. Ob eher traurig oder komisch – es sind andere, die auf alles, was ich mache, immer Komödie draufschreiben. Weil sich das halt gut verkauft oder weil es ab und zu mal was zu lachen gibt. Ich habe mich dagegen immer gewehrt, auch der Film „Männer“ war für mich keine Komödie. Ich würde mich solchen Bezeichnungen gern verweigern.

PETER SCHINZLER / DER SPIEGEL

Dörrie, SPIEGEL-Redakteure*
„Ich will Energie in die Welt setzen“

SPIEGEL: Warum lassen Sie Ihre Geschichten fast nie tragisch ausgehen?

Dörrie: Weil die Tragödie großes Pathos behauptet und meistens nicht der Wahrheit entspricht. Die ganz große Tragödie in der Kunst ist oft eine Einladung, sich erhaben zurückzulehnen. Deshalb begegnet man bei mir so oft dieser fatalen Mischform, die im Leben besonders schwer zu ertragen ist. Bei mir sind die Dinge immer in der Schwebe und können auch in ihrer größten Tragik durchaus komisch sein. Vielen von uns Deutschen fehlt der schwarze Humor, um diese Komik zu sehen, die Engländer zum Beispiel sind darauf einfach besser trainiert oder sogar gedrillt.

SPIEGEL: Ihr nächstes Filmprojekt ist die Verfilmung einer Erzählung des Anwalts und Bestsellerautors Ferdinand von Schirach, die ausgerechnet „Glück“ heißt. Was reizt Sie an dem Stoff, außer dem Titel?

Dörrie: „Glück“ hat mich sofort angesprungen, weil diese Geschichte verdreht und kompliziert ist. Es ist erst mal die tragische Story von zwei Außenseitern, die in Berlin zueinanderfinden, einem Punk und einer Prostituierten. Ihr Glück ist extrem, kippt und wird zerstört, als ein Freier tot in der Wohnung der Prostituierten liegt. Am Ende schaffen die beiden dann doch fast ein Happy End. Dabei haben sie, auch weil sie traumatisiert sind, eine sehr bescheidene und vielleicht sogar spießige Vorstellung vom Glück. O Gott, die sind glücklich, wenn sie zusammen im Zimmerchen sitzen und Abendbrot essen am gedeckten Tisch mit Messer und Gabel! So was finde ich interessant, gerade weil es von meiner Glücksvorstellung ziemlich weit weg ist.

SPIEGEL: Wie sieht die aus?

Dörrie: Hmm. Abendbrot auch ab und zu, absolut! Aber ansonsten die Fähigkeit, von einem Moment zum nächsten zu ge-

* Oben links: mit Heiner Lauterbach, Uwe Ochsenknecht; rechts: Elmar Wepper, Aya Irizuki; unten: Claudia Voigt, Wolfgang Höbel in München.

hen und dabei zu schauen: Wie beschenkt mich dieser Moment, oder wie kann ich ihn so gestalten, dass es ein glücklicher Moment wird, nicht nur für mich, sondern auch für andere?

SPIEGEL: Das hört sich an wie aus einem dieser Glücksratgeberbücher. Kann es sein, dass Sie mit Ihren Filmen und mit Ihren Büchern auch Lebenshilfe geben?

Dörrie: Ich glaube, dazu sind meine Figuren zu widersprüchlich, als dass es so funktionieren könnte.

SPIEGEL: Der strenge Filmtheoretiker Georg Seeßlen hat Ihre Werke trotzdem mal als „Feelgood-Pharmaka“ bezeichnet. Steckt darin für Sie ein Kompliment?

Dörrie: Ich hoffe jedenfalls, der Herr hat viel davon eingeschmissen. Im Ernst glaube ich, dass Kunst eine Form von Energie vermitteln kann. Ich sehe keine gute Grundvoraussetzung darin, sich vorzunehmen, dass jemand meine Romane liest oder in meine Filme geht und sich danach beschissener fühlt als vorher. Ich erwarte, wenn ich ein Buch lese oder wenn ich ins Kino gehe oder in eine Ausstellung, dass ich Freude oder Begeisterung empfinde, dass ich innerlich etwas in Bewegung komme durch Gefühle, Gedanken oder auch durch Mitleiden. Und ich erhoffe mir von meinen Arbeiten, dass sie diese Art von Energie in die Welt setzen.

SPIEGEL: Was lehren Sie Ihre Studenten?

Dörrie: Ich erzähle ihnen Geschichten vom Scheitern.

SPIEGEL: Warum?

Dörrie: Gerade unter Filmemachern ist die Haltung verbreitet, total cool erscheinen zu wollen, als habe man alles im Griff. Diese Haltung lässt aber nichts entstehen. Deshalb bitte ich alle Gastdozenten, die ich in die Hochschule einlade, erst mal von ihrem Scheitern zu erzählen. Was ich meinen Studenten primär beizubringen versuche, ist das Management der eigenen Angst. Beim Filmemachen passiert vieles unvermittelt, oft ist schon am ersten Drehtag klar, ob ein Projekt hopp oder top ist. Man muss sich nackt zeigen können, wenn man inszeniert, vor den Schauspielern, vorm Team. Man muss sich trauen, sich der Lächerlichkeit preiszugeben. Nur dann trauen sich die anderen auch. Deshalb versuche ich immer, am Set der allererste Depp zu sein – der, der die Spielregeln aufstellt. Jeder darf sich lächerlich machen. Daraus entsteht in der Regel sehr viel mehr, als wenn alle aus Angst heraus behaupten: Ich bin cool, ich bin super.

SPIEGEL: War es für Sie ein Akt der Selbstverwirklichung, Regisseurin zu werden und Bücher zu schreiben? War es ein Versuch, Ihr persönliches Glück zu finden?

Dörrie: Ich hätte das nie so bezeichnet, nein. Es war keine Selbstverwirklichung. Sondern der eigentlich sehr kühle Wunsch, diesen Beruf zu ergreifen.

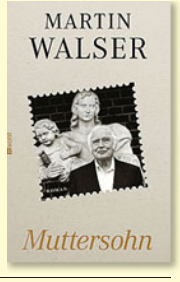
SPIEGEL: Frau Dörrie, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

1	(1)	**Jussi Adler-Olsen**	Erlösung dtv; 14,90 Euro
2	(2)	**Jussi Adler-Olsen**	Schändung dtv; 14,90 Euro
3	(3)	**Volker Klüpfel / Michael Kobr**	Schutzpatron Piper; 19,95 Euro
4	(5)	**Max Landorff**	Der Regler Scherz; 13,95 Euro
5	(4)	**Susan Elizabeth Phillips**	Der schönste Fehler meines Lebens Blanvalet; 14,99 Euro
6	(7)	**Karen Rose**	Todesstoß Knaur; 14,99 Euro
7	(8)	**Martin Suter**	Allmen und der rosa Diamant Diogenes; 18,90 Euro
8	(11)	**Horst Evers**	Für Eile fehlt mir die Zeit Rowohlt Berlin; 14,95 Euro
9	(10)	**Carlos Ruiz Zafón**	Marina S. Fischer; 19,95 Euro
10	(6)	**Donna Leon**	Auf Treu und Glauben Diogenes; 22,90 Euro
11	(–)	**Martin Walser**	Muttersohn Rowohlt; 24,95 Euro



Frömmelnder Roman über einen Pfleger in der Psychiatrie, der behauptet, per Jungfernzeugung zur Welt gekommen zu sein

12	(14)	**Rita Falk**	Winterkartoffelknödel dtv; 12,90 Euro
13	(15)	**Tommy Jaud**	Hummeldumm Scherz; 13,95 Euro
14	(12)	**Arno Geiger**	Der alte König in seinem Exil Hanser; 17,90 Euro
15	(9)	**Richelle Mead**	Schicksalsbande – Vampire Academy 6 Lyx; 12,99 Euro
16	(16)	**Hans Fallada**	Jeder stirbt für sich allein Aufbau; 19,95 Euro
17	(13)	**Simon Beckett**	Verwesung Wunderlich; 22,95 Euro
18	(17)	**Dora Heldt**	Kein Wort zu Papa dtv; 12,90 Euro
19	(20)	**P. C. Cast / Kristin Cast**	Versucht – House of Night 6 FJB; 16,95 Euro
20	(19)	**Rita Falk**	Dampfnudelblues dtv; 14,90 Euro

Sachbücher

1	(1)	**Heribert Schwan**	Die Frau an seiner Seite – Leben und Leiden der Hannelore Kohl Heyne; 19,99 Euro
2	(2)	**Dieter Nuhr**	Der ultimative Ratgeber für alles Bastei Lübbe; 12,99 Euro
3	(3)	**Margot Käßmann**	Sehnsucht nach Leben adeo; 17,99 Euro
4	(4)	**Walter Kohl**	Leben oder gelebt werden Integral; 18,99 Euro
5	(10)	**Richard David Precht**	Wer bin ich – und wenn ja, wie viele? Goldmann; 14,95 Euro
6	(5)	**Joachim Fuchsberger**	Altwerden ist nichts für Feiglinge Gütersloher Verlagshaus; 19,99 Euro

Mit gesammelten Lebensweisheiten wirbt der 84-jährige Unterhaltungskünstler für Respekt vor schlohweißen Haaren

7	(8)	**Andreas Kieling**	Ein deutscher Wandersommer Malik; 22,95 Euro
8	(6)	**Sven Kuntze**	Altern wie ein Gentleman C. Bertelsmann; 19,99 Euro
9	(9)	**Helmut Schmidt**	Religion in der Verantwortung Propyläen; 19,99 Euro
10	(7)	**Bud Spencer** mit Lorenzo De Luca und David De Filippi	Mein Leben, meine Filme – Die Autobiografie Schwarzkopf & Schwarzkopf; 19,95 Euro
11	(–)	**Richard David Precht**	Die Kunst, kein Egoist zu sein Goldmann; 19,99 Euro
12	(11)	**Leo Martin**	Ich krieg dich! Ariston; 14,99 Euro
13	(18)	**Corinne Hofmann**	Afrika, meine Passion A 1; 22,99 Euro
14	(12)	**Wolfgang Büscher**	Hartland – Zu Fuß durch Amerika Rowohlt Berlin; 19,95 Euro
15	(13)	**Martin Wehrle**	Ich arbeite in einem Irrenhaus Econ; 14,99 Euro
16	(14)	**Matthias Matussek**	Das katholische Abenteuer DVA; 19,99 Euro
17	(17)	**Axel Hacke / Giovanni di Lorenzo**	Wofür stehst Du? Kiepenheuer & Witsch; 18,95 Euro
18	(15)	**Hannelore Elsner**	Im Überschwang Kiepenheuer & Witsch; 19,99 Euro
19	(–)	**Kevin Dutton**	Gehirnflüsterer dtv; 14,90 Euro
20	(–)	**Peer Steinbrück**	Unterm Strich Hoffmann und Campe; 23 Euro

KUNSTMARKT

Die Madonna lächelt nicht

Ein Ehepaar aus Bayern ist sich sicher, ein Gemälde von Leonardo da Vinci gefunden zu haben. Um das zu beweisen, opfern die beiden ein Vermögen und riskieren ihre Reputation.

Irgendwann muss sie dann doch weinen. Evelin Bubenik, 64, ist ein ruhiger, zurückhaltender Mensch, sie versucht, gegen die Tränen anzukämpfen. „Du arme Maus“, sagt ihr Mann Ingo und küsst sie auf den Kopf. Ingo Bubenik, 70, steht in seinem Wohnzimmer in Pfaffenhofen, einem Städtchen in Bayern, das Telefon hat er noch in der Hand. An diesem Abend, es ist der 4. Juli, haben die Bubeniks erfahren, dass das Bild, dem sie Jahrzehnte ihres Lebens gewidmet haben, verschwunden ist.

Das Gemälde, um das es geht, zeigt eine Verkündigungsmadonna, es misst 105 mal 82 Zentimeter, Ölfarbe auf Pappelholz, entstanden um 1500. Ihm haben die Bubeniks ihre Zeit und ihr Vermögen geopfert. Sie sind sich sicher, dass ihr Bild die verschollene Altartafel aus der Mailänder Kirche San Francesco Grande ist, eine Madonna Immaculata. Deren Schöpfer: Leonardo da Vinci. Wenn es so wäre, hätten die Bubeniks ausgesorgt. Stattdessen hat das Bild sie ruiniert.

Ingo Bubenik, ein ehemaliger Galerist, und seine Frau haben sich darauf spezialisiert, Bilder, die keinem Maler zuzuordnen sind, aufzuspüren, sie zu restaurieren und einem Künstler zuzuschreiben.

Oft hatten sie Erfolg, den bislang größten im Jahr 2002, als die beiden ein verwahrlostes Gemälde mit zwei großen Rissen in einem Auktionshaus entdeckten. Die Pinselführung ließ sie an den Romantiker Caspar David Friedrich denken. Weil Geld für eine Restaurierung fehlte, gaben sie einem Freund den Tipp. Der ersteigerte das Bild für 80 Euro und ließ es restaurieren. Ein Friedrich-Experte urteilte danach: Es ist ein bislang unbekanntes Friedrich-Original. Am 15. Juni 2004 versteigerte Sotheby’s die „Nordische Frühlingslandschaft“ für 1,55 Millionen Euro. Die Bubeniks sind mit knapp 600 000 Euro am Gewinn beteiligt.

Das Ehepaar hofft auf einen ähnlichen Coup mit seinem Madonnenbild. Wäre es tatsächlich von Leonardo, dem Maler der „Mona Lisa“, wäre das eine Sensation. Höchstens ein Dutzend Arbeiten gelten derzeit als eindeutig von Leonardos Hand. Es scheint eine Ironie der Kunstgeschichte zu sein, dass in der vorvergangenen Woche ein angeblich echter Leonardo auftauchte, wenige Monate vor der monumentalen Leonardo-Ausstellung in der Londoner National Gallery im November. Dort soll das Bild, das Christus als Weltenretter darstellt, als authentisch präsentiert werden.

Verkündigungsmadonna, um 1500: *„Dieses Licht, wahnsinnig schön“*

Mit ihrem Leonardo aus Pfaffenhofen sind die Bubeniks noch nicht so weit.

Die Geschichte ihrer Besessenheit beginnt im September 1981. Da entdecken sie ein Madonnenbild in einem Münchner Auktionshaus.

Es war der Fleck auf dem Gewand der Jungfrau, der das Ehepaar stutzig machte. Die dunkle Stelle auf der weißen Tunika der Maria kommt Evelin und Ingo Bubenik verdächtig vor. „Wir waren elektrisiert“, sagt sie. Das Ehepaar glaubt, das Bild sei an dieser Stelle stümperhaft übermalt worden. Die Bubeniks ersteigern das Gemälde eines anonymen Künstlers, das im Katalog als „Italien, 15. Jh.“ ausgewiesen ist, für 3800 Mark.

Eine Reinigung bestätigt, dass sich die Bubeniks nicht getäuscht haben: Der Schatten auf dem weißen Kleid ist tatsächlich eine Übermalung mit einer neueren, unpassenden Farbe. Ein Restaurator nimmt sich des Bildes an und findet heraus, dass der Großteil des Gemäldes ein- oder mehrfach übermalt wurde. Ohne diese Farbschichten sieht die Madonna lebendiger aus. Die Arbeit dauert mehrere Jahre, die Restaurierung kostet rund 28 000 Mark. Zum Vorschein kommt ein ramponiertes Meisterwerk.

Es ist eine Verkündigungsmadonna: eine Maria, der gerade vom Erzengel Gabriel geweissagt wurde, dass sie jungfräulich den Sohn Gottes gebären werde.

In den Achtzigern hängt die Madonna eine Zeitlang über dem Tisch im Esszimmer der Bubeniks. Evelin Bubenik spricht zum ersten Mal aus, es könne sich um einen Leonardo handeln: „Man sieht, dass das Bild von einem Ausnahmekünstler gemalt sein muss. Der seelenvolle Ausdruck des Gesichts ist einzigartig.“

Nur ein Experte kann dem Bild die kunsthistorische Weihe geben. Zwar gibt es naturwissenschaftliche Verfahren, mit denen man Alter, Malweise oder die Zusammensetzung der Farben eines Bildes bestimmen kann, aber das allein reicht nicht. Erst durch eine Analyse des Stils, kunsthistorisches Wissen um den Künstler und seine Werkstatt und die Dokumentation einer plausiblen Herkunft lässt sich eine seriöse Aussage treffen. Je lückenloser die Provenienz eines Gemäldes nachzuweisen ist, desto besser. Sie ist für ein Bild so wichtig wie ein Stammbaum für ein Vollblutpferd.

Die Bubeniks bitten Leonardo-Kapazitäten zur Begutachtung. Ernst Ullmann, damals Professor an der Universität Leipzig, beißt an und veröffentlicht einen Aufsatz: „Entdeckt – Eine bislang unbekannte Verkündigungsmadonna Leonardo da Vincis“. Ullmann argumentiert formenanalytisch. Leonardo da Vinci habe das Gesicht der Madonna „mit tiefem Wissen um die menschliche Psyche gestaltet“, auch die „Faltenbildung mit dem groß-

artigen Motiv des Mantelumschlags“ habe Vergleichbares nur im Werk Leonardos, keiner seiner Schüler sei ihm darin nahe gekommen. Ullmann verweist auch auf die Materialien: das Pappelholz, die Farben – nur in Italien um 1500 denkbar. Seine Schlussfolgerung: „Eine Einordnung in das Œuvre Leonardos in den Jahren 1503/06 dürfte kaum mehr zu bezweifeln sein.“ Die Bubeniks sind beglückt.

Auch andere renommierte Leonardo-Experten fällen damals ihr Urteil. Jack Wasserman, Professor an der Temple University in Philadelphia, schlägt vor, das Bild als einen Bernardino Luini, ein Leonardo-Schüler, anzubieten. Konrad Oberhuber, von der Albertina in Wien, ist von der leuchtenden Farbe begeistert und sagt, wenn sich Spekulationen über die Provenienz der Altartafel erhärten ließen, halte er es für möglich, dass es sich um einen Leonardo handle. Hans Belting, Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität in München, findet, der Madonna fehle das typische Leonardo-Lächeln. André Chastel, französischer Kenner der italienischen Renaissance, damals bereits emeritiert, hält die Madonna für „unleonardesk“. Sein Kollege Martin Kemp sagt aufgrund eines Fotos des Gemäldes, das sei „der beste Luini“, den er je gesehen habe. So erinnert sich Ingo Bubenik an die Urteile.

Es steht jetzt 5:1 für die Skeptiker. Die Bubeniks liegen vier Punkte im Rückstand.

Ein Luini brächte immerhin mehrere hunderttausend Euro. Seine Werke hängen in der Berliner Gemäldegalerie, den Uffizien und im Prado.

„Das ist nie und nimmer ein Luini“, sagt Ingo Bubenik noch heute, „Luini hat viel zu verkitscht gemalt, der war ein Limonaden-Leonardo.“

Auch der deutsche Leonardo-Experte Frank Zöllner hält die Bubenik-Madonna heute eher für einen Luini: Im Vergleich zu Leonardos „Mona Lisa“, die er kunsthistorisch in der „Champions League“ ansiedelt, sei das Bild der Bubeniks, so Zöllner zum SPIEGEL, höchstens „Erste Bundesliga, Abstiegszone, oder Zweite Bundesliga“.

Es gibt Beispiele dafür, dass Professoren irren. Die Bubeniks geben nicht auf. Nicht einmal im Jahr 1990, ihrem Schicksalsjahr, in dem sie sich von ihrer Madonna trennen müssen. Bis zu diesem Jahr führt Ingo Bubenik seine Galerie in der feinen Münchner Brienner Straße, in guten Zeiten verkauft er bis zu 500 Bilder pro Jahr, behauptet Bubenik, „rund fünf Millionen Mark Jahresumsatz“. 1990 schließt Ingo Bubenik seine Galerie. Das Ehepaar hat hohe Schulden. Auch beim Finanzamt. Ein Gerichtsvollzieher pfändet das Bild. Auf der Rückseite der Madonna klebt nun der Kuckuck. Sie wird zur Aufbewahrung ins Depot der Pinakotheken in München gebracht.

Die Bubeniks stehen unter Druck. Sie wollen ihr Bild zurück. Sie müssen beweisen, dass das Gemälde die Altartafel ist, die Ende des 18. Jahrhunderts aus der Mailänder Kirche verschwunden sein soll. In Pfaffenhofen an der Ilm wühlen sie sich in den nächsten zwanzig Jahren durch die Fachliteratur. Im Regal stehen Aktenordner, in denen Kopien von Originalquellen und wissenschaftlichen Artikeln abgeheftet sind.

DIETER MAYR / DER SPIEGEL

Ehepaar Bubenik: *„Wir waren elektrisiert“*

Nach 28 Jahren Recherche geben sie 2009 eine fast 400-seitige Hochglanzdokumentation zu ihrem Bild heraus: „Leonardo da Vincis wiederentdeckte Madonna Immaculata“. Das Buch schicken sie an Kunsthistorische Institute und Museen. Die Reaktion ist dürftig.

Evelin und Ingo Bubenik folgen in ihrem Buch der Argumentation von Professor Ullmann, ihrem einzigen Fürsprecher. Pech nur, dass sich Ullmann 2001 in anderer Sache mit einer fatalen Fehleinschätzung blamierte. Für die Leipziger Ausstellung „Von Raffael bis Monet“ hatte er Kopien zu Originalwerken erhoben. Danach ist er nicht mehr glaubwürdig. 2008 stirbt er.

Die Bubeniks glauben nun, überzeugende Indizien dafür zu haben, dass ihre Madonna einst in der Mailänder Kirche San Francesco Grande gehangen hat. Ingo Bubeniks Theorien werden immer verzwickter.

Doch die Bubeniks bekommen Unterstützung. Leo Milchiker, 82, ein Münchner Hotelier und Pfandleiher, lädt sie zum Essen ein, lässt seinen Anwalt für sie arbeiten, gibt ihnen immer wieder Geld. „Die Gewissenhaftigkeit, mit der die Bubeniks in den Bibliotheken recherchieren, hat mich gerührt“, sagt er. Nach eigenen Angaben hat er schon 200 000 Euro in das Projekt gesteckt. Die Bubeniks versprechen ihm eine Gewinnbeteiligung.

Im Frühling dieses Jahres, 21 Jahre nach der Einlieferung ins Museumsdepot, werden alle Pfandsiegel von dem Madonnenbild entfernt. Die Eheleute wollen das Gemälde aus dem Depot holen. „Es war wunderbar, die Madonna wiederzusehen, das Licht, wahnsinnig schön“, erinnert sich Ingo Bubenik.

Aber das Ehepaar kann die Madonna nicht mitnehmen. Im Depot der Pinakotheken gilt es nicht mehr als Besitzer. Die beiden können auch kein Dokument vorweisen, das sie als Eigentümer ausweist.

Das Bild gehört angeblich längst einer anderen, der Tochter von Armin Hary, einem der erfolgreichsten deutschen Sportler: der Erste, der 100 Meter in 10,0 Sekunden lief, zweifacher Olympia-Sieger, eine Legende. Und ein Kunstfreund.

Hary, 74, war Kunde bei Ingo Bubenik, er leiht ihm 1988 390 000 Mark. Ingo Bubenik, so erzählt es Harys Anwalt, habe die Madonna seinem Mandanten übertragen müssen, weil er seine Schulden nicht fristgemäß beglichen hatte. Bubenik kann oder will sich daran nicht mehr erinnern. Am 1. Juli dieses Jahres holt Armin Hary die Madonna aus dem Depot. Die Bubeniks werden drei Tage später von ihrem Anwalt darüber telefonisch informiert. Hary will nicht sagen, wo die Madonna jetzt ist und was er mit ihr vorhat. Verkaufen, lässt er ausrichten, will er sie vorerst nicht.

Ingo und Evelin Bubenik haben über 20 Jahre lang für ein Bild gekämpft, das ihnen wahrscheinlich nicht mehr gehörte. Ihre Geschichte ist die Geschichte einer Obsession. Und sie ist noch nicht zu Ende.

Die Bubeniks wollen nun vor Gericht weiterkämpfen. Nora Reinhardt

Manhattan Bridge in New York

TIMOTHY VANHONACKER / TRUNKARCHIVE

LITERATUR

Liebe in Ruinen

Der New Yorker Schriftsteller Gary Shteyngart wollte einen düsteren Zukunftsroman schreiben. Doch plötzlich wurde einiges daraus Wirklichkeit: Die neue US-Literatur verabschiedet sich von einer großen Idee, die irgendwann einmal Amerika hieß. *Von Philipp Oehmke*

Es ist eigentlich ein normaler Donnerstag Mitte Juli in New York, als Gary Shteyngart erneut das Gefühl bekommt, dass die Gegenwart seine Zukunft einholt. Er sitzt in einem Taxi zur Lower East Side, wo er gewohnt hat, bevor er sich, nach all seinem Erfolg, dieses minimalistische Apartment gekauft hat, in dem er jetzt lebt.

Im Taxi läuft auf einem Monitor, metallisch scheppernd und ständig unterbrochen von Lokalwerbung, eine Nachrichtensendung.

„Was? Die Chinesen haben Angst um ihr Geld? Pffff."

Gary Shteyngart schmeißt seinen dünnen Oberkörper gegen die Rückenlehne.

„Und sie warnen die USA vor einer möglichen Zahlungsunfähigkeit? Weil sie unsere größter Geldgeber sind? Oh, my God! Die Wirklichkeit bestätigt wieder mein Buch."

Das ist Shteyngart in den letzten Monaten häufiger passiert. Dass die Gegenwart nachspielt, was er sich für seinen Roman ausgedacht hat.

Dieser Roman heißt „Super Sad True Love Story", er ist vergangenes Jahr in den USA erschienen, stand bald auf den Bestsellerlisten und wurde von den Kritikern unter die besten Bücher des Jahres gewählt. Gerade ist er auf Deutsch herausgekommen*. Es ist Shteyngarts dritter Roman, und die Zeitschrift „New Yorker" zählt ihn zu den 20 besten Schriftstellern unter 40.

Shteyngart ist heute 39. Er ist in Leningrad geboren und war sieben, als er in New York landete, im Stadtteil Queens. Er guckte dort jeden Tag die Serie „Dallas", und er nahm sich vor, so zu sprechen wie der Ölmagnat J. R., um seinen russischen Akzent zu verlieren. Seine Eltern waren nach Amerika gekommen „auf der Suche nach Geld und Gott", wie Shteyngart es im Roman über die russischen Eltern seines Protagonisten schreibt, der ihm sehr ähnlich ist.

Das Buch erzählt die Liebesgeschichte zweier Immigrantenkinder in einer nahen, ziemlich kaputten Zukunft. In dieser Zukunft heißt China nicht mehr China, sondern „ChinaWeltweit", und der Dollar

* Gary Shteyngart: „Super Sad True Love Story". Aus dem amerikanischen Englisch von Ingo Herzke. Rowohlt Verlag, Reinbek; 464 Seiten; 19,95 Euro.

ist nur noch etwas wert, wenn er an den Yuan gekoppelt ist. Doch die Chinesen haben angesichts der außer Kontrolle geratenen amerikanischen Staatsschulden schon angedroht, den Hahn zuzudrehen. „Als ich das vor einigen Jahren schrieb“, sagt Shteyngart ratlos, „klang das wie eine lustige, absurde Übertreibung.“

Doch jetzt, an einem normalen Donnerstag im Juli 2011 in einem Taxi in New York, spricht vom TV-Monitor ein Mann vom chinesischen Außenministerium. Er macht ein ernstes Gesicht. Er sagt: „Wir hoffen, dass die amerikanische Regierung verantwortungsvolle Maßnahmen ergreift, um die Interessen ihrer Investoren nicht zu gefährden.“ Amerikas größter ausländischer Investor sind die Chinesen, und Amerika solle „aufhören, mit dem Feuer spielen“, hatte China zuvor schon gewarnt.

Shteyngart ist verblüfft. Er macht Grimassen. Es ist dieser Donnerstag auch der Tag, an dem das Pentagon zugegeben hat, dass aus ihren Computern 24 000 Dateien gestohlen wurden, mutmaßlich von chinesischen Hackern; und es ist der Tag, an dem die Frage aufgetaucht war, ob die Verantwortungslosigkeit einiger republikanischer Abgeordneter, die einen Kompromiss in der Schuldenkrise ablehnen und den wirtschaftlichen Zusammenbruch der USA in Kauf nehmen, das Land langsam unregierbar macht.

In Shteyngarts „Super Sad True Love Story“ sind die USA längst unregierbar, und in ihren Small Talks reden die Menschen über die erneute Abwertung des Dollars, die niemanden mehr interessiert.

Vor fünf Jahren hat Shteyngart begonnen, diesen Roman zu schreiben. Damals wollte er eine Zukunftsvision erschaffen, die zwar an die Realität angelehnt war, aber dennoch reichlich überdreht, düster und vor allem komisch sein sollte, zeitlich nicht allzu weit weg von heute, zehn Jahre vielleicht.

Das Buch sollte von New York handeln, 20 Jahre nach dem 11. September, einer Stadt, die auseinanderklafft in superreiche Ausländer und amerikanisches Prekariat. Es sollte um die USA gehen, post Afghanistan, post Irak, längst post Obama und irgendwie auch post Demokratie. Und es sollte erzählen, wie Menschen unter diesen Umständen noch miteinander kommunizieren und ob sie sich noch lieben können.

Shteyngart hat dafür hochgerechnet, was er an Neurosen, Kaputtheit und Fehlentwicklungen gesehen hat. Er kam zu folgendem Szenario: Amerika ist in einen aussichtslosen Krieg in Venezuela verstrickt; das Land steht vor dem finalen fiskalen Kollaps, es gibt nur noch eine, die „Überparteiliche Partei“, in Wirklichkeit aber wird das Land vom Chef der chinesischen Volksbank regiert. In den Parks von New York rotten sich Aufständische zusammen. Jeder Mensch trägt einen „Äppärät“, eine Art iPhone, das nicht nur die Gespräche und Gedanken seines Besitzers live und sofort, sondern auch den „Fickfaktor“ sowie Kontostand und Vermögensverhältnisse auf die Äppäräte der Mitmenschen sendet. Lesen gilt als asoziale Beschäftigung, die Jungen lernen lediglich, noch einen Text durchzuscannen. Die Menschen sind gesundheitsneurotisch und übersexualisiert, wer alt ist, wird verachtet, junge Frauen tragen durchsichtige Jeans und auf Knopfdruck vom Körper abspringende Slips, die TotalSurrender heißen.

JÜRGEN FRANK / DER SPIEGEL

Autor Shteyngart
Früher sah er noch mehr aus wie ein Nerd

All das sind keine wirklich originellen Ideen, die Weigerung alt zu werden, die Abhängigkeit von Smartphones, der Niedergang des gedruckten Wortes – das sind aktuelle Debatten. Nur ist Shteyngart einer der Ersten, die dies nicht in einen diskursiven, sondern in einen erzählerischen Zusammenhang stellen. Und er tut es derart wirkmächtig, dass er bei Intellektuellen schon als humorbegabter jüdischer George Orwell der Postmoderne gilt.

Er erzählt im Taxi, dass ihn später an diesem Tag das „Wall Street Journal“ noch interviewen möchte zu einer möglichen Abwertung des Dollars. Das stellt man sich merkwürdig vor, aber vielleicht kann inzwischen ein Schriftsteller Verständlicheres zu den undurchschaubarer werdenden politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen sagen als etwa der Princeton-Ökonom und „New York Times“-Kolumnist Paul Krugman. Der wird am folgenden Tag darüber schreiben, „how the G.O.P. lost its mind“ – wie die Republikaner verrückt geworden sind. Seine Leser auf der Upper West Side, alle so linksliberal wie Krugman selbst, werden das aber bereits wissen. Von dem Erzähler Shteyngart hingegen könnten sie sich ausmalen lassen, wo diese Verrücktheit hinführen und wie sie sich anfühlen könnte: komisch nämlich, wenn man, wie die Menschen in Shteyngarts Roman, bei jedem Dollarschein erst nachsehen muss, ob er den holografischen Aufdruck trägt: „Backed by Zhongguo Renmin Yinhang/ People’s Bank of China“.

Das Taxi quält sich nun durch die Lower East Side, die Straßen haben eimertiefe Löcher, der Fahrer spricht kein Englisch, draußen sind es 35 Grad.

„Wir hatten Glück, dass wir überhaupt ein Taxi bekommen haben“, sagt Shteyngart in seiner Schicksalsergebenheit. „Es gibt in der Stadt eine derartige Taxi-Knappheit, seit immer weniger Immigranten diesen Job noch machen wollen.“

Das stimmt faktisch natürlich nicht, und Shteyngart weiß das. Es stimmt nur gefühlt. Es ist ein Gefühl, das viele Amerikaner haben: dass sie stehengeblieben sind in ihrer Entwicklung, während die Einwanderer sie in ihrem eigenen Land überflügeln. Shteyngart sagt also: „Nein, die Immigranten sind längst weg und arbeiten an ihren Promotionen.“

Formal ist Shteyngarts Roman eine sehr amerikanische Erzählung. Allerdings kommen in ihr kaum geborene Amerikaner vor, und vielleicht gehört es inzwischen zu einer amerikanischen Erzählung, dass ihre Protagonisten Immigranten sind.

Lenny Abramov ist also wie Shteyngart ein Kind russisch-jüdischer Eltern, er ist wie Shteyngart Ende dreißig und sieht nicht besonders gut aus. Er arbeitet in der Abteilung Posthumane Dienstleistungen für einen Konzern, der den Menschen „Lebensverlängerungen“ anbietet. Aber in Wahrheit ist Lenny altmodisch, gefangen in der Kultur des 20. Jahrhunderts. Er liest „Euro-Klassiker“, und er liest sie aus Büchern – von denen mittlerweile angenommen wird, dass sie mit der Zeit anfangen zu stinken.

Shteyngart sagt, die Idee, dass Bücher etwas Unappetitliches sein können, kam ihm, als ihn ein Handwerker besuchte. Er war entsetzt, als er Shteyngarts Regale sah: „So viele Bücher! Stinken die nicht?“ Dann fügte er gnädiger hinzu: „Aber immerhin halten Sie die Bücher in Ordnung, und sie fliegen nicht überall herum.“

Der Bücherleser Lenny Abramov also verliebt sich in Eunice Park, die nur noch das Textscannen gelernt hat und in Akronymen spricht, wie man sie mit LOL (Laughing out loud) oder BFF (Best friends forever) heute schon aus Teenie-Chats kennt. Eunice ist Mitte zwanzig, offenbar wunderschön, Kind ehrgeiziger koreanischer Einwanderer, die schlecht Englisch können und sich an die Kinder klammern. Eunice’ Vater, ein Fußtherapeut, scheint zu trinken und auch manchmal gewalttätig zu werden. Wer aus freien Stücken aus seinem Heimatland ausgewandert ist, hatte irgendwann mal einen

radikalen neuen Plan für sein Leben. Bei vielen Einwanderern endet dieser Plan zwangsläufig in Enttäuschung. Auch darum geht es in diesem Buch.

Und damit steht es mit einigen anderen Büchern an der Spitze einer neuen amerikanischen Literatur. Während die großen Erzähler des 20. Jahrhunderts von John Updike über Philip Roth und Richard Ford bis hin zu Jonathan Franzen wieder und wieder den Mittelklasse-Amerikaner untersucht haben – den Autohändler in Pennsylvania, Sportreporter in New Jersey, die Familie, die Neurosen, den Sex –, befassen sich die jüngeren amerikanischen Schriftsteller heute mit

TEJU COLE (L.); NATAN DVIR / POLARIS / LAIF (R.)

Autor Cole, New Yorker Obdachloser: *Der Fremde hat einen klareren Blick auf die Stadt als die Einheimischen*

den vermeintlich Fremden, die längst keine Fremden mehr sind. Als literarische Figuren sind sie interessant, weil ihre Lebenswege noch nicht vorgezeichnet sind.

Dave Eggers begleitete einen sudanesischen Jungen auf seinem Weg nach Amerika („Weit Gegangen"), Jeffrey Eugenides schilderte das Leben griechischer Einwanderer („Middlesex"), und seit kurzem ist da vor allem Teju Cole, der mit „Open City" für die bisher wahrscheinlich größte literarische Sensation dieses Jahres gesorgt hat. Cole ist 1992 mit 17 aus Nigeria eingewandert, und in seinem Debütroman lässt er einen halb nigerianischen, halb deutschen Erzähler, angehender Arzt der Psychiatrie, in einem großen Atemzug durch ein fremdes, klischeebefreites New York wandeln. Eine Stadt, bevölkert von liberianischen Gefängnisinsassen in Queens, haitianischen Schuhputzern in der Penn Station, polynesischen Akademikern oder schwarzen Gangmitgliedern. Es ist nicht Shteyngarts Doom-New York, sondern das ganz normale, das beschrieben wird, doch auch hier bewegen sich die Dinge auf ein Ende zu. Der durch die Stadt laufende Erzähler beobachtet verwundert, wie die riesige Videotheken-Kette Blockbuster ihre Läden schließt, und auch Tower Records, ein gigantischer CD-Laden, macht dicht.

Der ehemals Fremde, so scheint es bei Cole, hat inzwischen einen klareren Blick auf die Stadt und ihre Menschen als die einheimischen Bewohner. Es ist hier die gleiche träge Melancholie, die über der Stadt liegt, wie bei Shteyngart, bei beiden ist es die Melancholie des Vergehenden.

Das Taxi hat sein Ziel erreicht. Die rotbraunen Sozialbauten der Lower East Side liegen in einer matten Sonne, „einem melancholischen 20.-Jahrhundert-Licht", wie es im Roman heißt. Hier in den „JPs", den sogenannten Jewish Projects, hat er bis vor einem Jahr gewohnt, und hier wohnt auch sein Held Lenny.

Shteyngart zeigt in einiger Entfernung auf ein Ungetüm, das aussieht wie eine Bauruine und das Viertel überragt, circa 20 Stockwerke hoch. Es steht neben „The Ludlow", einem Turm mit neuen Luxuswohnungen, doch es scheint nicht mehr weitergebaut zu werden. Rotes, zerfetztes Absperrband flattert in der Luft. „Sehen wir dort die Finanzkrise?", fragt Shteyngart.

Falls es noch stimmt, dass Literatur, Musik oder Film in der Lage sind, über den Zustand einer Idee Auskunft zu geben, dann scheint die Idee „Amerika" vorerst an ihr Ende gelangt zu sein. Es ist ja nicht nur Shteyngart, der Hunderttausende Leser mit seiner Dystopie findet. Oder Teju Cole, der das Gegenwarts-New York in bleierne Müdigkeit hüllt. Auch die interessantesten amerikanischen Fernsehserien der letzten Jahre beschäftigten sich alle auf unterschiedliche Weise mit dem Niedergang des amerikanischen Gesellschaftsmodells. Die Serie „The Wire" seziert in fünf Staffeln am Beispiel der Stadt Baltimore die Gründe für das Scheitern eines bis aufs Gerippe vermoderten Gemeinwesens. „Breaking Bad" entwirft, als Drogenserie getarnt, jenes apokalyptische Provinzszenario, das entsteht, wenn Menschen jahrelang von Angst getrieben werden.

Auch Shteyngart arbeitet längst an einer Fernsehserie, sie spielt in Queens, wo er aufgewachsen ist, und handelt vom Leben der Immigranten. Shteyngart sagt, die Enttäuschung derjenigen, die in den letzten Jahren in die USA gekommen sind, sei groß.

Selbst seine Eltern, „große Israel- und USA-Fans", hätten neulich verwundert festgestellt, dass damals in der späten Sowjetunion die Zustände eigentlich nicht viel absurder waren. „Offenbar geht es dann überall, wo wir Shteyngarts hinkommen, bald bergab."

Vor dem Rohbau neben dem Ludlow-Turm versucht Gary Shteyngart, mit seinen Armen ein Taxi herbeizurudern. Er wirkt jetzt besonders klein und schmal. Früher sah er noch mehr aus wie ein Nerd, aber seit er so erfolgreich ist, kleidet er sich modisch und hat sich seinen Russenbart gestutzt. Er hat sich eine neue Wohnung gekauft und sie mit Bauhaus-Möbeln ausgestattet und mit einem Sessel von Ray und Charles Eames. Unten in seiner Eingangshalle steht ein Portier. Dieses New York der Erfolgreichen wird es bei allem Untergangslamento immer geben.

Dann hält doch noch ein Taxi. Der Monitor im Innenraum scheppert, es läuft Werbung, dann Nachrichten: Die Buchladenkette Borders ist insolvent und hat keinen Käufer gefunden. 399 Buchläden weniger. Shteyngart ist ehrlich entsetzt, obwohl es in seinem Roman schon längst keine Buchläden mehr gibt. Man kann die Gegenwart wohl nur noch erfassen, indem man ihr ein Stück voraus ist. ◆

„Dünenhaus“

FOTOS: LIVING ARCHITECTURE

„Balancierende Scheune“

LEBENSART

Urlaub in der Avantgarde

Der Philosoph Alain de Botton lässt Ferienhäuser von berühmten Architekten errichten – und will den Menschen damit zu einem besseren Leben verhelfen. *Von Katja Thimm*

Die Gegend rund um die Londoner U-Bahn-Station „Belsize Park“ gehört den Bohos. Läden mit Bio-Kaviar und Holzspielzeug säumen dort die Bürgersteige, und die Kinder tragen schon mal Namen, die sich mit „Pfirsich“ oder „Blütenblatt Blüte Regenbogen“ übersetzen lassen.

Es leben Oscar-Preisträger hinter den rosigen Vorgärten der viktorianischen Häuser, Starköche und Popmusiker – Bohos eben, muntere, erfolgsverwöhnte Bohemiens. Und mitten unter ihnen, in all der aufgeräumten Stimmung, sitzt ein blasser Mann mit hoher Stirn und grübelt.

Und schreibt.

Und plant, mit großem Ernst, die Umerziehung des britischen Volkes.

Den altbackenen Geschmack will er revolutionieren, den für Häuser, Design, Architektur – und nebenbei gleich noch das ganze Lebensgefühl auf der traditionsbewussten Insel.

Alain de Botton heißt dieser Mann, er ist Philosoph und kein Rebell, und wenn er redet, erklingt britischer Akzent wie auf alten Sprachlehrkassetten. In dunkelblauer ordentlicher Hose sitzt er da, die Stimme fein zurückgenommen, schüchtern sei er, sagt er, manchmal auch beinahe weltenscheu. Eine Kindheit als Bankierssohn in der Schweiz, ein Studium in Cambridge – nein, für das ganz normale Allerlei des Lebens scheint dieser 41-Jährige nicht unbedingt gemacht. Und doch reizt ihn der Alltag, der pralle, niedere, dort sammelt er Erkenntnis, Reichtum, Ruhm.

Von der „Kunst des Reisens“ oder dem „Trost der Philosophie“ handeln seine Bücher, und sein Talent, darin Tiefgründiges für den Hausgebrauch zu dolmetschen, brachte ihm Millionen. Er könnte sich zurücklehnen, der Alltagsphilosoph, inmitten der Boheme.

Doch er grübelt und schreibt und plant. „Mich beschäftigt da eine wirkliche Mission“, sagt er, „und gleichzeitig das eigentlich Banalste auf der Welt. Ferienhäuser. Bau und Vermietung.“

Er weiß, es ist nicht banal, was er da tut, er hat große zeitgenössische Architekten um Entwürfe gebeten, für lauter Unterkünfte der Moderne. „In diesem Land begegnet man der neuen Form sonst allenfalls auf Flughäfen und in Museen“, meint er. „Dabei kann klare, lichte Architektur den Menschen zu einem guten Leben verhelfen.“

Es ist die unendliche Frage nach den Bedingungen eines gelungenen Daseins, mit der sich dieser Mann beschäftigt – und das, untypisch für einen Denker, voll Tatendrang.

Doch, auch er leidet am großen An-und-für-Sich wie jeder wahre Philosoph; von schlaflosen Nächten weiß er zu berichten, von Kopfschmerz und einsilbiger Unleidlichkeit. Aber irgendwann, findet er, sei es genug. Dann ist Grübelpause – Zeit, sich der Welt zu stellen, ja, sie zu verändern.

Komisch kann es wirken, wenn ein Philosoph ins Leben tritt, auch deplatziert, skurril und selbstgefällig. Doch der blasse Mann mit der hohen Stirn hat bislang immer ein Publikum gefunden.

Einmal, im Sommer 2009, zog er in den gewaltigen Londoner Flughafen Heathrow ein. Er stellte einen Schreibtisch zwischen die Reisenden, tauschte flüchtige Worte mit den Eiligen, diskutierte mit den Wartenden über Zeit und Raum und Heimat und Fremde, schrieb nieder, was er erfuhr, und bald erhielten die Passagiere seine Einsichten in Kopie.

Auch eine „Schule des Lebens“ siedelte er inmitten der Gesellschaft an, in einem Ladenlokal nahe Frisierstübchen, Britischem Museum und asiatischem Take-away. Dort sollen Erwachsene lernen, die Liebe zu schützen oder wahrhaftige Tischgespräche zu führen: „Versuchen Sie, Banalitäten zu vermeiden, die zwischen Menschen zur zweiten Natur werden können!“

Irgendwie anmaßend, so viel Erziehung für Volljährige, doch Alain de Botton versteht seinen Einsatz als Dienst an der Allgemeinheit. Er will dem modernen Menschen, der sich so sicher über den Globus bewegt und sich im eigenen Leben ständig verrennt, zur Selbsthilfe verhelfen. „Jeder Idiot kann eine Krise meistern“, diesen Satz Anton Tschechows hat er als ein Motto der Schule gewählt. „Es ist der Alltag, der uns fertigmacht.“

Männer wie er finden sich kaum in Deutschland, wo Philosophie nach Schwere und nach Schwermut klingt, nach unlösbaren Moralkonflikten, hochkomplexer Gedankengeschichte und stillem Kämmerlein. Menschen wie er finden sich auch nicht in Frankreich, obwohl Philosophie dort traditionell Einmischung bedeutet, Politikberatung und auch Show. Frankreich hat Männer wie Bernard-Henri Lévy, die Präsidenten unterweisen und ein Massenpublikum unterhalten. Aber einer wie Alain de Botton, einer, der den Alltag mit Taten statt Worten verändern will, der findet sich weder hier noch dort.

Und nun also Ferienhäuser. Zum Selbstkostenpreis sollen die Briten darin urlauben, ab 20 Euro pro Bett und Nacht, es geht um Höheres als Geld. Bei Ferien in der Avantgarde lasse sich das Volk wie nebenbei über den Segen moderner Form belehren, meint de Botton. Im Urlaub sei der Mensch entspannt und eher aufnahmebereit für alles Fremde.

Es ist ein zähes Bekehrungswerk, das er sich vorgenommen hat, er weiß das, und entsprechend groß wählt er die Worte. „Wir führen einen Kulturkampf“, sagt er. „Großbritannien ist besessen von Vergangenheit. Architektonisch betrachtet, regiert in diesem Land Prinz Charles.“ Er verzieht das Gesicht, während er so spricht, er leistet sich selten derart unhöfliche Blicke. Doch der Prinz hält zeitgenössische Gebäude für monströse Furunkel und lässt selbst weltberühmte britische Baukünstler wie Norman Foster in seinem Inselreich kaum gelten.

Früh schon, er war erst zwölf und hatte im Gefolge der Eltern gerade die solide schnörkellose Schweiz verlassen, fand Alain de Botton englische Häuser unfassbar hässlich. Er sah brüchige Mauern und spritzende Wasserhähne, er fühlte sich bedrängt von einem drückend historisierenden Stil. „In diesem Land“, sagt er, „sollen sogar Neubauten alt aussehen. Es ist Zeit, gegen die Dominanz der Nostalgie ins Gefecht zu ziehen.“

Aufgebracht klingt seine Stimme nun, und doch bleibt er freundlich; selbst in ein Bücherregal klettert er, der Fotograf, der ihn an diesem Tag porträtieren soll, hat das Motiv erbeten. Und so sitzt er, die Beine über kreuz, die Schultern schmal, zwischen den Brettern und fährt in seiner Rede fort.

Drei Ferienhäuser stehen bereits, zwei weitere werden bald eröffnet, er hat den Kulturminister durch die Urlaubsquartiere geführt und einen gemeinnützigen Verein gegründet, alle Planungen, alle Finanzierung laufen bei „Living Architecture“ zusammen, erzählt er. All das ist viel zu wenig, um ein ganzes Volk zu erziehen. Doch er will keine Ruhe geben, will jedes Jahr einem neuen Haus Platz verschaffen, und immer an besonderen Orten.

Die „Balancierende Scheune“ des niederländischen Architektenbüros MVRDV ragt schon jetzt am Rand eines Naturschutzgebiets in der Grafschaft Suffolk 30 Meter über eine Böschung hinaus – wie ein silberfarbener Bus, der versehentlich über den Abhang gesteuert wurde und nun festhängt. Die Norweger Einar Jarmund und Håkon Vigsnæs haben unweit entfernt das „Dünenhaus“ errichtet, das, einem gläsernen Schiff gleich, direkt am Strand liegt – mit Fenstern statt Mauern im Erdgeschoss. In Dungeness in Kent steht das geduckte „Schindelhaus“ des schottischen Büros NORD; Patty und Michael Hopkins haben an der Küste Norfolks ein „Langhaus“ errichtet, und der Pritzker-Preisträger Peter Zumthor baut auf einem Hügel in Süd-Devon. Und überall jahrtausendalte Landschaft, und innendrin bis hin zum Teelöffel Design.

„Es war ein Atemzug frischer Luft“, urteilt eine Lehrerin aus Norwich, die mit Mann, Kindern und Enkeln das Dünenhaus besucht hat, wie viele Briten bewohnt sie im Alltag ein viktorianisches Reihenhaus. „Jetzt, da wir erlebt haben, was Modernität bedeuten kann, hätten wir sie zu gern ständig um uns.“

Architektur schlage immer eine Stimmung, ein Lebensgefühl vor, sagt de Botton. „Und das, was uns umgibt, steuert unser Dasein. Also sollten wir Schönes um uns versammeln. Denn in einer schönen Umgebung können unsere Ängste, unsere nagenden Zweifel viel weniger Macht entfalten als in hässlicher.“

Architekturpsychologen haben das folgenschwere Wechselspiel von Mauerwerk und Seelenzustand vielfach nachgewiesen. „Es anzuerkennen kann Menschen beim Überleben helfen“, meint de Botton, mehr noch, er hält die Baukunst auch für ein Mittel der Charakterbildung. „Wann immer uns Schönheit berührt, schätzen wir an ihr genau das, was unserem eigenen Wesen eher fehlt. Wir sind entzückt von Schlafzimmern, in denen wir Andeutungen von Frieden finden. Wir suchen Ehrlichkeit in unseren Sesseln und Freigebigkeit in unseren Wasserhähnen. Gelungene Architektur und stimmiges Design halten uns dauernd vor Augen, wer wir im besten Fall wären.“

So ähnlich schrieb er es auch nieder, schwärmte in „Glück und Architektur“ von ehrlichen Polstermöbeln und großzügigen Waschkränen, und wieder feierte das Publikum sein Buch. Ihn aber überkam Tristesse. „Es ist ja nur ein Buch“, dachte er. „Es sind ja nur Gedanken.“

Die Tristesse schwoll an zur Krise, einer echten Krise in der Lebensmitte, und wieder grübelte er noch nachts, was ihm denn wirklich wichtig sei. „Es waren dann zwei antike Ideale“, sagt er. „Schönheit und Weisheit. Denen wollte ich eine Bühne bereiten. So entstand Living Architecture.“

HORST FRIEDRICHS / DER SPIEGEL

Philosoph de Botton
„Der Alltag macht fertig“

Dabei hatte er sich immer für einen gehalten, dem die Schüchternheit nur einen Wirkungsort erlaubte: den abgeschirmten Schreibtisch. „Ich redete früher durchweg ungern mit fremden Menschen“, sagt er, und kokett klingt seine Stimme dabei nicht. „Ich mochte sie nicht ein-

mal nach dem Weg fragen.“ Doch er brauchte Sponsoren, Architekten, Anhänger.

Dass sie ihm, dem Sonderling, überhaupt zuhörten, wundert ihn bis heute. Dass sie zum verabredeten Lunch tatsächlich erschienen, dass sie Geld gaben für Häuser, die zwischen 500 000 und einer Million Euro kosteten, dass er ein Team fand, das Belegungspläne verwaltet, jedem Gast den Kühlschrank zum Willkommen füllt und bei den Architekturskeptikern am Ferienort für die Bauten wirbt. „Das war meine Reise“, sagt Alain de Botton. „Von einem Buch voll Theorie zu einer Küche am Strand von Dungeness.“

Ein langer Tisch steht in dieser Küche, und eine lange Bank daran, und wer darauf sitzt, blickt durch ein langes Fenster ins Vogelschutzgebiet. Jede Proportion stimmt. Die umliegenden Fischerhäuser heißen „Nessies Hütte“ oder „Weg am Wind“, und um die Ecke erinnert, leise arbeitend, ein Atomkraftwerk an die immerwährende Endlichkeit allen Idylls.

Sie funktionieren, seine Angebote für ein besseres Leben. Die Häuser sind in diesem Jahr fast ausgebucht, in seiner Schule lernen die Menschen, und die Fernsehauftritte, in denen er über den täglichen Krimskrams des Daseins philosophiert, verfolgt ein Massenpublikum. Alain de Botton hat sich zum Star entwickelt, weil er die Schwelle für alle Neugierigen niedrig hält. Darin gleicht er Jamie Oliver, der die Engländer seit Jahren lautstark Rezepte lehrt – für ein gesünderes, ein besseres Großbritannien.

So unterschiedlich sie sind, der hemdsärmelige Koch und der wohlerzogene Grübler, so ähnlich sind ihre Funktionen. Beide übernehmen eine Aufgabe, die traditionell Religionen oder Stammesführern eigen war: dem Menschen den rechten Weg zu weisen. Dass sie selbst von eher eigensinnigen Briten gehört werden, liegt wohl auch an einer Entwicklung, die politische Beobachter als „Kindermädchenstaat“ bezeichnen. Spätestens seit über verpflichtende Vitaminzusätze für Backmehl diskutiert wird und in öffentlichen Räumen ein Rauchverbot gilt, hätten sich die Briten an eigenwillige Erziehungsversuche gewöhnt, argumentieren sie.

Und der Philosoph? Ist er als Praktiker denn nun ein glücklicherer Mensch?

„Nun ja“, antwortet de Botton nach einer Pause, „schon.“

Den meisten Spaß, fährt er dann fort, bereite ihm wahrscheinlich die Sache mit der Seife. „Ich kann mich stundenlang mit der Frage beschäftigen, welche am besten in die Ferienhäuser passt.“

Es sind solche Sätze, für die ihn standesbewusste Intellektuelle immer wieder belächeln. Aber vielleicht mögen sie sich nur nicht eingestehen, dass es in Gegenwart dieses blassen Mannes wohl weniger langweilig zugeht als in ihrer eigenen.

Frequenzpflege

Musikkritik: *Der Techno-DJ Ricardo Villalobos verjüngt das Jazz-Label ECM.*

Der Wunsch, Jazz und elektronische Tanzmusik sollten sich etwas zu sagen haben, ist so alt wie unerfüllt. Immer wieder haben DJs versucht, sich beim Jazz etwas von seiner Virtuosität und Geschichte abzuholen. Und fast genauso regelmäßig wollten sich Jazzmusiker bei der Vitalität der Tanzflächen bedienen. Geklappt hat es selten. Wahrscheinlich sind die Kulturen eben doch zu unterschiedlich.

Umso vielversprechender, dass sich der Berliner Techno-DJ Ricardo Villalobos und das Münchner Jazz-Label ECM für das Projekt „Re: ECM“ zusammentaten, eine Doppel-CD, auf der Villalobos 17 Stücke, die bei ECM erschienen sind, neu bearbeitet.

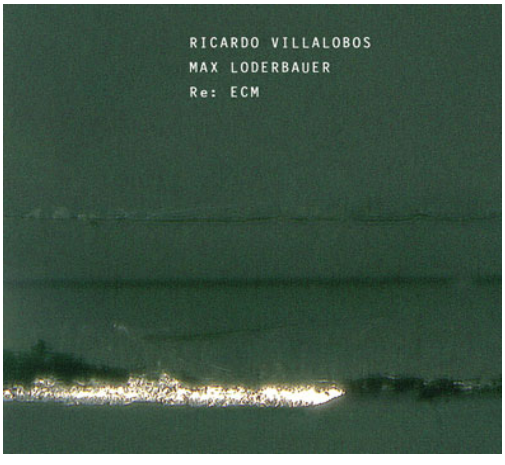
Denn Villalobos, 40, geboren in Chile, zusammen mit seinen Eltern nach dem Putsch gegen Salvador Allende nach Deutschland geflohen und in der Nähe von Frankfurt am Main aufgewachsen, ist nicht nur einer der größten Stars, die die europäische Technoszene im vergangenen Jahrzehnt hervorgebracht hat, einer der begabtesten DJs seiner Generation. Er kennt auch die andere Seite, hat ein tiefes Verständnis von Jazz und Improvisation.

Und ECM ist nicht nur das wichtigste europäische Label für Jazz und Neue Musik. Das berühmte „Köln Concert“ von Keith Jarrett ist hier erschienen, der norwegische Saxofonist Jan Garbarek veröffentlicht bei ECM. Immer wieder hat der ECM-Gründer Manfred Eicher auch elektronische Musik herausgebracht.

DJ-Star mit offenem Ohr trifft Jazz-Label mit offener Tür – das hätte etwas werden können. Leider ist „Re: ECM“ vor allem ein großes Missverständnis.

Eicher ließ Villalobos freie Hand, sich im ECM-Katalog zu bedienen. Villalobos und sein Partner Max Loderbauer, ebenfalls ein Veteran der Berliner Technoszene, suchten sich die Musik aus, die sie bearbeiten wollten: skandinavischen Jazz, vor allem vom norwegischen Pianisten Christian Wallumrød, eine Komposition des Esten Arvo Pärt, ein Stück vom französischen Klarinettisten Louis Sclavis.

Aus diesen Aufnahmen nahmen sie sich einzelne Sequenzen heraus, oft kurze Passagen, in denen ein Instrument freisteht, und speisten diese in ihre Maschinen ein, um aus dem Material etwas Neues entstehen zu lassen.



URBAN ZINTEL

Loderbauer, Villalobos

Was Eicher bei Villalobos sucht, liegt auf der Hand: den Anschluss an neue musikalische Entwicklungen. Was Villalobos an ECM interessiert, überrascht dagegen: Es ist viel weniger die Musik selbst als ihr Klang. Das schreibt er in den Liner Notes, das hört man den Bearbeitungen an.

Tatsächlich ist ECM berühmt für den besonderen Klang der Aufnahmen. Eicher, ein ausgebildeter Kontrabassist, behandelt Jazz, als handelte es sich um europäische Kammermusik. Mit der gleichen Sensibilität und Sorgfalt, mit dem gleichen Gefühl für Raum, mit einem offenen Ohr für die mitschwingenden Obertöne. Als ECM-Sound ist dieses Klangideal berühmt geworden, im Münchner Firmensitz steht eine Vitrine mit all den Auszeichnungen, die Eicher bekommen hat, mehrere Grammys sind darunter.

Aber genau dieses Interesse am Klang überlagert die Musik auf „Re: ECM“ so sehr, dass es sie erdrückt.

Die Stücke fetischisieren den Sound, so dass kaum musikalische Gestaltung übrig bleibt. Natürlich klingt das Album phantastisch. Da ist jedes Gezischel der Schlagzeugbecken an seiner Stelle, jede Klaviersequenz glasklar, genauso wie die Gitarrenfiguren. Auch das Bassgebrummel, das Villalobos und Loderbauer mitunter zuspielen, knurrt wunderschön.

Aber es klingt eben auch wie eine Vertonung des Vorurteils von den Leuten mit den teuren HiFi-Anlagen. Die 17 Stücke sind Musik, die wie Design-Objekte im Raum stehen. Schön. Sehr langweilig.

Man kann nichts tun zu dieser Musik. Sie ist nicht tanzbar, beim Abwaschen stört sie, wer sie im Auto laufen lässt, wird über dem Motorengeräusch die entscheidenden Nuancen verpassen. Eigentlich müsste sie bei vollkommener Ruhe zu Hause gehört werden – aber im Grunde sträubt sich diese Musik gegen das Zuhören selbst, weil sie so wenig nachvollziehbare Struktur hat. Der Klangstrom entgleitet dem Hörer immer wieder, fließt einfach dahin, wird zum Hintergrundgeräusch.

Bei all der Liebe Villalobos' zum Jazz und vor dem Hintergrund seines umfassenden musikalischen Wissens: Es ist kaum verständlich, warum er sich nicht mit lebendigen Musikern zusammen ins Studio gestellt und eine Platte eingespielt hat.

Eine solche Aufnahme hätte das Missing Link zwischen Jazz und Techno werden können. „Re: ECM“ ist es nicht.

Tobias Rapp

Pocher mit RTL-Kolleginnen Cindy aus Marzahn, Sylvie van der Vaart, Nazan Eckes

HENNING KAISER / DPA

KARRIEREN

„Nicht mehr heiß aufeinander“

TV-Komiker Oliver Pocher, 33, über seinen baldigen Senderwechsel

SPIEGEL: Hatte Ihr bisheriger Arbeitgeber Sat.1 nach Ihrer wenig erfolgreichen Late Night Show keine Verwendung mehr für Sie, dass Sie nun zu RTL wechseln?
Pocher: Am Ende waren wir nicht mehr besonders heiß aufeinander. Wir wussten tatsächlich nicht mehr so genau, wohin mit mir. Ich hätte bei Sat.1 keine Zukunft gehabt. Die Chance, dass meine Sendungen gesehen werden, ist bei RTL definitiv größer.
SPIEGEL: In Ihrer RTL-Show „Alle auf den Kleinen“ sollen Zuschauer gegen Sie antreten. Klingt wie eine Kopie des ProSieben-Dauerbrenners „Schlag den Raab“. Nur ohne Stefan Raab.
Pocher: Auf jeden Fall wird unsere Sendung vor Mitternacht zu Ende sein – das ist schon mal ein wesentlicher Unterschied zu Raab. Auch wenn man nach zwölf leicht seine Marktanteile aufbessern kann, weil um diese Zeit kaum noch jemand fernsieht. Ich werde jetzt oft gefragt: Wirst du bei „Alle auf den Kleinen“ gequält? Gibt es Quizfragen? Oder Spiele mit hartem Körpereinsatz? Solche Anregungen nehme ich dankend auf und baue sie ins Konzept ein. Wir starten ja erst in ein paar Monaten.
SPIEGEL: Die Sat.1-Sendung wurde von Ihrer Firma Pocher Entertainment und von SPIEGEL TV produziert – für Ihre neue Show soll Günther Jauchs Firma I&U verantwortlich sein. Hat er sich bei RTL für Sie starkgemacht?
Pocher: Jauch ist jemand, von dem ich mir gern Rat hole. Er hat mich bestärkt, diesen Schritt zu gehen.
SPIEGEL: Ihr ehemaliger Showpartner Harald Schmidt lästerte vorige Woche über Sie: „Mir sind Tränen in die Augen gestiegen! Mein lieber Freund Olli Pocher hat wieder einen Mega-Deal an Land gezogen!“
Pocher: Punkt eins: Mit dem Mega-Deal hat er recht. Punkt zwei: Ich freue mich, dass Harald sich so für meine Arbeit interessiert und keine Gelegenheit auslässt, seine Kommentare dazu abzugeben. Sinnvoller wäre es aber, er würde sich darum kümmern, dass er im Herbst seine neue Late Night Show bei Sat.1 gut hinbekommt. Am Ende werden wir sehen, wessen Sendung wie gut funktioniert.

INTERNET

Überwachung von Atom-Tweets

Das japanische Industrieministerium Meti will eine Firma damit beauftragen, im Internet „fehlerhafte beziehungsweise unpassende Informationen über die Sicherheit der Atomkraft“ aufzuspüren. Die Kontrolleure sollen das Netz ständig nach Informationen durchforsten, die die Regierung für falsch hält, etwa zur Atomkatastrophe in Fukushima. Es geht um Blogs, aber auch „Twitter muss unbedingt dabei sein“, schreibt die Agentur für Rohstoffe und Energie, die Meti untersteht, in der Ausschreibung. Das Ministerium erbittet „Vorschläge, welche Informationsmedien Gegenstand des Monitorings werden sollen und wie das Monitoring gemacht werden kann“. Die Firma, die den Zuschlag erhalten soll, ist offenbar bereits ausgewählt. Sie soll auch „Gegeninformationen“ erarbeiten und ins Netz stellen. Eine Sprecherin der Energieagentur sagte, die Maßnahme sei nötig, weil Blogs und Tweets „Schäden durch Gerüchte“ angerichtet hätten. Japanische Internetjournalisten sind empört. „Das ist vielleicht nicht Zensur im engsten Sinne, aber heimlich wird mit dieser Maßnahme doch zensiert“, warnt Yasumi Iwakami, der im Netz Livestreams der Pressekonferenzen von Fukushima-Betreiber Tepco veröffentlicht.

Tepco-Verantwortliche

DPA

PRESSE

Unruhe bei Springer-Blättern

Das „Hamburger Abendblatt“ könnte einen Teil seiner Eigenständigkeit verlieren. In der Redaktion wird damit gerechnet, dass in den nächsten Wochen Veränderungen verkündet werden. Ein Szenario: Die überregionale Berichterstattung könnte teilweise von der „Welt“ übernommen werden, die wie das „Abendblatt“ zum Axel-Springer-Verlag gehört; möglicherweise werden Ressorts zusammengelegt. Springer will sich dazu nicht äußern und verweist auf den gemeinsamen Redaktionspool der Springer-Blätter: Der „Austausch und Dialog“ werde „fortgesetzt und aktiv gefördert“. Das „Abendblatt“ hatte unter Chefredakteur Claus Strunz massiv an Auflage verloren. Zum 1. Juli war er von Lars Haider abgelöst worden.

New York Post

El País

Stern

Vogue

Frankfurter Allgemeine

Focus Online

Daily News

Bild

VERLAGE

App oder ab

Angesichts des Umbruchs in vielen US-Medienhäusern müsste die deutsche Pressebranche handeln. Doch die Strategien der Verlagsriesen könnten unterschiedlicher kaum sein. Einer der Hauptakteure sieht jetzt die letzte Möglichkeit, eine gemeinsame Zukunft aufzubauen.

Frank Schirrmacher sitzt im Garten seiner Potsdamer Villa. Das Anwesen gleicht einer Schmuckschatulle aus jener Zeit, als Telefone noch aus Bakelit und Tonträger aus Schellack waren. Dort, wo Schirrmachers Gartenstuhl steht, war vor 22 Jahren noch die DDR. Alles hier verströmt nun beruhigende Gediegenheit, selbst des Hausherrn Hund, der sich ein paar Meter weiter gerade über den Rasen schleppt. Direkt dort verlief früher die innerdeutsche Grenze.

Es ist das Erste, was der „FAZ“-Mitherausgeber erzählt. Und die Teilung der Welt wird in den Stunden danach sein Thema bleiben. Es geht ihm nicht um Politik, sondern um den allgegegenwärtigen Separatismus in der Verlagswelt: hier der Kosmos des bedruckten Papiers, dort das Paralleluniversum des in jeder Hinsicht unfassbaren Internets.

Das Problem ist: Schirrmachers angestammte Print-Welt verliert mehr, als die Online-Welt gewinnt, die zudem weitgehend Gratismedium geblieben ist.

Schirrmacher hat nun in der Zwischenwelt sein ganz großes Thema gefunden – quasi sein aktuelles Lebensabschnitts-Sujet.

„Es wird schneller gehen, als wir bisher dachten“, orakelt er. Und: „Digital ersetzt nicht Print. Aber die gedruckte Zeitung muss sich wandeln, und da müssen wir schnell reagieren.“

Die Hälfte des Jahres 2011 ist vorbei, und die Verlagsmanager ziehen eine schlimme Bilanz: Viele Wichtige der hiesigen Pressebranche hat es mittlerweile erwischt. Die Auflagen von Tageszeitungen und Zeitschriften erodieren. „Bild“ zum Beispiel verkaufte zuletzt über 200 000 Exemplare weniger als noch vor einem Jahr. Noch härter traf es den Buchmarkt: Die zuvor wenig kränkelnde Branche war im Frühjahr eingebrochen.

Schirrmacher glaubt, den jüngsten Absturz mit einem konkreten Ereignis in Verbindung bringen zu können. Fukushima. „Die japanische Atomkatastrophe hat den Menschen klargemacht, dass gedruckte Medien zwangsläufig Fehler enthalten“, sagt er.

Es geht ihm nicht um Zahlendreher oder schlampige Recherche. „Sobald man ins Internet geht und dort Nachrichten abruft, wird einem Print-Leser klar, dass sein Wissensstand veraltet ist. Gleichzeitig merkt er aber auch, dass im Echtzeit-Internet die Haltbarkeit sich auf Sekunden beschränken kann, vor allem dann, wenn, was immer häufiger geschieht, Nachricht mit Interpretation unzulässig vermischt wird. Dass das Netz alles weiß, ist eine Fiktion. Der Print-Journalist muss sich also zum Phänomen seines unvollständigen Wissens bekennen, und das tut er am zukunftsträchtigsten, indem er Hintergründe analysiert.“

Nun könnte man argumentieren: Die Zeitung oder Zeitschrift wird ja gerade in solchen Fällen auch künftig den fundierten Hintergrund liefern, quasi den großen Wald, wo Online nur einzelne Bäumchen präsentiert. Doch viele Menschen klicken sich gerade in Umbruchzei-

Gala | Die Zeit | New York Times | DER SPIEGEL

Wall Street Journal | Time Magazine | Newsweek | The New Yorker

Zeitungs- und Magazin-Applikationen: *„Noch kein Erlösstrom, sondern eher ein digitales Rinnsal“*

ten wie aktuell auf die Web-Seiten der großen Medienmarken, etwa SPIEGEL ONLINE oder Bild.de. Wirtschaftlich gesehen ist das für die Verlage ein schlechtes Geschäft, weil sich die Kunden dort an die Gratiskultur gewöhnen.

Unterm Strich wird das Geld mittelfristig knapper, um sich den teuren und fachkundigen Journalismus weiter leisten zu können. Im Internet bringt das Geschäft schlicht zu wenig. „Es ist noch kein Erlösstrom, sondern eher ein digitales Rinnsal“, fasst Bernd Buchholz, Chef des auch am SPIEGEL beteiligten Verlagshauses Gruner + Jahr (G+J) die Lage zusammen.

Die Situation in den USA ist indes weit dramatischer als hierzulande: Dort stellten etliche Zeitungen ihr Erscheinen komplett ein. Selbst die altehrwürdige „New York Times“ ist mit einer Milliarde Dollar verschuldet. Im Netz wurden schon Kerzen mit dem Schriftzug der Zeitung feilgeboten, die nach Druckerschwärze duften. Und andererseits muss selbst Medienmilliardär Rupert Murdoch mit „The Daily“, der ersten nur fürs iPad entwickelten Tageszeitung, enorm draufzahlen: zehn Millionen Dollar allein im ersten Quartal.

Von den Fehlern der Amerikaner könnten die Deutschen lernen. Doch wer glaubt, dass in den hiesigen Vorstandsschubladen digitale Masterpläne liegen, irrt. Es gibt wenig Miteinander, eher Hohn und Spott für die Konkurrenz. Wer mit Managern der drei wichtigsten deutschen Verlage spricht, erlebt drei Digitalstrategien, die kaum weiter auseinanderliegen könnten:

- Der Axel-Springer-Verlag („Bild“, „Welt“) setzt neben Investments auf neue Bezahlschranken im Web. Der Leser soll wieder lernen, für Inhalte zu bezahlen.
- Burdas („Focus“, „Bunte“) Strategie gleicht zum Teil der eines Finanzinvestors. Neben journalistischen Websites werden Online-Plattformen gekauft; auch solche, die gar nichts mehr mit Journalismus zu tun haben. Man hofft auf schlichte Wertsteigerung, mit was auch immer.
- Gruner + Jahr („Stern“, „Geo“) verdient sein Geld im Kern noch offline. Ein digitaler Zeitschriftenkiosk liegt brach. Eine riesige Inhalte-Datenbank soll neue Produkte ermöglichen. Irgendwann.

Die einen bauen neue Schranken, die anderen reißen alte ein und nehmen auf das traditionelle Journalismusgeschäft kaum noch Rücksicht. Und wo zwei sich nicht einig sind, wurstelt der Dritte dann auch erfolglos vor sich hin. So weit auseinander wie jetzt lagen die großen Verlage mit Einschätzungen und damit Strategien selten.

Und nur auf den ersten Blick scheint Springer den erfolgversprechendsten Weg in die virtuelle Zukunft eingeschlagen zu haben: Rund ein Viertel des Konzernumsatzes stammt bereits aus dem Digitalgeschäft.

JOHANNES SIMON / GETTY IMAGES FOR HUBERT BURDA MEDIA

Manager Hubert Burda, Döpfner: *Bringt Journalismus noch Geld?*

Doch die Ankündigungen sind weitaus blumiger als die Realität. Vorstandschef Mathias Döpfner sagt: „Wir sind definitiv kein reines Zeitungs- und Zeitschriftenhaus mehr.“ Er suche „intakte Geschäftsmodelle“ für eine digitale Welt und glaube daran, dass man auch dort mit Journalismus Geld verdienen kann. Der jüngste bild.de-Ableger Stylebook ist indes kaum mehr als eine redaktionelle Ramsch-Rampe, auf der Texte eher dazu dienen, modischen Krempel zu verkaufen, der nur einen Klick entfernt ist.

Ansonsten kauft Springer vor allem Online-Firmen auf. SeLo-

ger, ein französisches Immobilienportal, kostete stolze 600 Millionen Euro. Geht man vom aktuellen SeLoger-Gewinn aus, dürfte es noch viele Jahre dauern, bis sich der Kaufpreis amortisiert hat.

Was seine klassischen Zeitungsmarken angeht, hofft Döpfner auf das mobile Geschäft via iPad oder Handy. Die Inhalte seien so wertvoll, dass man sie auch digital verkaufen müsse. Damit immerhin könnte er recht haben.

Nachdem die „New York Times“ ihren Web-Auftritt zu einem kostenpflichtigen umgebaut hatte, sanken die Nutzerzahlen. Döpfner glaubt aber, dass man die neuen mobilen Geräte auch als eine Art Umerziehungslager nutzen kann: „Egal, ob für SMS, MMS, Telefonieren oder App – bezahlen gehört auf solchen Geräten zur Gewohnheit.“

Die Bezahlbereitschaft ist tatsächlich groß. Die Verkaufs-Charts von Apple & Co. werden bislang allerdings eher von Spielen wie „Angry Birds“ und kleinen Hilfsprogrammen dominiert als von journalistischen Angeboten. Aber das erklärt sich Döpfner auch damit, dass man technologisch zurzeit noch auf dem Stand der Höhlenmalerei sei: „Das iPad dürfte vergleichbar mit den ersten Handys sein, als man sie noch wie einen Spezialkoffer mit sich herumtrug.“ In 10, 15 Jahren könnte es elektronisches Papier geben, faltbar wie ein Taschentuch, Zeitungen, die sich quasi chronisch selbst aktualisierten.

Aber weil Konzerne wie Apple bislang immer die Hand aufhalten, wenn Verlage wie Springer ihre Zeitungen in deren virtuelle Kioske legen, wird der Kampf um Geld und Renditen noch härter. Der Münchner Burda-Verlag begegnet dem offenbar mit der schlichten Strategie: lieber nur ein bisschen digitaler Journalismus.

Nach vollständigen Online-Ausgaben von „Focus“, „Bunte“ oder „Elle“ kann man vergebens suchen; kaum eine journalistische Web-Seite des Verlags spielt in der Reichweiten-Top-Liga mit. Es gibt ein paar begleitende Apps, manche Web-Seite versucht im Kleinen ebenfalls Geld zu verdienen.

Aber im Klartext heißt das auch: Burda ist weniger digitaler Verleger als Portfolio-Manager geworden und investiert anscheinend lieber in Portale wie HolidayCheck, einen Internetshop für Haustierzubehör oder die Kuppelplattform ElitePartner, den Klamottenversand Indochino und die Fotogaleriekette Lumas. Auch sicherten sich die Münchner Anteile am Job-Netzwerk Xing.

Mit Journalismus hat das alles wenig zu tun. Das Motto lautet: Ob man druckt, sendet oder verkauft, ist letztendlich egal, Hauptsache, es wird Geld verdient.

Da immerhin sieht sich der Hamburger Konkurrent G+J noch in einer anderen publizistischen Tradition. Doch auch am Hamburger Baumwall, dem Konzernsitz, sind mit der Zeit die Ansprüche gesunken. Noch vor einigen Jahren waren sie dort stolz darauf, kaum ein Zeitschriftenprojekt unter einer Auflage von 500 000 Exemplaren anzufassen. So war „Neon“ ein Achtungserfolg und verkauft jeden Monat 230 000 Hefte. Daneben gibt es noch Nischenprodukte wie „Beef“ (Zielgruppe: Fleisch- und Grill-Fetischisten) oder „Business Punk“ für ein paar tausend Nachwuchsmanager.

Im Digitalgeschäft sieht es für G+J erst recht bitter aus: Der virtuelle Zeitschriftenkiosk Pubbles existiert unter weitgehendem Ausschluss der Öffentlichkeit.

TIM WEGNER / LAIF

„FAZ“-Mitherausgeber Schirrmacher
„Gewaltige Konzentrationsbewegungen“

Drei Verlage – drei Online-Strategien

axel springer

Springer experimentiert mit Bezahlschranken für seine journalistischen Inhalte, etwa beim „Hamburger Abendblatt“ oder bei „Bild“. Investments, etwa ins Immobilienportal Immonet oder die Jobbörse Stepstone, sind eine digitale Erweiterung der ehemals wichtigen Kleinanzeigenmärkte.

Hubert Burda Media

Burda setzt neben seinem klassischen Geschäft auch auf Erlöse aus Portalen wie HolidayCheck, Xing oder Online-Einkaufsplattformen. Bei digitalen Ausgaben der eigenen Magazine wie „Focus“ oder „Bunte“ für digitale Lesegeräte ist man bisher zurückhaltend.

G+J

Gruner + Jahr setzt auf Werbeeinnahmen seiner Internetseiten. Einen großen Markt sieht der Verlag im Geschäft mit Profi-Datenbanken, etwa im Medizinbereich oder für Wirtschaftsinformationen. Mittels einer komplexen Inhaltedatenbank sollen neue Produkte entstehen.

Das Projekt zeigt eigentlich nur, wie feindlich sich die Verlagsriesen gegenüberstehen: Ursprünglich angelegt als übergreifende Plattform für möglichst alle Zeitungs- und Zeitschriftenverlage, mochte am Ende niemand so recht mitmachen. Heute wird der Shop von den hauseigenen G+J-Blättern dominiert, die dort aber nur selten abgerufen werden.

Die Web-Seite des „Stern“? Abgehängt. Eine intensive Zusammenarbeit mit dem selbsternannten iPad-Konkurrenten WeTab? Endete im Fiasko. Vorstandschef Buchholz gibt sich digital bescheiden: Eltern.de verdiene Geld, die Web-Seiten von „Gala“ und „Brigitte“ könnten dieses Jahr in die Gewinnzone rutschen. Könnten. Sonst wird bisher nur digitales Klein-Klein veröffentlicht: Hier eine Sterbeanzeigen-App für die „Sächsische Zeitung“, dort die „Brigitte Schuhampel“.

Im Kern treibt Buchholz ein anderer „verlegerischer Traum“ um, wie er das nennt: eine Datenbank mit allen Inhalten seines Hauses, gleich ob Webvideo zu einem Ehec-Patienten, aufwendige „Stern“-Fotostrecken oder „Geo“-Reisereportagen. Es geht ihm dabei nicht um irgendein profanes Archiv. „Mit einem solchen System wird es möglich sein, aus bestehenden Inhalten völlig neue Produkte zu entwickeln“, sagt er.

Wem also gehört die Zukunft? Dem Wiederaufguss-Journalismus? Dem Bezahlmodell? Oder ist mit News künftig überhaupt kein Geld mehr zu machen, wie die Apokalyptiker orakeln? Noch werfen die Kronjuwelen der deutschsprachigen Presse satte Gewinne ab. Vielleicht geht es einigen der Hauptakteure einfach noch nicht schlecht genug, um sich über künftige Geschäftsmodelle Gedanken zu machen.

„FAZ“-Vordenker Frank Schirrmacher hat sich derweil in Rage philosophiert in seiner ostdeutschen Residenz. Und er will noch eine andere Schwäche unter Medienmenschen ausgemacht haben, eine Charakterschwäche: die Für-mich-reicht-es-noch-Mentalität.

„Es sind in vielen Redaktionen nämlich die in der Mehrzahl, die sich ausrechnen, dass sie noch ganz gut mit dem alten System und dem alten Denken bis zur Rente über die Runden kommen.“ Und er fügt hinzu: „Wenn wir nicht jetzt reagieren, wo wir noch handlungsfähig sind, werden wir einen hohen Preis zahlen: Es werden die Zeitungen und Zeitschriften nicht etwa verschwinden, sondern es werden gewaltige Konzentrationsbewegungen entstehen, an deren Ende Journalisten zu Zulieferbetrieben werden und Mega-Konzerne die Inhalte verteilen.“

Wenn Schirrmacher daraus mal nicht noch einen letzten Bestseller macht vor dem Untergang … einen gedruckten.

Martin U. Müller

Impressum

Brandstwiete 19, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · **Facebook** www.facebook.com/DerSpiegel · **SPIEGEL ONLINE** www.spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEURE Georg Mascolo (V. i. S. d. P.), Mathias Müller von Blumencron

STELLV. CHEFREDAKTEUR Dr. Martin Doerry

TEXTCHEF Klaus Brinkbäumer

DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO *Leitung:* Dirk Kurbjuweit, Michael Sauga (stellv.), Christoph Schwennicke (stellv.). *Redaktion Politik:* Ralf Beste, Petra Bornhöft, Ulrike Demmer, Christoph Hickmann, Wiebke Hollersen, Kerstin Kullmann, Ralf Neukirch, René Pfister, Christian Schwägerl, Merlind Theile. *Autor:* Markus Feldenkirchen

Meinung: Dr. Gerhard Spörl

Redaktion Wirtschaft: Markus Dettmer, Katrin Elger, Peter Müller, Alexander Neubacher, Christian Reiermann.

DEUTSCHLAND *Leitung:* Konstantin von Hammerstein, Alfred Weinzierl; Hans-Ulrich Stoldt (Panorama, Personalien). *Redaktion:* Jan Friedmann, Michael Fröhlingsdorf, Carsten Holm (Hausmitteilung, Online-Koordination), Anna Kistner, Petra Kleinau, Guido Kleinhubbert, Bernd Kühnl, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Christoph Scheuermann, Katharina Stegelmann, Andreas Ulrich, Dr. Markus Verbeet, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darnstädt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro *Leitung:* Holger Stark, Frank Hornig (stellv.). *Redaktion:* Sven Becker, Markus Deggerich, Sven Röbel, Marcel Rosenbach, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Mahler, Thomas Tuma. *Redaktion:* Susanne Amann, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Michaela Schießl

AUSLAND *Leitung:* Hans Hoyng, Dr. Christian Neef (stellv.), Britta Sandberg (stellv.), Bernhard Zand (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Julia Amalia Heyer, Jan Puhl, Daniel Steinvorth, Helene Zuber. *Reporter:* Clemens Höges, Susanne Koelbl, Walter Mayr, Christoph Reuter, Mathieu von Rohr

Diplomatischer Korrespondent: Dr. Erich Follath

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Jörg Blech, Manfred Dworschak, Dr. Veronika Hackenbroch, Julia Koch, Cordula Meyer, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Samiha Shafy, Frank Thadeusz, Christian Wüst. *Autorin:* Rafaela von Bredow

KULTUR *Leitung:* Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbein (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Nora Reinhardt, Elke Schmitter, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Wolfgang Höbel, Dr. Romain Leick, Matthias Matussek, Katja Thimm, Dr. Susanne Weingarten

KulturSPIEGEL: Marianne Wellershoff (verantwortlich). Tobias Becker, Anke Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT *Leitung:* Matthias Geyer, Cordt Schnibben, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip, Dialika Krahe, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Jochen-Martin Gutsch, Thomas Hüetlin, Alexander Osang

SPORT *Leitung:* Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Lukas Eberle, Cathrin Gilbert, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN *Leitung:* Dietmar Pieper, Annette Großbongardt (stellv.), Norbert F. Pötzl (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterburg, Uwe Klußmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub

IPAD Jens Radü; Nicola Abé, Jochen Brenner, Roman Höfner, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Katharina Lüken (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Bianca Hunekuhl, Anke Jensen, Maika Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftgestaltung), Michaela Herold (stellv.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt; Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Peer Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz. *E-Mail: bildred@spiegel.de*
SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (001212) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unselt (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Ralf Geilhufe (stellv.), Reinhilde Wurst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rödiger, Doris Wilhelm
Sonderhefte: Jens Kuppi, Rainer Sennewald

TITELBILD Stefan Kiefer; Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg, Arne Vogt

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND
BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Maximilian Popp, Wallgäßchen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Georg Bönisch, Andrea Brandt, Frank Dohmen, Barbara Schmid-Schalenbach, Carlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Simone Kaiser, Christoph Pauly, Anne Seith, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Conny Neumann, Steffen Winter, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Eberhardstraße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND
ABU DHABI Alexander Smoltczyk, P.O. Box 35 290, Abu Dhabi

BANGKOK Thilo Thielke, Tel. (0066) 22584037

BRÜSSEL Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

ISTANBUL PK 90 Beyoglu, 34431 Istanbul, Tel. (0090212) 2389558, Fax 2569769

KAIRO Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 37604944, Fax 37607655

LONDON Marco Evers, Suite 266, 33 Parkway, London NW1 7PN, Tel. (004420) 32394776, Fax 75045867

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

MOSKAU Matthias Schepp, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

NAIROBI Horand Knaup, P.O. Box 1402-00621, Nairobi, Tel. (00254) 207123387

NEW DELHI Padma Rao, 101, Golf Links, New Delhi 110003, Tel. (009111) 24652118, Fax 24652739

NEW YORK Ullrich Fichtner, Thomas Schulz, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Dr. Wieland Wagner, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Fiona Ehlers, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Dr. Philip Bethge, P.O. Box 151013, San Rafael, CA 94915, Tel. (001415) 7478940

SHANGHAI Sandra Schulz, Taiyuan Road, Lane 63, Block 7 (jia), Room 101, Xuhui District, Shanghai 2000 31, Tel. (008621) 34141703

SINGAPUR Jürgen Kremb, 5 Hume Avenue # 05-04, Hume Park 1, 598720 Singapur, Tel. + Fax (0065) 63142004

STAVANGER Gerald Traufetter, Rygjaveien 33a, 4020 Stavanger, Tel. (0047) 51586252, Fax 51583543

TEL AVIV Juliane von Mittelstaedt, P. O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

WARSCHAU P. O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Marc Hujer, Dr. Gregor Peter Schmitz, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkens, Heinz Egleder, Johannes Eltzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Cordelia Freiwald, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Catrin Hammy, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Immisch, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Jürgens, Renate Kemper-Gussek, Jessica Kensicki, Jan Kerbusk, Ulrich Klötzer, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra Öfner, Thorsten Oltmer, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Rainer Staudhammer, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimm, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Hans-Jürgen Vogt, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 65 vom 1. Januar 2011
Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qc.de

Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden
Prinovis, Itzehoe

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffe

DER SPIEGEL (USPS No. 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Subscription price for USA is $350 per annum.
K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St, Englewood, NJ 07631.
Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and additional mailing offices. Postmaster:
Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, PO Box 9868, Englewood, NJ 07631.

Service

Leserbriefe
SPIEGEL-Verlag, Brandstwiete 19, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche
Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:
Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:
Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:
New York Times Syndication Sales, Paris
Telefon: (00331) 53057650 Fax: (00331) 47421711

für Fotos:
Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

SPIEGEL-Shop
SPIEGEL-Bücher, SPIEGEL-TV-DVDs, Titelillustrationen als Kunstdruck und eine große Auswahl an weiteren Büchern, CDs, DVDs und Hörbüchern unter www.spiegel.de/shop
Abonnenten zahlen keine Versandkosten.

SPIEGEL-Einzelhefte (bis drei Jahre zurückliegend)
Telefon: (040) 3007-2948
Fax: (040) 3007-857050
E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Ältere SPIEGEL-Ausgaben
Telefon: (08106) 6604 Fax: (08106) 34196
E-Mail: spodats@t-online.de

Kundenservice
Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,
Sa. 10.00 – 16.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg
Umzug/Urlaub: 01801 / 22 11 33 (3,9 Cent/Min.)*
Fax: (040) 3007-857003
Zustellung: 01801 / 66 11 66 (3,9 Cent/Min.)*
Fax: (040) 3007-857006
* aus dem Mobilfunk max. 0,42 €/Min.
Service allgemein: (040) 3007-2700
Fax: (040) 3007-3070
E-Mail: aboservice@spiegel.de

Kundenservice Schweiz
Telefon: (0049) 40-3007-2700 Fax: (0049) 40-3007-3070
E-Mail: kundenservice-schweiz@spiegel.de

Abonnement für Blinde
Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.
Telefon: (06421) 606265 Fax: (06421) 606259
E-Mail: info@blista.de

Elektronische Version, Stiftung Blindenanstalt Frankfurt am Main
Telefon: (069) 955124-15 Fax: (069) 5976296
E-Mail: m-kirchner@t-online.de

Abonnementspreise
Inland: zwölf Monate € 197,60
Sonntagszustellung per Eilboten Inland: € 717,60
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl. sechsmal UniSPIEGEL
Schweiz: zwölf Monate sfr 361,40
Europa: zwölf Monate € 252,20
Außerhalb Europas: zwölf Monate € 330,20
DER SPIEGEL als E-Paper:
zwölf Monate € 197,60
Halbjahresaufträge und befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung
bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070.
Ich bestelle den SPIEGEL
❑ für € 3,80 pro Ausgabe (Normallieferung)
❑ für € 13,80 pro Ausgabe (Eilbotenzustellung am Sonntag) mit dem Recht, jederzeit zum Monatsende zu kündigen.
Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück.
Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort
Ich zahle
❑ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl Konto-Nr.

Geldinstitut
❑ nach Erhalt der Jahresrechnung. Ein Widerrufsrecht besteht nicht.

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten SP11-001-WT127

SPIEGEL ONLINE

Jeden Tag. 24 Stunden.

MATTHIAS RIETSCHEL / DAPD

THEMA DER WOCHE

Die Baby-Baustelle

PATRICK PLEUL / DPA

KATRINA MANSON / REUTERS

Manche Länder klagen über zu viele Kinder, andere über Nachwuchsflaute. Warum bekommen manche Staaten die Geburtenraten in den Griff – und andere überhaupt nicht? SPIEGEL ONLINE analysiert das Problem in einer Serie:

Welche Staaten mischen sich wie in die Familienplanung ein?

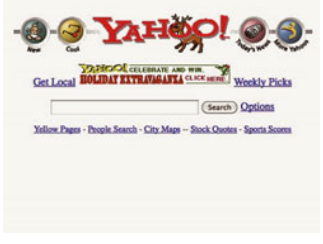
Wie lebt es sich mit zwölf Kindern?

Warum haben Amerikanerinnen mehr Babys als Deutsche?

WIRTSCHAFT | Money talks
Über Geld sprechen die Deutschen nicht gern – eine Auswertung der Steuerstatistik ermöglicht aber den Selbsttest: Was verdiene ich im Vergleich zu meinen Freunden und Kollegen?

PANORAMA | Schwuler Schützenbruder
Dirk Winter ist Schützenkönig einer münsterschen Bruderschaft. Er regiert nicht mit einer Königin, sondern einem Königsgemahl: seinem Lebensgefährten. Ein Besuch.

einestages.de | Am Anfang war nur Text



Datenautobahn, Information Superhighway: Die Metaphern für das World Wide Web versprachen Tempo und Elan. Dabei bremsten viele der ersten Webseiten die Nutzer eher aus. einestages.de erinnert an die Debüts von Amazon, Ebay und Co. – und zeigt, wie sie sich über die Jahre veränderten.

www.spiegel.de – Schneller wissen, was wichtig ist

SPIEGEL TV

MITTWOCH, 27. 7., 20.55 – 22.30 UHR | PAY-TV IM KABELNETZ

SPIEGEL TV DIGITAL

Mehr als nur krumm – Bananen, die sensible Frucht

Nach dem Apfel ist die Banane die zweitbeliebteste Frucht der Deutschen. 15 Kilogramm dieses Obstes verzehren die Bundesbürger durchschnittlich im Jahr. Vom Anbau der Bananen bis zu ihrem Verzehr sind viele Firmen in die Handelskette eingebunden. Die meisten Früchte wachsen in mittelamerikanischen Ländern, im Rumpf eines Kühlschiffs werden sie nach Europa transportiert. Grün kommen die Bananen im Hafen an, reif werden sie an Land.

SONNTAG, 31. 7., 20.15 – 21.05 UHR | SKY

SPIEGEL GESCHICHTE

Roter Alltag – DDR

„Sandmännchen“ und Stasi: Wie sah der sozialistische Alltag hinter dem Eisernen Vorhang aus? Die Geschichten von Spionen im Kalten Krieg und das Leben im Überwachungsstaat ergeben jedoch nur ein unvollständiges Bild vom Alltag in der DDR. Nach der Wende beschrieben viele Menschen ihr Leben dort als „völlig normal“. Manche sehnten sich nach der Sicherheit zurück, die das System ihnen gab, andere vermissten die Privilegien, die mit einem Parteibuch verbunden waren. Wie aber war die Wirklichkeit in einer Gesellschaft, in der die sozialistische Ideologie jeden Aspekt des Lebens durchdrang?

PETER MOLLOY

„Sandmännchen“

SONNTAG, 31. 7., 22.15 – 23.00 UHR | RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Unterirdische Überraschung – Stuttgart 21 im Stresstest; **MS „Sigmar Gabriel“** – Sozialdemokraten als Kreuzfahrer; **Irrgärten der Unterwelt** – Bayerns geheimnisvolle Höhlen.

BEN BEHNKE / DER SPIEGEL

Vermessung im Erdstall Doblberg

GESTORBEN

Lucian Freud, 88. Sein erstes gesprochenes Wort soll „allein“ gewesen sein. So jedenfalls berichtete es seine Mutter. Da lebte die Familie noch in Berlin, 1933 emigrierte sie nach London. Lucian Freud, Enkel Sigmund Freuds, des Begründers der Psychoanalyse, wurde dort, nach einem Zwischenspiel in der Handelsmarine, einer der

STEPHAN AGOSTINI / AFP

großen Sonderlinge der gegenständlichen Malerei, scheu und uneitel im Umgang und entschieden expressiv in seinem Werk. Er porträtierte immer wieder seine Kinder aus verschiedenen Beziehungen, seine Geliebten, Mitglieder des Hochadels und sogar – provozierend kleinformatig – die Queen mit Diadem und finsterem Blick. Doch sein Lieblingsmodell für Akte war lange Zeit Big Sue, die übergewichtige Angestellte eines Arbeitsamts. Menschliches Fleisch, Adern und Falten behandelte der Künstler, dessen Werke bis zu 21 Millionen Euro erzielen, wie alles, was er malte, mit mitleidlosem Blick für das Vergängliche. In seiner zweiten Heimat England wurde der Maler früher als anderswo als einer der größten Künstler der Gegenwart geschätzt. Lucian Freud starb am 20. Juli in London.

Alex Steinweiss, 94. Eigentlich stellte die Plattenfirma Columbia den in Brooklyn geborenen Steinweiss 1939 nur ein, um Pappaufsteller und andere Werbemittel von ihm gestalten zu lassen. Doch der Nachwuchsdesigner hatte eine andere Idee, die stilprägend für das 20. Jahrhundert werden sollte: Er erfand das Plattencover. Damals wurde Musik noch auf Schellack gepresst, ausgeliefert wurden die Platten meistens in schlichten Starkpapierhüllen. Die Idee, diese Fläche zur Gestaltung zu nutzen, war nicht nur brillante Werbung, die die Umsätze der Musikindustrie in ungeahnte Höhen trieb. Sie sollte auch kulturell wegweisend werden: Musik und Grafik gehörten von nun an zusammen. Steinweiss gestaltete über 2000 Plattencover, darunter Klassiker wie André Kostelanetz’ Aufnahme von George Gershwins „Rhapsody in Blue“. 1972 zog er sich aus dem Geschäft zurück. Neben all den Langhaarigen im Musikgeschäft habe er sich alt gefühlt, sagte er später. Alex Steinweiss starb am 17. Juli in Sarasota, Florida.

GOTTLIEB/JAZZPHOTOS/LIBRARY OF CONGRESS

Markus Prachensky, 79. Er lebte in Wien, Paris, Berlin, Stuttgart und Los Angeles, doch egal wo er seine Inspirationen auch sammelte, sie manifestierten sich stets in einer Farbe: Rot. Mit wenigen, kräftigen Pinselstrichen hielt der Maler fest, was er auf seinen Lebensstationen sah. Ihren Anfang nahm Prachenskys Karriere in Wien, wo er zunächst Architektur und dann Malerei studierte und wo er zusammen mit Arnulf Rainer, Josef Mikl und Wolfgang Hollegha 1956 die avantgardistische Künstlergruppe „St. Stephan“ gründete. Seine abstrakten Bilderserien tragen Titel wie „California Paintings“, „Hongkong Ramble“ oder „Swing de Provence“. Dabei war der österreichische Expressionist so produktiv, dass man seine Behauptung, die Pinsel würden in seinem Kopf weitermalen, wenn er sich schlafen lege, unbedingt glauben mochte. Markus Prachensky starb in der Nacht zum 16. Juli in Wien.

HBF / DPA

Juan María Bordaberry, 83. Der 1971 zum Präsidenten von Uruguay gewählte Politiker war ein Verräter an der Demokratie: Er rief 1973 die Generäle an die Macht und ebnete damit einer zwölf Jahre währenden brutalen Diktatur den Weg. Im Kampf gegen die linke Stadtguerilla Tupamaros ließen die Militärs Zehntausende ins Gefängnis sperren und foltern, rund ein Drittel der Bevölkerung des kleinen Landes ging ins Exil. Bordaberry, Sohn eines reichen Landbesitzers, verachtete die Parteien, er wollte einen autoritären „Neuen Staat“ begründen – und verprellte auch die Streitkräfte. Nach drei Jahren ersetzten sie ihn durch einen anderen Zivilisten. Von seiner Ranch aus diente er den Militärs fortan als Agent der „Operación Cóndor“, der geheimen Zusammenarbeit der Diktaturen von Argentinien, Bolivien, Brasilien, Chile, Paraguay und Uruguay bei der Verfolgung und Ermordung von Oppositionellen. Im Februar 2010 wurde er wegen mehrerer Morde an Oppositionellen und Verfassungsmissbrauchs zu 30 Jahren Gefängnis verurteilt. Juan María Bordaberry starb am 17. Juli in Montevideo.

Kali Arulpragasam, 37, Schmuckdesignerin und ältere Schwester der britischen Politpop-Sängerin M.I.A., leistet einen eigenwilligen Beitrag zur Förderung des Weltfriedens. Mit ihrer neuen Kollektion „Murder“ will die tamilische Goldschmiedin auf den Bürgerkrieg in ihrer Heimat Sri Lanka aufmerksam machen und ein Porträt der „Unmenschlichkeit dieser Welt“ zeichnen. Ihre Ketten, Broschen

Arulpragasam

und Ringe sollen optisch an Schusswunden und Messerstiche erinnern – die Künstlerin will so an Folteropfer gemahnen. Arulpragasams Lieblingsstück ist eine lange Kette, die mit Gold, Rubinen und Saphiren blutige Einschusslöcher einer Maschinenpistolen-Salve darstellt. „Jeder, der den Frieden unterstützen will“, sollte den ausgefallenen Schmuck tragen, findet Arulpragasam.

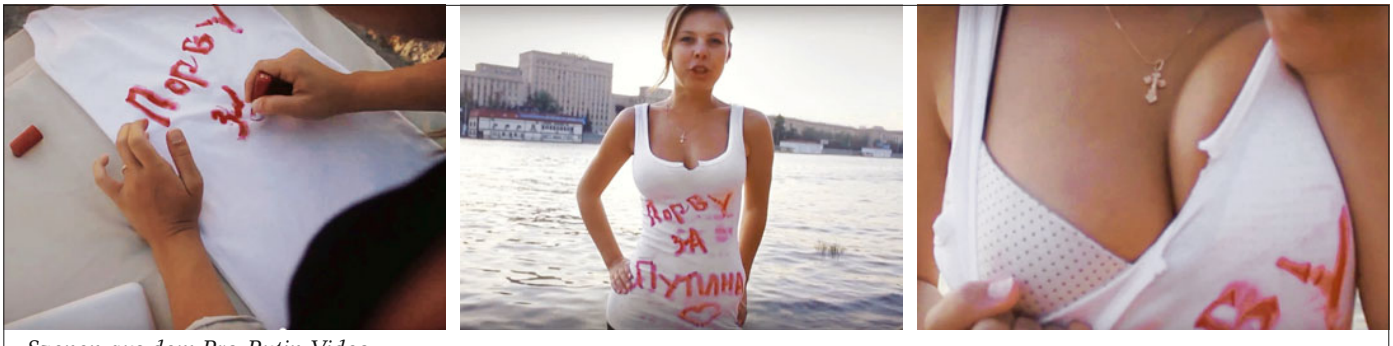
Beate Merk, 53, bayerische Justizministerin, hat sich den Zorn von Umweltschützern zugezogen. Die CSU-Politikerin besuchte bei der Frauenfußball-Weltmeisterschaft das Viertelfinale Schweden gegen Australien in Augsburg. Während die Ministerin auf der Ehrentribüne saß, so beschwerten sich Stadionmitarbeiter später, soll der Motor von Merks Dienstwagen weitergelaufen sein. Selbst nach dem Hinweis, die WM sei umweltfreundlich und laufe unter dem Motto „Green Goal“, habe der Fahrer den Motor nicht abgestellt. Seine Begründung: Die Klimaanlage müsse in Betrieb sein, dem Hund der Ministerin werde es sonst zu heiß. Merk erklärte, sie habe keine Anweisung gegeben, den Motor laufen zu lassen. Allerdings gebe es auf dem Parkplatz des Augsburger Stadions keinen Schatten, und die Temperaturen seien an diesem Tag für Mensch und Tier unzumutbar gewesen.

Karl Lauterbach, 48, Gesundheitsexperte der SPD, hält Politiker grundsätzlich für suchtgefährdet. „Politik ist nun mal ein Risikoberuf, auch wenn das selten bis nie öffentlich diskutiert wird“, sagt der Bundestagsabgeordnete. 60 bis 80 Stunden pro Woche, abendliche Termine, lange Reisen und viele Ortswechsel begünstigten Alkoholprobleme, so Lauterbach. Für Aufsehen hatte vor kurzem der CDU-Abgeordnete Andreas Schockenhoff gesorgt, als er sich öffentlich dazu bekannte, alkoholkrank zu sein. Lauterbach selbst versucht der Gefahr des übermäßigen Trinkens mit einfachen Regeln zu begegnen: viel Sport, Alkohol erst nach 19 Uhr – „und dann nur Rotweine guter Qualität. Damit gehe ich bei den meisten Veranstaltungen schon mal leer aus“.

OLYCOM / ACTION PRESS

Berlusconi um 1955

Silvio Berlusconi, 74, italienischer Ministerpräsident, erhält interessante Jobangebote für die Zukunft. Adriane Avagliano, Chefin eines traditionsreichen Restaurant-Bar-Betriebs im Badeort Marina di Campo auf der Insel Elba, würde gern an alte Zeiten anknüpfen: „Berlusconi kann bei uns wieder anfangen.“ In den fünfziger und sechziger Jahren musizierte Jurastudent Berlusconi in der italienweit bekannten Bar Kontiki auf der Mittelmeerinsel, wo er auf Showgrößen wie Tony Renis traf. Renis ist der Schöpfer des Klassikers „Quando, Quando, Quando“. Staatschef Berlusconi hat jüngst auf eine erneute Kandidatur 2013 verzichtet.



Szenen aus dem Pro-Putin-Video

Wladimir Putin, 58, russischer Ministerpräsident, der gern seinen Sex-Appeal betont, erhält weibliche Unterstützung für seinen Karrierefortgang. Mehr als tausend junge Frauen schlossen sich der neuen „Putin-Armee“ an. Sie sind bereit, „etwas oder jemanden für Putin zu zerreißen“, wie die Studentin Diana in einem Videoclip auf YouTube erklärt, der innerhalb weniger Tage mehr als 1,5 Millionen Mal aufgerufen wurde. „Ich bin verrückt nach dem Mann, der das Leben unseres Landes verbessert hat“, schwärmt Diana, ehe sie ihr T-Shirt zerfetzt und einen Wettbewerb um das beste Video zur Unterstützung des „Präsidenten“ ausruft. Die Frauen werben für Putins Rückkehr in den Kreml. Eine andere Gruppe namens „Ich fahre wirklich auf Putin ab“ hat derweil angefangen, in Bikini und High Heels kostenlos Autos während den Hauptverkehrszeiten in Moskau zu waschen, allerdings nur Wagen aus einheimischer Produktion. „Wie Putin wollen wir die russische Industrie unterstützen“, sagen sie.

Liv Tyler, 34, amerikanische Schauspielerin („Herr der Ringe“), kämpft gegen alte Verhaltensmuster. Die Tochter des Models Bebe Buell und des Aerosmith-Sängers Steven Tyler wuchs zunächst bei ihrer Tante, später bei ihren Großeltern auf, zwischendurch war sie in der Obhut ihrer Mutter. Mit acht Jahren fand Liv heraus, dass Steven Tyler ihr leiblicher Vater ist – und nicht Todd Rundgren, der damalige Lebensgefährte ihrer Mutter. Diese Verwirrungen in ihrer Kindheit hätten sie natürlich geprägt, gestand Liv Tyler jetzt der „Sunday Times“. Sie sei aber gut mit den wechselnden Bezugspersonen zurechtgekommen, weil sie „sehr anpassungsfähig“ sei. Den Erwartungen anderer zu entsprechen sei ihr immer schon leichtgefallen. Damit solle nun aber Schluss sein; sie versuche jetzt, „ein bisschen mehr zu definieren, was ich selbst will, statt darauf zu achten, was andere Leute wollen“.

CLIFF WATTS / ICON

Volker Bouffier, 59, hessischer Ministerpräsident, wurde Opfer des berüchtigten Brüsseler Verkehrschaos. Zunächst schaffte es sein Fahrer noch, den Unionspolitiker zwischen Europaparlament und EU-Kommission mehrmals hin- und herzuchauffieren und pünktlich zu sein. Bouffier hatte nacheinander Verabredungen mit Abgeordneten von CDU und CSU, mit EU-Kommissar Günther Oettinger, mit Martin Schulz, dem Fraktionsvorsitzenden der europäischen Sozialdemokraten, und mit dem polnischen EU-Kommissar Janusz Lewandowski. Am Nachmittag jedoch, auf dem Weg zu einem Journalistengespräch in der Hessischen Landesvertretung, blieb der Dienstwagen des Regierungschefs im Feierabendstau stecken. Für Besuche deutscher Ministerpräsidenten sieht das EU-Protokoll weder Blaulicht noch Motorradeskorten vor. Kurzentschlossen verließ Volker Bouffier seine Limousine – und nahm die Brüsseler U-Bahn.

Sarah Palin, 47, amerikanische Konservative, der Ambitionen auf eine US-Präsidentschaftskandidatur nachgesagt werden, muss sich einmal mehr vernichtende Kritik gefallen lassen. Eine zweistündige Filmdokumentation über die ehemalige Gouverneurin aus Alaska wird in den USA landesweit verrissen. Die Feuilletonschreiber betteln förmlich darum, dass der Film wieder aus den Kinos genommen wird. Auf der Internetseite rottentomatoes.com erhielt „The Undefeated“ bisher null Punkte – die Website gilt als untrüglicher Indikator für die Bedeutung eines Streifens. Inzwischen haben sich auch die Veranstalter der „Goldenen Himbeere“ zu Wort gemeldet. Die Negativauszeichnung für die schlechtesten Filme, Schauspieler oder Drehbücher des Jahres wird traditionell einen Tag vor den Oscars verliehen. Der Gründer der Anti-Oscars sagte der „Los Angeles Times“, Sarah Palins Doku sei „maßgeschneidert“ für einen der in Hollywood gefürchteten Preise.

Dominique Horwitz, 54, aus zahlreichen deutschen Kino- und Fernsehproduktionen bekannter Schauspieler mit französischer Staatsangehörigkeit, will Wirrungen seiner Biografie korrigieren. Horwitz’ Vater war ein Berliner Jude, der wegen der Nazis nach Frankreich emigrieren musste; seine Mutter stammt aus Ostpreußen. Dominique Horwitz wurde in Paris geboren, kam mit der Familie 1971 nach Berlin und machte dort sein Abitur; seit Jahren lebt der Künstler gemeinsam mit seiner Frau **Anna Wittig,** 40, in Thüringen. Nun sei es an der Zeit, „bestimmte Sachen“ geradezurücken, die „nicht hätten passieren dürfen“, sagte Horwitz in der Radio-Sendung „SWR1 Leute“. Er kündigte an, die deutsche Staatsbürgerschaft zu beantragen: „Letztlich bin ich Preuße und hätte auch gerne einen preußischen Pass. Darum werde ich mich kümmern.“

GABSCH / POP-EYE / PICTURE-ALLIANCE

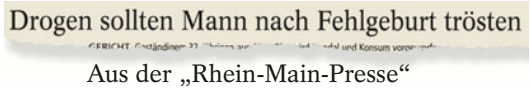
Horwitz, Wittig

Aus dem Fernsehprogramm der „Leipziger Volkszeitung“: „Polizeiruf 110: Fliegende Holländer (DDR 2001)“.

Anzeige in den „Westfälischen Nachrichten“

Aus einer Zubereitungsempfehlung: „Die Gnocchetti/Nockerl sind fertig, wenn Sie auf dem Kochwasser schwimmen.“

Aus der „Abendzeitung“: „Gesucht sind zuverlässige Bürger zwischen 18 und 60 Jahren, die etwa 15 Wochen pro Monat Zeit haben, auch nachts und am Wochenende.“

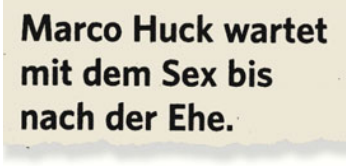


Aus der „Rhein-Main-Presse“

Bildunterschrift aus der „Walsroder Zeitung“: „Blumenmädchen: Die beiden Wegener-Töchter sind heute die Frau des amtierenden Bürgermeisters sowie in der Kommunalpolitik aktiv.“

Aus der „Neuen Osnabrücker Zeitung“

Aus dem „Fliege Magazin“: „Es gibt ein paar Stellen auf und an Ihrem Körper, die sind sensibler als andere. Berührt man diese, gelangt man gleich in die Mitte des Herzens. Sicher sind das unter anderem auch die Körperstellen, die geradezu darauf hin konzipiert sind, den direkten Kontakt zum Herzen sicherzustellen, also unsere erogenen Zonen.“



Aus dem „Trierischen Volksfreund“

Aus der „Bild“: „Die Tierschützerin und frühere Filmschauspielerin Brigitte Bardot (76) hat Landwirtschaftsministerin Ilse Aigner (46, CDU) in einem Brief kritisiert. Die Politikerin unternehme nichts gegen die Ächtung von Stopfleber-Erzeugnissen bei der Kölner Nahrungsmittelmesse Anuga.“

Zitate

Die „Berliner Zeitung“ zum SPIEGEL-Bericht „Europa – Erloschene Leidenschaft“ über den Unmut innerhalb der CDU wegen Angela Merkels Europapolitik (Nr. 29/2011):

Wenige Tage vor der Landtagswahl in Baden-Württemberg hatte der schwerkranke Kohl sein langes Schweigen zur aktuellen Politik gebrochen und Merkels Atomwende so massiv kritisiert, dass man ihm unterstellen konnte, er würde seiner Nachfolgerin ein Wahldesaster wünschen. Das dann ja auch gekommen ist. Entsprechend plausibel hatten auch die Zitate geklungen, die der SPIEGEL nun veröffentlichte. Das Magazin hatte geschrieben, Kohl habe sich bei Vertrauten beschwert, Merkels Europa-Politik sei „sehr gefährlich“, und gesagt: „Die macht mir mein Europa kaputt.“ Kohl dementierte umgehend über sein Hausorgan, die Wahrheits-Postille „Bild“ … Es könnte auch so sein, dass Kohl … sich auch hier nicht erinnert, was er gesagt hat. Es könnte sein … dass er nicht wollte, dass sein Ärger über Merkels Europa-Politik veröffentlicht wird, jedenfalls nicht im ungeliebten SPIEGEL, den er vielleicht sogar noch etwas weniger mag als Angela Merkel.

Die spanische Tageszeitung „El País“ am vergangenen Donnerstag zum selben Artikel und in Erwartung des EU-Krisengipfels:

Es gab ein Geheimnis namens Merkel, das auch mit ihrer Wiederwahl 2009 nicht gelüftet wurde. Man wusste nicht, war sie eine Eiserne Lady wie Margaret Thatcher, also eine verkappte Ultraliberale, oder vertrat sie eine neue soziale Rechte, war sie also eine heimliche Sozialdemokratin? Sie ist weder das eine noch das andere. Das Nachrichten-Magazin SPIEGEL formulierte es deutlich und drastisch: „Es ist unklar, ob sie Staatsfrau sein will oder Königin des Boulevard.“ Heute werden wir es erfahren.

Die „Welt“ zur SPIEGEL-Prisma-Meldung „Mobilfunk – Fälschung an der Charité“ (Nr. 28/2011):

Eine an der Charité entstandene Doktorarbeit zum Thema Handystrahlung soll auf gefälschten Daten beruhen. Diesen Vorwurf erhebt Biologieprofessor Alexander Lerchl von der Jacobs-Universität Bremen … Viel brisanter sei jedoch, dass die im Rahmen des 2004 beendeten „Reflex“-Projektes unter Professor Tauber entstandene Dissertation laut SPIEGEL weitere Labore anderer Unis zu Untersuchungen von Funkwellen auf Zellgut veranlasst habe – offenbar finanziert mit EU-Mitteln.